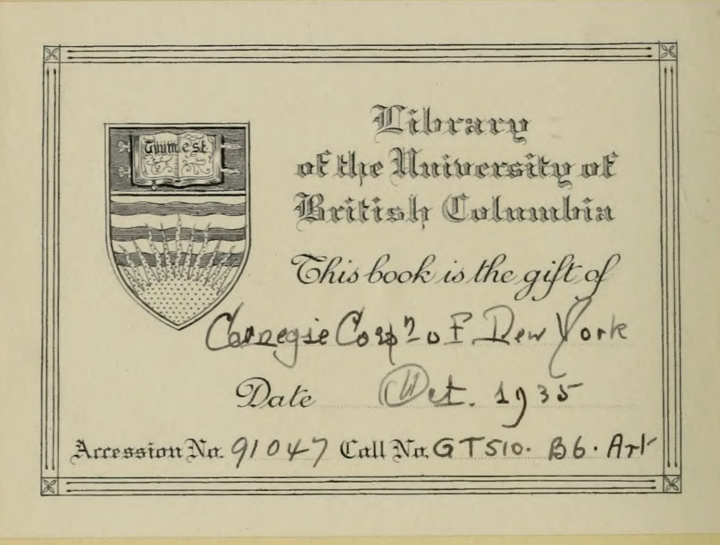








Die Göttin Roma

Fresko der konstantinischen Zeit. Palazzo Barberini, Rom

Aus Wilpert, Römische Mosaiken, Herder & Co., Freiburg i. B.

DIE MODE

Menschen und Moden im Mittelalter
Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance

Nach Bildern und Kunstwerken der Zeit
ausgewählt und geschildert von
Max von Boehn



MÜNCHEN / BEI F. BRUCKMANN A.-G.

Printed in Germany
Klischees und Druck von F. Bruckmann A.-G., München 1925

VORWORT

Das Werk, von dem Verfasser und Verlag hiermit dem Publikum den letzten Band vorlegen, versucht, wie der Titel besagt, eine Darstellung der »Mode«. Es erhebt nicht den Anspruch eine Geschichte der Tracht geben zu wollen. Eine solche, will sie den Ansprüchen der Wissenschaft genügen, wird wohl noch lange nicht geschrieben werden können, da die nötigen Vorarbeiten noch nicht weit genug gefördert sind. Die »Mode« befaßt sich nur mit den Wandlungen in der Kleidung der oberen Stände. Mehr hat der Verfasser nicht geben wollen und wer den Stoff und seine Schwierigkeiten kennt, wird zugeben, daß er auch nicht mehr hat geben können.

Zum erstenmal ist in den vorliegenden acht Bänden der Versuch unternommen worden, die Entwicklung der Mode an der Hand der gleichzeitigen Kunstdenkmäler darzustellen. Es ist nur authentisches Material herangezogen worden, das, soweit es irgend möglich war, streng chronologisch geordnet wurde. In den Fällen, in denen die Originale der Bilder ein Datum tragen, ist es der Unterschrift beigefügt worden. Zwischen diese zeitlich fest begrenzten Abbildungen sind jene eingeschaltet worden, deren Datum nur annähernd vermutet werden konnte, ein Verfahren, welches Irrtümer nicht ausschließt. Die Möglichkeit einen Fehlschluß zu tun, ist natürlich umso größer, je länger der Zeitraum ist, um den es sich handelt und je geringer die Veränderungen sind, welche in der Mode zutage treten. Wer sich jemals selbst mit diesen Fragen beschäftigte, weiß, welche Rätsel sie aufgeben, und wird das Unternehmen mit Nachsicht betrachten.

Zwanzig Jahre sind vergangen seit der Verlag den Bücherfreunden den ersten Band der »Mode« vorlegen durfte. Wenn die so überaus günstige Aufnahme, die sie gefunden hat, es erlaubte, den Rahmen der Darstellung immer weiter zu fassen, bis sie, die ursprünglich nur das neunzehnte Jahrhundert

behandeln sollte, schließlich im hohen Mittelalter anlangte, so möchten Verfasser und Verlag es dem lebhaften Interesse zuschreiben, welches sie trug und förderte. Gern ergreifen sie die Gelegenheit, sich beim Abschluß ihres langwierigen Unternehmens bei den Herren zu bedanken, welche sie von Anfang desselben bis zum Ende durch ihr Entgegenkommen besonders unterstützten. Es sind Herr Geheimrat Dr. Friedländer, Direktor des Kupferstichkabinetts der Museen, Herr Professor Dr. Glaser, Direktor der Kunstbibliothek und Herr Geheimrat Dr. Jessen, sämtliche in Berlin.

SEPTEMBER 1925 MAX VON BOEHN
VERLAGSANSTALT BRUCKMANN

MENSCHEN UND MODEN IM MITTELALTER

Inhalts-Übersicht

ERSTES KAPITEL:

Die Wirtschaft S. 1 — Das Heer S. 4 — Die Germanen S. 6 — Das Lateinertum S. 6 — Die lateinische Sprache S. 8 — Das Christentum S. 10 — Die Kirche S. 16 — Kirche und Staat S. 21 — Das deutsche Kaisertum S. 24 — Das Reich der Westgoten S. 26 — Kampf zwischen Kirche und Staat S. 29 — Die tote Hand S. 31 — Der Klerus S. 32 — Heidentum und Christentum S. 33 — Mosaismus S. 35 — Klosterreform S. 36 — Wissenschaft S. 40 Scholastik S. 42 — Die Theologie S. 44 — Die Schule S. 46 — Frauenbildung S. 50

ZWEITES KAPITEL:

Staatsverfassung S. 53 — Lehnswesen S. 54 — Königtum S. 56 — Nationalismus S. 58 — Frankreich S. 59 — Verkehr S. 61 — Wallfahrten S. 62 — Kreuzzüge S. 62 — Schiffahrt S. 64 — Die Städte S. 68 — Die Hansa S. 70 — Das Geld S. 70 — Geldwert S. 73 — Löhne S. 74 — „Eigentum ist Diebstahl" S. 74 — Das Recht S. 75 — Das Gottesurteil S. 76 — Das römische Recht S. 78 — Raubrittertum S. 80 — Die Folter S. 81 — Die Feme S. 83

DRITTES KAPITEL:

Das Rittertum S. 86 — Ritterschlag S. 88 — „Ehre" S. 90 — Frauenverehrung S. 90 — Die Ehe S. 94 — Die Liebe S. 96 Ritterliche Kriegführung S. 102 — Ritterorden S. 106 - Pulver und Blei S. 107 — Die religiösen Bruderschaften S. 109 — Albigenser S. 111 — Mystik S. 112 — Die „Individuation" S. 113 — Dante S. 114 — Petrarca S. 114 — Kommunismus S. 118 — Buchdruckerkunst S. 119

VIERTES KAPITEL:

Die Kunst S. 121 — Römische Provinzkunst S. 126 — Ravenna S. 126 — Byzanz S. 127 — Der romanische Stil S. 128 — Hildesheim S. 132 — Romanische Malerei S. 134 — Romanische Kunst S. 134 — Der gotische Stil S. 136 — Bürgerliche Baukunst S. 143 — Gotische Plastik S. 145 — Gotische Malerei S. 146

FÜNFTES KAPITEL:

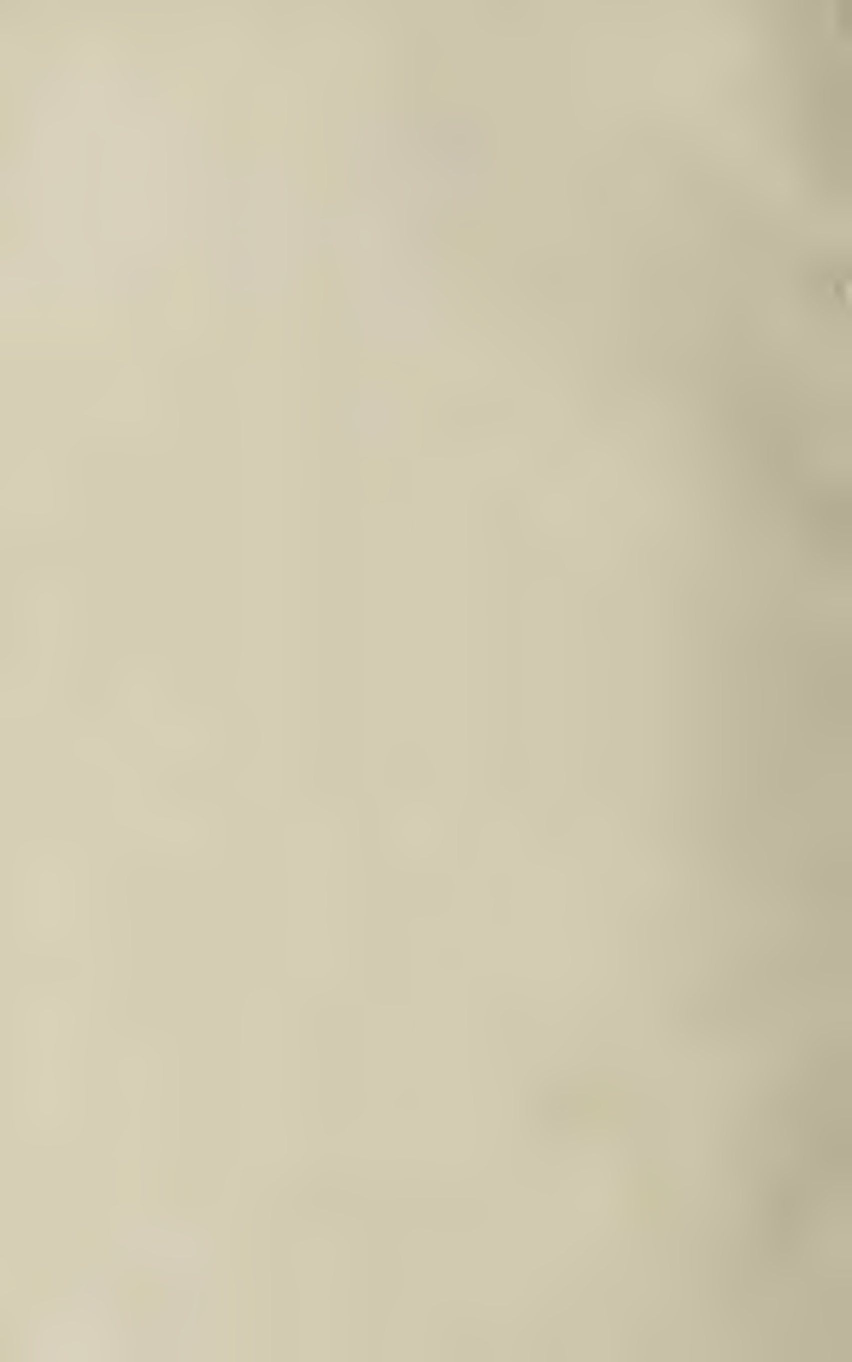
Die Tracht S. 152 — Die Tunika S. 152 — Das Beinkleid S. 154 — Die Toga S. 156 — Das Pallium S. 156 — Die Germanen S. 162 — Die Franken S. 166 — Karl der Große S. 168 — Mi-parti S. 174 — Der Ärmel S. 175 — Die Schleppe S. 176 — Das Hemd S. 178 — Das Korsett S. 178 — Kleidung des Ritters S. 179 — Pelzwerk S 180 — Die Frau in der höfischen Zeit S. 182 — Stoffe S. 184 — Seide S. 188 — Stickerei S. 188 — Schneiderei S. 189 — Die Frisur S. 192 — Die Kopfbedeckung S. 193 — Schmuck S. 197 — Der Gürtel S. 198 — Neue Mode S. 200 — Einfluß der Rüstung S. 203 — Zattelung S. 209 — Mi-parti S. 210 — Stickerei S. 212 — Mäntel S. 213 — Die Gugel S. 214 — Der Schuh S. 214 — Knöpfe S. 217 — Die Schleppe S. 217 — Die Hauben S. 218 — Die Schellen S. 220 — Décolleté der Herren S. 223 — Burgund S. 224 — Die Hornfessel S. 226 — Der Ärmel S. 227 — Der Hut S. 228 — Die Sendelbinde S. 228 — Haar und Bart S. 230 — Kostbare Stoffe S. 231 — Schwarz S. 232 — Farben S. 234 — Die Schleppe S. 234 — Schmuck S. 236 — Damenhüte S. 236 — Kleider-Ordnungen S. 238 — Die Mode S. 242

SECHSTES KAPITEL:

Das Haus S. 245 — Die Burg S. 246 — Beleuchtung S. 246 — Möbel S. 247.



Kaiserin Galla Placidia (Ao. 430)
Elfenbein-Diptychon. Kathedrale, Monza





Verstorbener in der Haltung eines Betenden

Fresko in der Kallistus-Katakombe
Zweite Hälfte des 3. Jahrh.

Weder das Christentum von innen, noch die Völkerwanderung von außen haben der antiken Welt den Untergang bereitet, sie ging an sich selbst zugrunde. Der römische Staat war schon lange an der Wurzel faul, ehe auch nur ein Barbar die Hand erhob, um ihn zu fällen. Rom war ein reiner Militärstaat gewesen, auf Expansion angelegt. Es bestand, so lange die Eroberungen dauerten, es kam zum Stillstand und damit zum Verfall, als es nichts mehr zu erobern gab. Da erst zeigte die soziale Struktur der römischen Gesellschaft, daß ihr Aufbau auf einem Grund beruhte, der aufgehört hatte, noch länger tragfähig zu sein.

Die Wirtschaf

Der Sklave war die Voraussetzung und unentbehrliche Vorbedingung der römischen Kultur. Als im Laufe des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. die Eroberungskriege aufhörten, begann die Sklavenkaserne sich zu entleeren, denn es fehlte ihr der notwendige Nachschub. Die Zufuhr des Menschenmaterials hörte auf und damit begann ein Arbeitermangel, der allmählich die gesamte Wirtschaft brachlegte. Ökonomisch war der Sklavenhalter der Träger der antiken Kultur, ein Umstand, der der wirtschaftlichen Betätigung außerordentlich enge

Grenzen zog. Die Bedarfsdeckung geschah nur aus eigenen Mitteln, von Arbeitsteilung, freier Produktion, allgemeinem Güterverkehr war nicht die Rede. Jeder Markt genügte sich selbst, an eine Produktion über das nächste Bedürfnis hinaus wurde nicht gedacht; sie wurde unmöglich, seit die schaffenden Hände zu fehlen anfingen. Mit diesen Zuständen hing es auch zusammen, daß Handwerk und Ackerbau technisch rückständig blieben und in keiner Weise Fortschritte aufzuweisen hatten. Die Bestellung des Ackers geschah in hergebrachter Weise, mit Hilfe unvollkommener Methoden, und wer jemals das Handwerkszeug mit Augen sah, das Herkulanum und Pompeji der Nachwelt aufbewahrten, der wird zwar den Geschmack und den hochentwickelten künstlerischen Sinn bewundert haben, die bei seiner Ausgestaltung mitsprachen, aber auch mit Kopfschütteln festgestellt haben, wie kindlich und primitiv diese Instrumente vom technischen Standpunkt aus gesehen sind. Seit die Sklaven fehlen, beginnt das ohnehin lockere Gefüge der Wirtschaft sich aufzulösen, der Zusammenhang zwischen Stadt und Land hört auf, eine allgemeine Verarmung tritt ein. Wundervolle Straßen durchziehen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung, zur Zeit Hadrians und der Antonine konnte man vom Ganges bis zum Piktenwall auf ihnen reisen, aber sie dienen nur den Zwecken der Heere und sind für den Handel durch hohe Binnenzölle gesperrt.



Eine Verstorbene in der Haltung einer Betenden. Fresko in der Katakombe der Vigna Massimo
Erste Hälfte des 4. Jahrh.

Die römische Kaiserzeit war eine Epoche, in der die Welt immer ärmer und mutloser wurde. Wie die Politik Roms eine solche der Eroberung, so war seine Verwaltung eine des Raubes und der Erpressung. Mißbrauch der Amtsgewalt war und blieb herkömmlich, jeder römische Beamte sah seine Stellung nur als ein Mittel an, sich persönlich zu bereichern. Unaufhörlich mußten die Abgaben erhöht werden und doch warfen die Steuern immer weniger ab. Sie ließen sich nur mit den größten Schwierigkeiten eintreiben und wurden schließlich unerschwinglich. Man wußte sich am Ende nicht mehr anders zu helfen, als daß man in den Städten hervorragende Persönlichkeiten, die im Rufe besonderen Reichtums standen, für die Gemeinde haften ließ. Dadurch wurden sie ruiniert, ohne daß doch der Fiskus zu dem Seinen kam. Ebenso verhängnisvoll war die Maßregel, die Steuereintreibung Generalpächtern zu übertragen, die sich für das Risiko, das sie liefen, durch erbarmungslose Aussaugung schadlos zu halten wußten. Auch das letzte verzweifelte Mittel finanzieller Beängstigung blieb nicht unversucht: die Münzverschlechterung. Die Kaiser schlugen Münzen, die immer geringer in ihrem Feingehalt wurden, und sie erzielten selbstverständlich



Maria mit dem Christuskinde. Fresko in der Katakombe der hl. Priscilla
Zweite Hälfte des 3. Jahrh.

nichts als ein starkes Heraufgehen aller Preise. Das Publikum schrieb diese Erscheinung der Gewinnsucht der Händler zu, und da man wirtschaftlichen Problemen gegenüber völlig ahnungslos war, auch die inneren Zusammenhänge nicht erkannte, so glaubte man durch ein gesetzliches Festlegen der Preise eine Änderung herbeiführen zu können. Dieser Anschauung verdankt das berühmte Gesetz Diokletians seine Entstehung, das versuchte, ohne jede Rücksichtnahme auf Angebot und Nachfrage, für alle Gegenstände des Verbrauchs einen Maximalpreis festzusetzen. Das war soviel wie ein Schlag ins Wasser. Der Zinsfuß stieg zu einer nie gekannten Höhe. Als Konstantin der Große den legalen Zinsfuß auf 12 % bestimmte, betrug der illegale schon längst 48 %.

Das Heer Der unaufhaltsame Prozeß des Verfalls, der sich des ganzen Staatswesens bemächtigte, kam denn auch zuerst da zur Geltung, wo der Lebensnerv des Staates lag, bei dem Heer. Mit jedem Jahr wuchs der Umfang des Reiches und jedes Jahr wurde es schwieriger, die Truppen aufzubringen, die man brauchte. Schon gegen das Ende der Republik sah man sich genötigt, um die Soldaten zufrieden zu stellen, ihnen in Italien Äcker zuzuteilen, die man willkürlich ihren rechtmäßigen Besitzern wegnahm. Auf diese Weise hat bekanntlich Vergil sein von den Eltern ererbtes Landgut eingebüßt. Unter den Kaisern wurden keine Eroberungskriege mehr geführt, aber die weit ausgedehnten Reichsgrenzen erforderten nur zum nötigsten Schutz Armeen, die man nicht mehr aufstellen konnte, weil keine Mittel für die Löhnung vorhanden waren und vollends keine, um Rekruten anzuwerben oder zu kaufen. Die Marine verfiel vollständig. Zur See haben die Römer sich nie ausgezeichnet, sie waren und blieben Küstenfahrer, in der Schiffsbaukunst auf einem Niveau, das künstlerisch zwar sehr hoch lag, technisch aber in der Unvollkommenheit verharrte. Sie sind von den Rudern nie losgekommen. Als die Kriegsmarine des römischen Reiches ihrer Aufgabe nicht mehr gerecht wurde, nahm der Seeraub in einem Grade überhand, daß die Küsten verödeten, die Einwohner die Seestädte verließen und sich weiter im Innern ansiedelten. Ostia wurde zerstört, Puteoli lag in Ruinen, Brindisi versandete und der Hafen von Ravenna versumpfte.

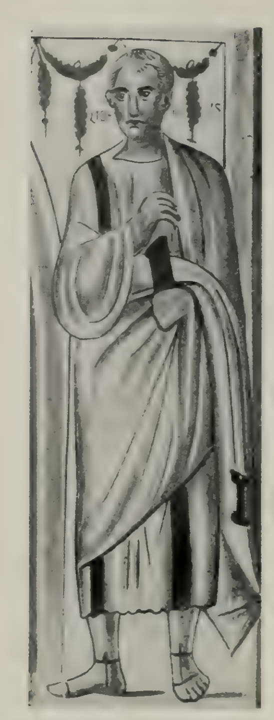
Das staatliche Leben stagnierte, es besaß nicht mehr die Kraft,



Die verstorbene Frau Grata in der Haltung einer Betenden. Fresko in der Katakombe der Vigna Massimo
Mitte des 4. Jahrh. (Abb. S. 1—6: Aus Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms, Herder & Co., Freiburg)

sich aus sich selbst zu regenerieren. Rom war die Herrin der Welt, aber seine Bürger waren Bettler, die keine Scholle Land ihr eigen nannten. Die Barbaren der Völkerwanderung haben einem durch und durch morschen Haus nur den letzten Stoß versetzt, der es zum Einsturz brachte, aber es war doch so fest gefügt, daß es nicht auf einmal fiel. Als den Römern schon lange die Kraft gebrach, sich zu wehren, da behaupteten sie sich noch immer durch die List. Die Kaiser, welche die Barbaren nicht hindern konnten, in das römische Gebiet einzubrechen, machten gute Miene zum bösen Spiel und gaben sich den Anschein, die ungebetenen Gäste als Bundesgenossen anzusehen. Lange Jahre wurde es dann die Aufgabe der römischen Staatskunst, diese verschiedenartigen Bundesgenossen gegeneinander auszuspielen, um, durch den Streit der Fremdlinge geschützt, die eigene klägliche Existenz kümmerlich fort-

Die Germanen



Der hl. Liberius. Ausschnitt aus der Auferwekkung des Lazarus. Fresko in der Katakombe des Praetextat
Zweite Hälfte des 4. Jahrh.

zufristen. In dieser Diplomatie waren die Römer Meister, aber all die kleinen Künste von Lug und Trug und Doppelzüngigkeit haben den Untergang nur hinausschieben, nicht aufhalten können.

Und dabei waren sie außer in der Körperkraft den Barbaren in allen Dingen weit überlegen. Den germanischen Stämmen trat auf römischem Boden eine Kultur entgegen, mit der fertig zu werden über ihr Vermögen ging. Sie befanden sich noch im Zustand eines wandernden Jägervolkes, das kaum über die Anfangsstadien des Ackerbaues hinaus war und hier hätten sie in ummauerten Städten wohnen sollen. Sie sollten das Nomadenleben fessellosen Umherschweifens mit einer durch nachbarliche Feinde eingeengten Ansässigkeit vertauschen, sie standen anderem Glauben und anderem Recht gegenüber und es hätte einer völligen psychologischen Umstellung für sie bedurft, um sich in den veränderten Verhältnissen zurechtzufinden. Diese neue Einstellung haben sie nicht gefunden. Sie haben sich nicht zu behaupten vermocht, sondern sind spurlos unter den Völkern verschwunden, zu deren Herren sie sich doch gemacht hatten. Völkerdünger! Sie büßten ihre Sprache ein und ihre Sitten, die Vorzüge ihres Wesens gingen verloren. Schon Theodorich der Große beklagte sich darüber, daß die reichen Goten nichts Besseres wüßten, als die Römer nachzuäffen.

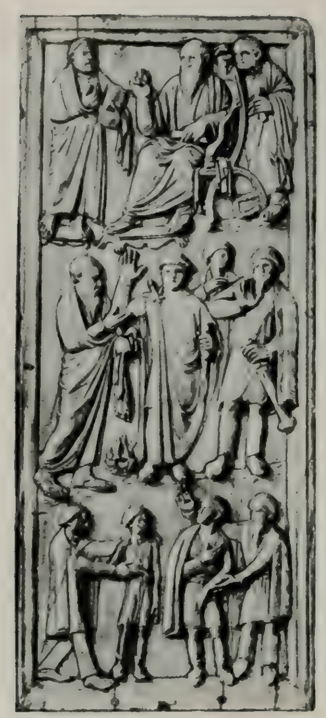
Das Lateinertum

Die Macht des römischen Reiches, soweit sie mit der Kraft der Selbstbehauptung zusammenhing, war gebrochen, das Lateinertum als Kulturfaktor behauptete sich siegreich allen äußeren Niederlagen zum Trotz. Noch im Untergang warf die alte Welt den Nordlichtschein ihrer Kultur über die neue,



Stilicho, Serena und Eucharius. Elfenbein-Diptychon aus dem Jahre 400. Kathedrale in Monza

die eben heraufzudämmern begann und teilte ihr eine eigentümliche Färbung mit. »Es war ein ungeheures geschichtliches Phänomen«, schreibt Paul von Winterfeld, »wie die christliche Welt und mit ihr in immer erneuten Stößen das unermeßliche Erbe des Altertums über die jungen widerstandsschwachen Barbarenvölker des Abendlandes hereinflutete. Dem gewaltigen Druck erliegt alles Eigene, Mensch und Volk. Dieser Druck der Tradition lastet schwer auf dem ganzen Mittelalter und gibt ihm etwas Unfreies und Unsicheres.« Dieser gewaltige Einfluß, der alle anderen Strömungen zurückdrängte, machte sich auf dreierlei Weise geltend, durch die Sprache, die Kirche und das Recht. Der äußere Glanz der römischen Herrlichkeit blendete die Nordländer und beschäftigte ihre Phantasie. Er verwob sich mit ihren Träumen und verlor sich nie aus ihrem Gedächtnis. Jahrhunderte waren vergangen, seit Odo-


Szenen aus dem Leben des hl. Paulus. Teil eines Elfenbein-Diptychon. 5. oder 6. Jahrh. Bargello, Florenz

aker den letzten römischen Schattenkaiser vom Thron in das Privatleben zurückgestoßen hatte, da machten deutsche Könige sich die Fiktion von der Fortdauer des römischen Imperiums zu eigen und schwelgten in dem Gedanken, die direkten Nachfolger römischer Imperatoren zu sein. Man klammerte sich an den Vorstellungsinhalt der lateinischen Kultur, weil man in ihm etwas Besseres und Höheres zu besitzen glaubte, als in dem Gedankenkreis des Eigenen, der enger, aber eigentümlicher war. Wie drei gewaltige Flutwellen ergossen sich die drei obengenannten Faktoren über das germanische Wesen und ließen nichts von dem aufrecht, das ihr Verheerungszug berührte. Die germanischen Sprachen, die noch keine Literatur besaßen, verschwanden vor dem Anprall einer so ausgebildeten und ideenreichen Sprache, wie das Lateinische war. Wenn es sich auch nicht mehr um die klassische Ausdrucksweise eines Cicero handelte, sondern um die Vulgärsprache des gemeinen Volkes, die auf Markt und Gassen erklang, es war doch die Sprache des Wissens und der Bildung, im Gegensatz zu den wortarmen Idiomen von Völkerschaften, die sich noch auf sehr niedriger Stufe befanden. Außerdem genoß das Lateinische den ungeheuren Vorzug, von den zahllosen Millionen verstanden zu werden, welche die Provinzen des Weltreiches um das Mittelmeer bevölkerten, während die germanischen Dialekte jeweils nur wenigen Tausend verständlich waren. Sobald diese aber anfingen, sich um ein Schrifttum zu bemühen, mußten sie, und Ulfilas Bibelübersetzung beweist es zur Genüge, starke Anleihen bei dem Lateinischen

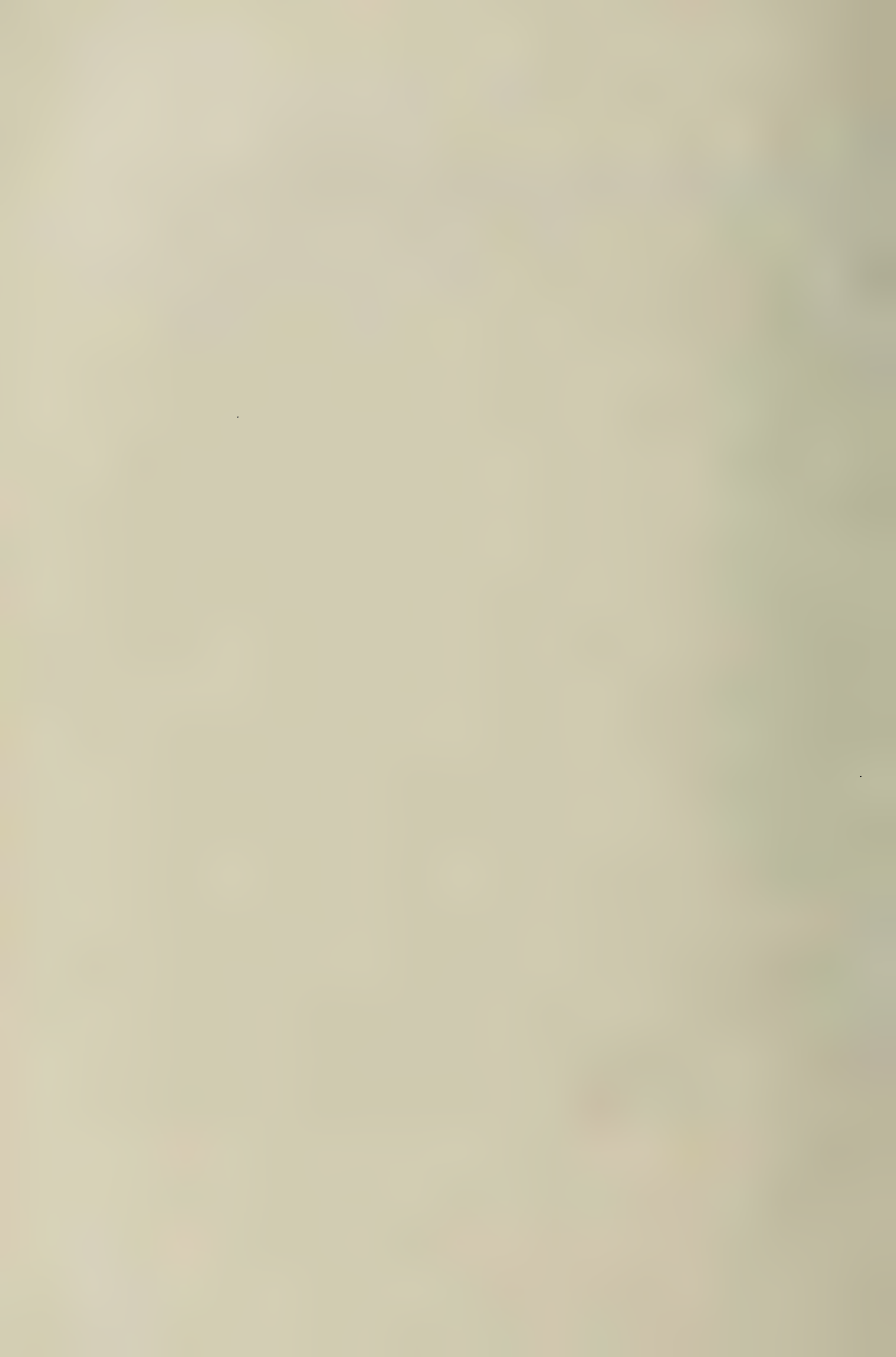
Die latein. Sprache



Kaiser Justinian mit Gefolge, daneben Erzbischof Maximian und Diakonen. Etwa 547

Mosaik in S. Vitale in Ravenna

Aus Wilpert, Römische Mosaiken, Herder & Co., Freiburg i. B.



machen, wenn sie überhaupt zum Ausdruck gelangen wollten. Kein Wunder, daß alle, die sich um geistige Dinge bemühten, sich der lateinischen Sprache bemächtigen mußten. Sie taten es um so lieber, weil sie keine Empfindung dafür hatten, daß sie durch die Aufgabe der Muttersprache eine Einbuße erlitten. Alle Elemente der Bildung, soweit Schule und Unterricht sie im ersten Jahrtausend n. Chr. vermitteln konnten, wurden lateinisch mitgeteilt. Die Träger der karolingischen Renaissance, die um Karl d. Gr. aufblühte, waren stolz auf die korrekte Glätte und Eleganz, mit der sie die klassische Sprache der alten Römer handhabten, und als diese Bestrebungen unter den Ottonen wieder aufgenommen wurden, wußte man dem lateinischen Ausdruck eine herbe, kräftige Schönheit abzuringen. Die Sprache der alten Welt blieb noch Jahrhunderte lang auch die der neuen, ein internationales Verständigungsmittel von einer Macht, die man nicht hoch genug veranschlagen kann. Das zweite Jahrtausend sollte anbrechen, ehe eine abermalige babylonische Sprachverwirrung die Nationen wieder trennte. Deutsche, die es zur Poesie trieb, mußten sich wohl oder übel, wenn sie für die Gedanken, die sie erfüllten, nach einem dichterischen Ausdruck suchten, der lateinischen Sprache bedienen. Mit Rührung spürt ein feines Gefühl hinter dem feierlichen Latein des Schwaben Notker, der sächsischen Nonne Hrotsvit den unverfälschten Pulsschlag



Hl. Agnes. Mosaik in St. Apollinare Nuovo in Ravenna
Zwischen 556 bis 569 gearbeitet

deutscher Herzen. Was hätte Ekkehards Walthari-Lied uns sein können, hätte der Dichter vermocht, seine Empfindung deutsch auszudrücken?

Wenn schon das Leben des Alltags der lateinischen Sprache eine Bedeutung einräumte, gegen die sich die Volkssprache der germanischen Stämme nicht zu behaupten vermochte, so wurde ihr der ausschließliche Vorrang doch erst dadurch zuteil, daß sie die Sprache der Kirche war. Dadurch, daß die Heilswahrheiten des Glaubens lateinisch verkündet wurden, erhielt die Sprache selbst den Charakter von etwas Heiligem, um so mehr, weil sie von einem großen Teil der neuen Christen gar nicht verstanden wurde. Wenn Karl d. Gr. mit Strenge darauf hielt, daß die Neubekehrten und meist durch Zwang Bekehrten das Glaubensbekenntnis lateinisch lernen mußten, so wußte er sehr wohl, was er tat. Hinter den unverständlichen Worten der fremden Sprache suchten sie einen magischen, geheimnisvollen Sinn, sie handhabten sie wie Formeln der Beschwörung und waren um so stärker in ihrem Banne, je weniger sie sie begriffen. Das klingt nur paradox, aber dafür, daß nicht nur das Unverständige imponiert, sondern auch das Unverständliche, fehlt es bis in unsere Tage hinein nicht an Beispielen. Welch himmelschreiendes Kauderwelsch haben sich die Anhänger der schwarzen Magie nicht als Teufelsbeschwörungen aufbinden lassen und gibt es nicht genug moderne Dichter, die ihren Ruhm nur dem Umstande verdanken, daß niemand imstande ist, aus dem rätselvollen Wortschwall ihrer Strophen auch nur einen einzigen verständigen Gedanken herauszuklauben? So blieb das halbe oder gar nicht verstandene Latein etwas Heiliges, ein Mysterium, während die Muttersprache, die jeder verstand, profan und alltäglich wirkte. Die lateinische Sprache als wichtigster Überrest des zerbröckelnden Weltreiches diente der Kirche als eines der wesentlichsten Hilfsmittel zur Aufrichtung ihrer neuen Weltmonarchie. Sie war die glückliche Erbin der Antike, die aus dem allgemeinen Zusammenbruch das wertvollste Stück als ihr Erbe rettete.

Das Christentum

Unter den Elementen, welche die römische Gesellschaft zersetzten, befand sich auch das Christentum, aber man wird die Rolle, die es in dieser Beziehung spielte, nicht überschätzen dürfen. Es wendete sich nur an die niederen Schichten einer



Christus krönt die Märtyrer Felix und Adauktus im Beisein der hl. Merita. Wandmalerei aus der Grabkirche der Heiligen in der Kommodilla-Katakombe in Rom. 668—685

Menschenklasse, der nicht einmal ihre numerische Überlegenheit irgendeinen Einfluß sicherte und es würde sich vielleicht ohne dauernden Erfolg auf sie beschränkt haben, hätte der römische Götterhimmel noch etwas Überzeugendes für sich gehabt. Indessen die antike Religion war tot, sie ging wie das römische Reich an ihrer Überfülle zugrunde. Der römische Götterglauben war eine staatliche Einrichtung, von vornherein auf Ziele und Zwecke des Staates zugeschnitten. Er veränderte sich wie dieser. Die ursprünglichen italischen Nationalgottheiten verschmolzen wie von selbst mit den Vorstellungen der Griechen über die Bewohner des Olymp und mit den fortschreitenden Eroberungen wurden nach und nach soviel neue Kulte genehmigt, daß sich schließlich aus dem Unwesen der vielzuvielen Götter die Idee des einen göttlichen Wesens rein abstrahierte. Die Götter waren als Bestandteile des Staates gedacht, aber es schien doch nur eine Verlegenheitsauskunft, wenn man anfing, die Kaiser als Gottheiten anzusehen und ihnen Opfer darzubringen, weil sie es waren, in denen sich



Kreuzigung Christi. Wandmalerei des Theodotus spätestens aus dem Jahre 741. Kapelle der Heiligen Quiricus und Julitta an St. Maria Antiqua in Rom

(Abb. S. 9—12: Aus Wilpert, Die römischen Mosaiken, Herder & Co., Freiburg)

die Idee des Staates verkörperte. Einer Religion gegenüber, die gegenstandslos geworden war, hatte das Christentum leichtes Spiel. Auch die Tatsache, daß es sich gegen den Staat als solchen erklärte, verlor an Bedeutung, seit dieser Staat in jedem Jahr mehr an Ideen und Kräften einbüßte. Der ökonomische Verfall war nicht aufzuhalten, ein Umstand, der der christlichen Auffassung Recht zu geben schien, die sich gegen den Staat und seine wirtschaftlichen Interessen völlig gleichgültig verhielt.

Das Kulturprinzip der Antike hatte das Leben betont und seinen Endzweck in irdischer Glückseligkeit gesehen. Niemand

konnte leugnen, daß dieser Grundsatz auf einem Fehlschluß beruhte und die Welt weiter wie je davon entfernt war, glücklich zu sein. Demgegenüber schien es nur ein völlig logischer Widerspruch, wenn das Christentum das Leben verneinte, sich vom Diesseits abwandte und es nur insofern bejahte, als mit seiner Hilfe die Elemente zu gewinnen waren, die das Reich Gottes auf Erden zu gründen erlaubten. Das Leben hatte nur noch insofern Bedeutung, weil es als Vorbereitung und Erziehung auf die im Jenseits liegende Bestimmung des Menschen schlechterdings nicht zu entbehren war. Der Mensch hatte keine irdischen Interessen zu verfolgen, sondern ausschließlich himmlische. Das Christentum mußte konsequenterweise den Staat als den gegebenen Vertreter aller irdischen Interessen hassen und verachten und seine Einrichtungen und Gesetze ablehnen. So geht denn der Entwicklungsprozeß des Christentums parallel mit dem Auflösungsprozeß, den das römische Reich durchzumachen hatte. Es ist interessant zu beobachten, wie das Christentum dem Staat, den es doch umbringen half, seine besten Einrichtungen absah. Die Kirche, ohne die der christliche Glaube doch nicht sein konnte, ruht auf dem Grunde römischer Organisationsgabe. Die Hierarchie, der Kultus, die Sprache, die Bauten, alle Äußerlichkeiten, und wieviel kommt nicht auf sie an, sind römisches Eigentum. Man kann sich dabei der Erinnerung nicht erwehren, wie in unseren Tagen die Sozialdemokratie sich die Organisation des Militärstaates zu eigen machte, um ihn zu stürzen.



Byzantinische Kaiserin. Teil eines Elfenbein-Diptychons. 8. Jahrh. Bargello, Florenz



König David. Miniatur aus einer Cassiodorus-Handschrift, Mitte des 8. Jahrh. in Northumberland geschrieben. Kathedrale, Durham

So wurden Christentum und Kirche zu Gegensätzen, deren Prinzip sich gegenseitig aufhob. Das Christentum betrachtete den Besitz als Unrecht, die Kirche wurde reich; das Christentum war eine Religion der Liebe, die Kirche war höchst unduldsam; das Christentum lehrte Demut, die Kirche warf sich zur Herrin auf; das Christentum schätzte die Welt gering, die Kirche kannte ihren Wert. Mochte das Christentum der ersten Jahrhunderte so weltflüchtig gesinnt sein, wie es wollte, zur Existenz und zum Fortbestand brauchte es eine Kirche, aber indem es sie bildete, brachte es ein Opfer seiner selbst und paktierte mit dem Irdischen, dessen Existenz von ihm verneint wurde. Nur die völlige Lossagung von der Welt verbürgte den ersten Christen das Heil, nach dem sie verlangten. Die Städte entvölkerten sich, in solchen Scharen flohen Büßer und Asketen in die Einsamkeit. In Zeiten, in denen es sehr viel verdienstlicher gewesen wäre, zwei Stunden auf Vorposten zu stehen, sagt Heinrich Stephan einmal sehr hübsch, brachten heilige Männer vierzig Jahre auf einer Säule zu, und jede Betätigung nach dieser Richtung, jeder Schritt der Weltflucht, den die Gläubigen taten, um Christo nachzufolgen, verstrickte die Kirche immer tiefer in die Bande der Weltlichkeit. Je mehr sich die Christen ihres Eigentums entäußerten, um so mehr wuchsen Ansehen und Macht der Kirche, denn da sie Hab und Gut doch nicht in die Hände Christi legen konnten, waren sie gezwungen, alles, was ihr eigen war, der Kirche zu überlassen. Wer es vorzog, sein Vermögen

seinen Kindern zu vermachen, statt zum Besten der Kirche darauf zu verzichten, galt für einen schlechten Christen und lief Gefahr, sich den Himmel verschlossen zu sehen. Die Kirche nahm für sich die Eigenschaft in Anspruch, Mittlerin zwischen Gott und Mensch zu sein, sie bemächtigte sich des Diesseits, weil sie behauptete, die Pforten des Jenseits öffnen oder verschließen zu können. Die religiöse Idee des Christentums substantiierte sich schließlich in der völligen Gleichstellung der Kirche mit dem Reiche Gottes auf Erden. Sobald dieser Grundsatz einmal anerkannt war, verstand es sich in logischer Konsequenz ganz von selbst, daß nur die Kirche zur Herrschaft auf Erden berufen war. Ihr Zweck war, den Menschen der ewigen Seligkeit zuzuführen, ein Gesichtspunkt, der alle Beziehungen des vergänglichen irdischen Lebens so hoch überragte, daß die Kirche mit Recht beanspruchte, alle menschlichen Verhältnisse von sich aus zu regeln. Sie zog Recht, Sitte, Ehe, Familie, Besitz, Kunst, Wissenschaft vor ihr Forum und sie gestand vor allem dem Staat nur insoweit die Existenz zu, als er eben ein unvermeidliches Übel war, das die Sünde in die Welt gebracht hatte. »Nichts ist uns gleichgültiger als der Staat“, erklärte Tertullian, was aber doch nur so verstanden werden dürfte, daß die Kirche zwar jeden Eingriff des Staates in ihre Sphäre zurückwies, sich aber niemals scheute, die Machtmittel des Staates in ihren Dienst zu stellen. Auf Grund ihres göttlichen Charakters betrachtete die Kirche sich als berufen zur Herrschaft über den Staat. Sie leitete und der Staat war höchstens zur Ausführung berufen, die höhere Gewalt lag immer in den Händen der Kirche. Das trat in sehr auffallender Weise schon früh



Mann. Aus Lex Romana Visigothorum, Salica et Alamanarum. Handschrift des Vandalgarius. Geschrieben etwa 793. Bibliothek, St. Gallen

genug hervor, denn als die Kirche mit der immer üppiger aufblühenden Ketzerei nicht fertig werden konnte, mußte der Staat die Aufgabe übernehmen, Priszillianisten, Donatisten, Pelagianer und andere Sektierer auszurotten, also eine Angelegenheit regeln, die eine rein kirchliche war.

Bei dem Verfall der sittlichen, intellektuellen und ökonomischen Kräfte des Römertums hat das Christentum verhältnismäßig rasch die Etappen durchlaufen, die von stillschweigender Duldung über lärmende Verfolgung zur alleinigen Berechtigung führten. Man verachtete die Christen wegen ihrer niedrigen Gesinnung, man verfolgte sie als Majestätsverbrecher und man ließ sie endlich gewähren, weil man gegen ihre Überzeugung ohnmächtig war. 313 wurde das christliche Bekenntnis der römischen Staatsreligion gleichgestellt, 380 hatte die Kirche schon erreicht, daß im römischen Staat das

Die Kirche

Christentum allein erlaubt war und alle übrigen Kulte verboten wurden. Von diesem Zeitpunkt an hat sie länger als ein Jahrtausend unumstritten geherrscht und einen Einfluß ausgeübt, für dessen Betätigung es auf Erden keine Grenzen gab. Im Mittelpunkt aller Interessen, gleichviel ob geistlicher oder weltlicher Art, stand die Kirche; auf sie bezogen sich Tun und Lassen, auf sie Politik und Gesetzgebung, alle treibenden Kräfte der Welt standen in ihrem Dienst und leiteten davon ihre Gerechtsame ab. Kultur und Geschichte des Mittelalters fallen mit der Kirche zusammen.

Der innere Zusammenhang zwischen dem staatlichen und dem kirchlichen Leben war gering, wie hätte die Kirche gerade sonst in den Jahrzehnten, in denen die Sturmfluten der Völkerwanderung über das Reich dahingingen, ihren eigenen Ausbau vollenden können? Aber gerade in dieser verhängnisvollen Zeit haben die großen Konzilien die Hierarchie der römischen Kirche begründet und den Klerus an Haupt und Gliedern geschaffen, der diese Kirche so widerstandsfähig macht. Schon durch die Einsetzung des Priesteramtes hatte das Christentum seinen Gemeinden einen Kern gegeben, der die Gemeinschaft der Gläubigen verbürgte, ihr Wert und Würde verlieh. Dieses Priesteramt war göttlichen Charakters, es war menschlicher Gerechtigkeit unerreichbar, denn von seinem Gutdünken hing der Erwerb der himmlischen Gnade ab.

Die erste Pflicht des Christen war der Gehorsam gegen den



Kaiserin Theodora mit Gefolge. Etwa 547

Mosaik in S. Vitale in Ravenna

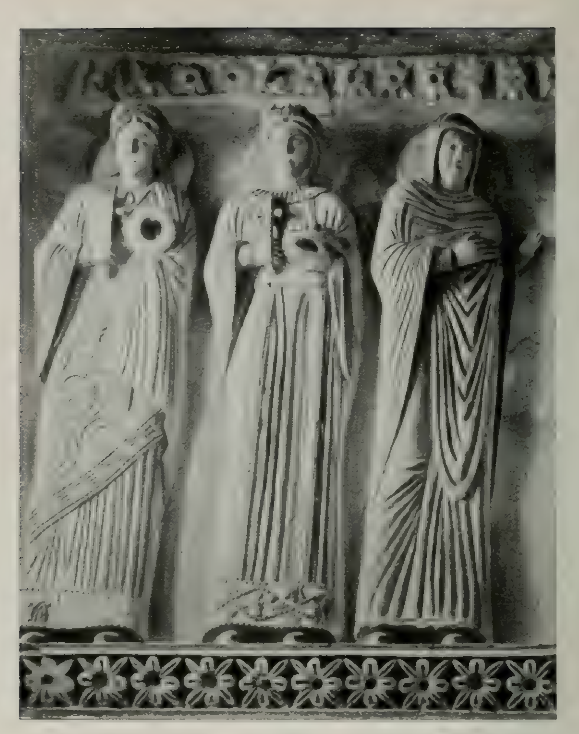
Aus Wilpert, Römische Mosaiken, Herder & Co., Freiburg i. B.





Mann und Frau. Miniatur aus einer Evangelien-Handschrift. Um 780—850. Staatsbibliothek, München

Bischof. Unter all den Bistümern nahm der römische Sitz schon sehr früh eine hervorragende Stellung ein. Die Legende führte sie darauf zurück, daß der Apostel Petrus das Bistum gestiftet habe und sein erster Inhaber gewesen sei. Vielleicht erklärt schon die Tatsache, daß Rom der Sitz der Regierung war und der römische Bischof immer in Fühlung mit ihr blieb, die Zuerkennung des Primates an seine Person. Anfangs galt er nur als primus inter pares, aber als die Konzilien sein Ansehen als Schiedsrichter in allen strittigen Fragen der Glaubenslehre betonten, erkannte Kaiser Valentinian III. ihn im Jahre 445 als Oberhaupt der sichtbaren Kirche an und damit kam auch äußerlich der römische Charakter der christlichen Kirche zu dauernder Geltung. Sie nahm alles in sich auf, was von dem absterbenden und dahinwelkenden Römertum noch lebenskräftig war und vermittelte seine Keime einer neuen und grundverschieden gearteten Kultur. Es kam ihr zugute, daß die überaus gefahrvollen Zustände eines Zeitalters, in dem nichts mehr Bestand zu haben schien, sie zu fortwährendem Kampf nötigte; immer von neuem hatte sie ihre Grundsätze durchzusetzen und ihre Anschauungen zu verteidigen. Ungeheuer war der Vorteil, den die römische Kirche dadurch besaß, daß ihre fest abgeschlossene Weltanschauung dem primitiven Heidentum der germanischen Völker so ungemein überlegen war. Die deutsche Götterwelt mußte schon verblassen, wenn die Wandervölker ihre Haine und Quellen im



Drei weibliche Heilige. Stuckfiguren persisch-hellenistischer Arbeit. 8.—10. Jahrh. S. Maria in Valle in Cividale de Friuli

Rücken ließen, wo wäre auf italischem Boden ein Platz gewesen, an dem Odin sich hätte manifestieren können und wie hätte sich der unbestimmte Charakter germanischer Gottheiten gegen das raffiniert ausgeklügelte Dogma der christlichen Lehre behaupten wollen? Die Ereignisse der Völkerwanderung griffen bestimmend auch in das Leben der Niedrigsten und Kleinsten, alle Geschicke schwankten stets zwischen den äußersten Extremen und es war nur die Kirche, die dem Felsen der Verheißung glich, die auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollten. Dadurch gewann sie ein Ansehen, ein Vertrauen, eine Verehrung, einen Glauben an ihren göttlichen Ursprung und ihre Unfehlbarkeit, die man sich gewiß nicht groß genug vorstellen



Drei weibliche Heilige. Stuckfiguren persisch-hellenistischer Arbeit. 8.—10. Jahrh. S. Maria in Valle in Cividale de Friuli

kann. Diese ganze Summe scheuer Ehrerbietung allein erklärt die Rolle, welche der Kirche solange zufiel, eine Rolle, die erst nach Jahrhunderten und erst nach Häufung unwahrscheinlicher Mißbräuche angefochten werden sollte. Auf den Trümmern der alten Welt war allein die römische Kirche stehen geblieben. Soweit es noch Traditionen gab, soweit noch Erinnerungen reichten, knüpften sie einzig an die Kirche an, die den Beweis geliefert zu haben schien, daß sie wirklich, wie sie behauptete, von Gott stammte und von ihm sichtbar geschätzt würde. In der Zersplitterung der Parteiungen war die Kirche die einzige Einrichtung, die von einer universalen Idee erfüllt war. In ihr verkörperte sich die Sehnsucht, gewann das Streben nach dem Höheren, Besseren, das nicht von dieser Welt war, sichtbare Gestalt.
Gestützt auf die blinde Hingabe ihrer Gläubigen, durfte die

Kirche darangehen, das große Problem zu lösen, welches das Christentum aufgeworfen hatte, nämlich die Verwirklichung des Gottesstaates auf Erden. Wenn wirklich erst im Wollen des Unmöglichen die wahre menschliche Größe läge, dann hätte die römische Kirche diese Höhe im Mittelalter erreicht. Was sie vorhatte, wäre nur mit Hilfe von Engeln durchzuführen möglich gewesen und mußte scheitern, sobald Menschen an die Realisierung gingen. Ja, es hat nur zu bald an der menschlichen Unzulänglichkeit Schiffbruch gelitten. Darum gleicht die Kulturgeschichte des Mittelalters einem großen Trauerspiel. Irrige Voraussetzungen führten zu falschen Zielen, verfehlte Mittel galten verkehrten Zwecken und hinter den großen und schönen Idealen grinst abstoßend die häßliche Fratze menschlicher Allzumenschlichkeit.



König David. Miniatur aus dem Psalterium Aureum in St. Gallen
Etwa 800—900

Das Leben war nach Auffassung der Kirche nur die Vorbereitung auf das Jenseits man sollte es nicht genießen, sondern es zu täglicher Kreuzigung benutzen. Der ganze Inhalt des menschlichen Daseins galt Zwecken, die jenseits des Irdischen lagen, so wurde die christliche Glaubenslehre der Drehpunkt der mittelalterlichen Kultur und die Kirche ihr bewegender Motor. Alles was nicht direkt auf Gott abzielte, betrachtete die Kirche als Sünde und Unrecht, Ehe und Besitz waren verwerflich, weil sie den Menschen von Gott entfernten. Daß die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Tendenzen des bürgerlichen Le-

bens nur zu sehr dazu angetan waren, die Menschen mit ihren Wünschen und Absichten an das Dasein zu fesseln, so war eigentlich jeder Christ dauernd einer oder mehrerer Todsünden schuldig und hatte alle Veranlassung zu unausgesetzten Bußübungen. In irgendeiner Weise hingen auch die unscheinbarsten und gleichgültigsten Vorgänge des täglichen Lebens mit dem kirchlichen Lehrbegriff zusammen oder gaben doch der Kirche Veranlassung, sich einzumischen. Dazu fand sie um so mehr Gelegenheit, als der Geltungsbereich der kirchlichen und staatlichen Gesetze noch nirgend feste Grenzen aufwies. Ihre Wirkungskreise fielen zusammen und, was mehr war, die ausführenden Organe waren die gleichen; Geistliches und Weltliches berührte und verwischte sich, dem geistlichen Element aber blieb unter allen Umständen die Vorhand. Seit die Kirche durchgesetzt hatte, daß Bann und Interdikt, welche die davon Betroffenen aus der christlichen Gemeinschaft ausschlossen, auch ihre Ausstoßung aus der bürgerlichen Gesellschaft nach sich zogen, war sie in der Tat die oberste und letzte Instanz auf Erden. Mit der Logik dieses Systems war eine selbständige Staatsgewalt nicht wohl vereinbar und allerdings fuhr die Kirche fort, den Staat lediglich als das ausführende Organ der kirchlichen Verwaltung anzusehen, als den Arm, der das tun mußte, was sie selbst nicht direkt tun mochte oder wollte. Alle Pflichten fielen dem Staate zu, alle Rechte der Kirche. Um diesen Anspruch zu begründen und mit dem Schein des Rechtes zu



Die hl. Jungfrau. Ausschnitt aus der Himmelfahrt Mariä. Elfenbein-Skulptur des Tuotilo in St. Gallen. Um 900. Buchdeckel Stiftsbibliothek, St. Gallen

Kirche und Staat

umgeben, scheute der Klerus vor keinem Betrug und vor keiner Fälschung zurück. Wie die angebliche Schenkung Konstantins die Grundlage des Kirchenstaates wurde, so haben die Pseudo-Isidorischen Dekretalen, die in der Mitte des neunten Jahrhunderts entstanden, den Zweck verfolgt, der römischen Kirche eine Stellung anzuweisen, die sie dem Staat in unerreichbarer Höhe überordnet. Wenn die Kirche die Möglichkeit besaß, Ideen von solcher Tragweite aufzustellen und ihre Durchführung anzubahnen, so dankt sie das nicht nur dem psychologischen Bedürfnis der Menschen nach einer seelischen Anlehnung, sondern ebensoviel den politischen Konstellationen. Verschiedene der deutschen Stämme, wie Westgoten, Vandalen, Longobarden, waren auf ihren Wanderungen dem Christentum zugeführt worden, zum Unglück für sie aber dem arianischen Bekenntnis, welches die Kirche, die Athanasius folgte, für ketzerisch erklärte. Nun befanden sich die noch heidnischen Franken mit den arianischen Westgoten im Kampf, auf einem Gebiet, das von einer römisch katholischen Bevölkerung besiedelt war und es war ein geradezu genialer Schachzug des Frankenkönigs Chlodowech, mit den Seinen zur katholischen Kirche überzutreten. Er hatte den Erfolg, seinem westgotischen Gegner den Boden unter den Füßen fortzuziehen und in der römischen Kirche einen Bundesgenossen zu gewinnen, der das fränkische Reich sofort in den beherrschenden Mittelpunkt der germanischen Staatengründungen stellte. Für die Kirche bot diese Verbindung aber den Vorteil, in der germanischen Welt festzuwurzeln, um sie allmählich unter ihr Joch zu zwingen.
Unter den Merowingern und noch unter der Regierung Karls des Großen mußte sich die Kirche damit begnügen, die Machtzwecke der Krone zu fördern, es war ein weltliches Regiment auf geistlicher Grundlage, seit aber Karl die Augen geschlossen hatte, verschob sich das Verhältnis zuungunsten des Staates. Die bigotten Schwachköpfe, die dem großen Herrscher auf dem Throne folgten, gaben von vornherein die Macht aus der Hand, indem sie zugaben, daß die Kirche die Quelle der königlichen Gewalt sei. Auch Kaiser Karl stand auf dem Boden der Ideen vom christlichen Gottesstaat, die Leitung desselben aber hatte er in der eigenen festen Hand behalten, nun aber wurde die Kirche der eigentliche Inhalt und Zweck



Das Sternbild der Andromeda. Federzeichnung aus einer Aratus-Handschrift
Mitte 10. Jahrh. Bibliothek, St. Gallen

der Staatsverwaltung. Herrscher und Staat sinken in eine andere Sphäre. Der Kaiser darf sich nur aus dem Grunde den höchsten Herrn der Christenheit nennen, weil die Kirche ihn zu ihrem Vogt ernannte, nur aus seiner Eigenschaft als Diener der Kirche schreibt sich seine Eigenschaft als Quelle der obersten Gewalt her. Immer blieb der Kirche das letzte Wort, denn sie berief sich auf die göttliche Autorität, die ihr zur Seite stünde und sie inspiriere.

Der Kirche kam bei der Vertretung und Behauptung ihrer Ansprüche zugute, daß sie sozusagen auf lange Sicht arbeitet, ihr festes hierarchisches Gefüge scheidet die Fehlerquellen individueller Schwächen so gut wie ganz aus. Sie konnte Forderungen zurückstellen und brauchte doch nie auf sie zu verzichten und da sie der Theorie nach die irdische Wirklichkeit des übersinnlichen Gottesstaates darstellte, mußte jede irdische Gewalt neben ihr an Rechtmäßigkeit einbüßen. Der Papst betrachtete sich als obersten Lehnsherrn der Welt und

die heute nicht mehr ganz verständliche Schwäche der Fürsten gab ihm recht. Die Könige von England, Arragonien, Sizilien u. a. nahmen ihre Reiche von ihm zu Lehen, Albrecht I. willigte ein, das deutsche Reich vom Papst zu Lehen zu tragen und Friedrich II. nannte sich „erwählter römischer Kaiser von Gottes und des Papstes Gnaden". Innozenz III. wollte das Kaisertum mit dem römischen Stuhl verbinden, andere Päpste dachten daran, es an Frankreich zu bringen, das Papsttum nahm als solches eine Autorität in Anspruch, die so unendlich war wie die göttliche.

Niemals hätten die päpstlichen Ansprüche einen solchen Umfang erreichen und so alles Maß überschreiten können, hätte es nicht an den Deutschen seinen festesten Rückhalt gefunden. „In dem allen staatlichen Zwecken widerstrebenden und für nationale Ehrenfragen so empfindungslosen individualistischen Grundtrieb der deutschen Völkerschaften fand der Papst Verbündete", schreibt H. von Eicken so traurig wie wahr. Vor allem fand er sie stets in dem partikularistischen Sonderinteresse der deutschen Fürsten, die immer mit dem Fremden im Bund waren, um das deutsche Königtum zu schwächen. Die deutschen Fürsten, die ohne das leiseste Gefühl für Scham und Ehre, die Kaiserwürde an den Meistbietenden verhandelten, gleichgültig welcher Nation er angehörte, erkannten ausdrücklich den Papst als höchste Instanz an. Sie waren es, welche bei jeder Gelegenheit der Kurie in die Hände arbeiteten, glücklich über die Einmischung des Auslandes, die ihnen erlaubte, ihre Privatvorteile zu verfolgen. Deutsche Demokraten und Sozialdemokraten, die damit noch heute fortfahren, können sich also mit Recht auf sehr erlauchte Vorbilder berufen.

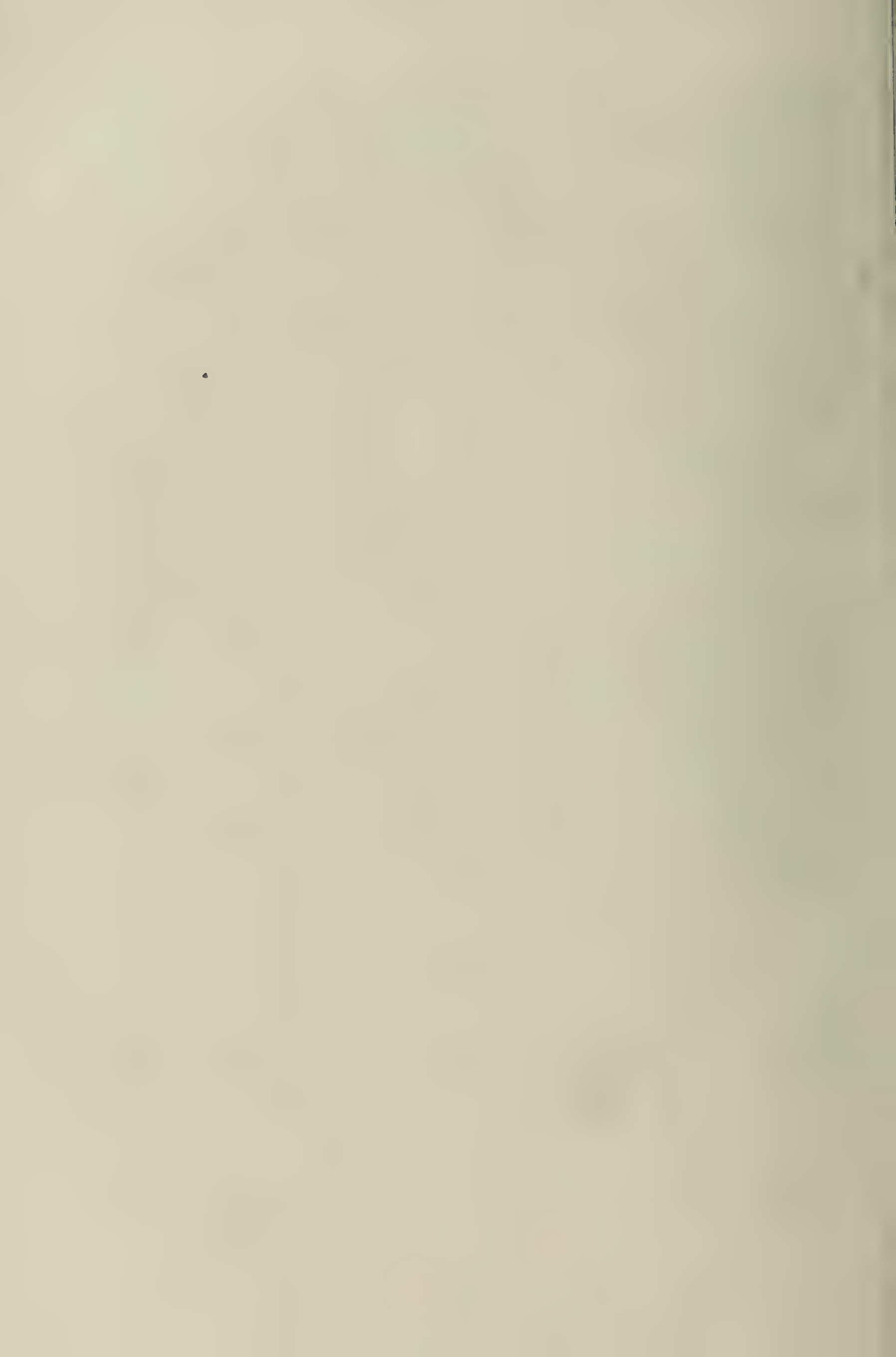
Das deutsche Kaisertum

War der Kaiser abwesend, fielen die Fürsten ihm in den Rücken, sie haben es stets als ihre Aufgabe betrachtet, die Ausbildung einer einheitlichen nationalen Staatsgewalt zu hemmen, sie haben Heinrich IV. zu der Schmach in Canossa gedrängt. Die drei Tage, die der unselige Kaiser im Jahre 1097 im Schnee stand, bedeuteten das Ende der deutschen Kaiserherrlichkeit. Die römische Kirche im Bunde mit den deutschen Fürsten hat die deutsche Nation um Ehre, Ansehen und Macht betrogen, wie sie alle Staaten auseinander regierte, in denen man ihr freie Hand ließ. Allerdings haben auch die anderen Nationen nicht jene heillose Charakterschwäche besessen wie die



Kaiser Karl der Kahle

Miniatur aus dem Codex aureus von St. Emmeram. Geschrieben 870
Staatsbibliothek, München
Aus Leidinger, Meisterwerke der Buchmalerei, Hugo Schmidt, München





Kaiser Otto III. auf dem Thron. Miniatur aus dem Evangeliarium Otto III.
Gemalt etwa im Jahr 1000. Staatsbibliothek, München

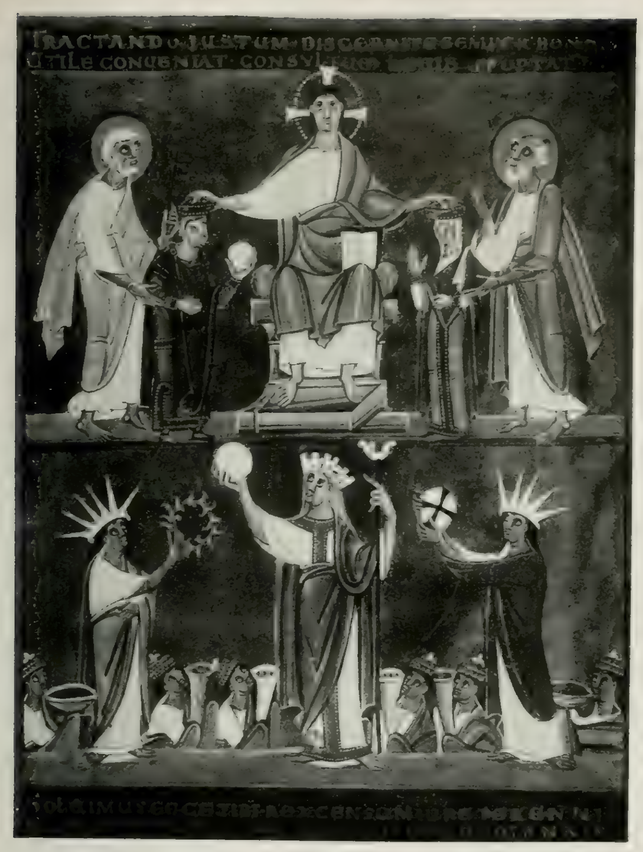
Deutschen. Die französische Aristokratie ließ Exkommunikationen, die der Papst aussprach, erst auf ihre Rechtmäßigkeit hin prüfen, die englischen Stände waren die ersten, die sich gegen die Erpressungen der päpstlichen Legaten zur Wehr setzten, und die spanischen Monarchien vollends standen mit der römischen Kirche immer nur in einem sehr lockeren Zusammenhang. Nur einmal hat die katholische Kirche restlos alle ihre auf die Oberherrschaft über den Staat gerichteten



Legende Johannes des Täufers. Miniatur aus dem Evangeliarium Kaiser Otto III.
Gemalt etwa im Jahre 1000. Staatsbibliothek, München

Tendenzen verwirklichen können, natürlich in einem Staatengebiete germanischen Ursprungs, nämlich im spanischen Königreich der Westgoten. Hier regierte der Klerus mit absoluter, unumschränkter Machtvollkommenheit und unterwarf den Staat der Kirche nicht nur in allen geistlichen, sondern auch in allen weltlichen Angelegenheiten. Die Staatskonzile regelten die Fragen, die die Regierung betrafen, und griffen in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens tief ein. Erschien der König in diesen Sitzungen, so warf er sich demütig vor den Priestern Gottes zu Boden, übergab kniend eine Nieder-

Das Reich der Westgoten



Christus krönt Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde. Miniatur. Widmungsblatt aus dem Perikopenbuch Heinrich II.
Gemalt vor 1014. Staatsbibliothek, München

schrift seiner Thronrede und zog sich zurück, nachdem er von der Geistlichkeit zum Wohlverhalten ermahnt worden war. Der Klerus erreichte in den letzten 120 Jahren des spanischen Westgotenreiches eine Machtfülle, wie sie ihm niemals wieder in irgendeinem Staate zuteil geworden ist. Das Resultat blieb nicht aus. Das Übermaß der Habgier, der Unvernunft, der Intoleranz und der Herrschsucht der Geistlichkeit haben die-



Christus bei Maria und Martha. Miniatur aus dem Perikopenbuch Kaiser Heinrich II.
Gemalt vor 1014. Staatsbibliothek, München

sem Königreich ein vorzeitiges Ende bereitet. Wie ein Kartenhaus ist es eingestürzt, als der erste auswärtige Feind sich dagegen erhob. Muza eroberte Spanien ganz gegen seinen Willen, er hatte nur plündern wollen, aber der morsche Staat fiel ihm zur Beute, ob er wollte oder nicht.
Es war unmöglich, daß Staat und Kirche bei den Grundsätzen der letzteren hätten miteinander auskommen können. War die Kirche göttlichen und der Staat menschlichen Ursprungs, so blieb ihm als Tätigkeitsfeld im Sinne des Klerus eigentlich nur die Erhebung der Steuern und die Kriegsführung übrig, alles andere, selbst Politik und Wirtschaft, gehörte der Kirche an.

Kampf zwischen Kirche und Staat

Diese Überspannung der Begriffe und Ansprüche schuf Reibungsflächen zwischen den beiden Mächten, an denen sich ein Konflikt nach dem andern entzündete. Der Prinzipienstreit zwischen Kaiser und Papst, d. h. zwischen Kirche und Staat, führte zu einem Kampf der Parteien, der mit Leidenschaftlichkeit und Erbitterung geführt wurde. Bei dem gewalttätigen Charakter, der den mittelalterlichen Menschen zu eigen war, beschränkte sich derselbe denn auch keineswegs auf papierene Proteste, man griff auf beiden Seiten zu den Waffen, und Meinungsverschiedenheiten über Grundsätze endeten mit Mord und Totschlag. Schon der einfachste Trieb der Selbsterhaltung zwang den Staat, gegen die Kirche auf seiner Hut zu sein, er besaß in der Kurie eine Gegnerin, der im päpstlichen Interesse jede Lüge, jedes Verbrechen ohne weiteres für erlaubt galt. Daß bei diesem Aufeinanderprallen der Gegensätze Deutschland vollkommen zerrüttet wurde und in eine allgemeine Verwirrung geriet, war eine Tatsache, die offenkundig war. Papst und Kaiser waren sich darüber wenigstens einig, daß Deutschland durch Mord, Brand und Raub zugrunde ginge. Otto von Freising, Ekkehard von Aura beklagen, daß ganze Landschaften durch die Verwüstung zu Einöden würden, aber diese Einsicht hat weder auf die Prinzipien noch auf die Methoden der Streitenden Einfluß gehabt. Es geschah ja alles zur höheren Ehre Gottes. Mit raffinierter Geschick-



Grabstein der Äbtissin Adelheid, † 1044
Servatiuskirche, Quedlinburg

lichkeit wußte die Kirche ihre politischen Gegner zu Gottesfeinden zu stempeln. Es handelte sich für sie niemals um ein Wägen gleichberechtigter, wenn auch verschiedener Meinungen, niemals. Die Kirche war im Besitz der Wahrheit, und wer von ihr abwich, war ein Ketzer, den zu morden ein Verdienst blieb. Die Kurie wußte immer den Blutrausch des religiösen Fanatismus zu entfesseln, auch dann, wenn es sich wie bei den Stedingern, keineswegs um Feinde der Glaubenslehre handelte. Unbedenklich ließ sie die Furie des Zelotismus wüten, und wie zur Zeit der letzten römischen Kaiser rasende Mönchshaufen umhergezogen waren, um die heidnischen Tempel mit ihren köstlichen Kunstwerken zu zerstören, so stellten sich die Zisterzienser an die Spitze der blutgierigen Scharen, die im Kriege gegen die Albigenser die Provence in Asche legten. „Mit ungemeiner Freude" mordete man den Ketzer. Der Abt Arnold schrieb 1204 an Papst Innozenz III. nach der Eroberung von Béziers: „Keinen Stand, kein Geschlecht haben die unserigen verschont, bei 20000 Menschen haben sie mit der Schärfe des Schwertes getötet. Ein ungeheures Gemetzel wurde unter den Feinden angerichtet, die ganze Stadt ist ausgeplündert und verbrannt. Wunderbar hat Gottes Strafgericht gegen die Ketzer gewütet." Die Deutschen konnten sich, als Konrad von Marburg den Todesschrecken der Ketzerrichterei ins Reich trug, seiner nicht anders erwehren, als daß sie ihn erschlugen. „Man begann wieder mit heiterer Freude zu atmen", bemerkt der Verfasser der Trierer Chronik bei dieser Gelegenheit.
Als der Streit um die Investitur auf seiner Höhe war, erlebte die Welt das groteske aber traurige Schauspiel, daß Kaiser und Papst sich gegenseitig ihrer Ämter entsetzten, daß der Kaiser den Papst den Antichrist nannte und der Papst gegen den Kaiser zum Glaubenskriege aufrief. Die Kirche selbst war es gewesen, die durch das Gaukelspiel der Kaiserkrönung dem Popanz des römischen Imperiums ein Scheinleben eingehaucht hatte. Als die Kaiser aber allzu beflissen dieser Idee anhingen, und wie die Staufer den Schwerpunkt ihrer Macht nach Italien zu verlegen suchten, erschienen sie der Kurie als Feinde, denn sie wollte sich auf der Halbinsel ein weltliches Reich sichern. Aus der allzu innigen Verbindung zweier unverträglicher Elemente, die eigentlich in

jedem Augenblick aufeinander angewiesen waren und sich ihrer Natur nach doch nie miteinander vertragen konnten, entsprangen immer aufs neue Haß und Feindseligkeit. Und der Staat selbst hatte alles getan, um seinen Rivalen mächtig, ja übermächtig werden zu lassen. Die Laien schenkten sich der Kirche zuliebe arm. »Das Reich ist durch seine Neigung zum Priestertum entmannt und seiner Kräfte beraubt«, schreibt Otto von Freising. Die hohe Geistlichkeit war in den Besitz von Fürstentümern gelangt, zu mächtigen Lehnsherren geworden, auf deren Treue sich der Kaiser nie verlassen durfte. Die Klöster wurden so reich, daß das Ansehen der Kirche darunter litt, und aus ihrem Schoße die Männer aufstanden, die den Bettel zum Lebensprinzip des Mönchtums erhoben. Aber dieser Häufung des Besitzes in der toten Hand war nicht zu steuern, im Handumdrehen waren die Klöster der Bettelorden ebenso reich wie die der älteren Genossenschaften. Von Rechts wegen hätte ja auch die Kirche eigentlich die alleinige Inhaberin des gesamten irdischen Besitztums sein müssen, wenn sie den Gottesstaat auf Erden drastisch in die Wirklichkeit überführen wollte. Es ist nie dazu gekommen, aber der Klerus geriet doch durch seine Habsucht in Mißkredit. Arnold von Brescia trug der öffentlichen Meinung Rechnung, als er vorschlug, die Kirche zu der apostolischen Armut zu-

Die tote Hand



Christus krönt den Kaiser Romanus IV. und die Kaiserin Eudoxia. Elfenbeinskulptur

rückzuführen. Kaiser Friedrich II. klagte beweglich über die Habsucht der Kirche, und wer alles sammeln wollte, was die zeitgenössischen Schriftsteller Walther von der Vogelweide, Hugo von Trimberg, Freidanks Bescheidenheit, Dante, Peire Cardenal u. a. an Hohn und Spott über den besitzhungrigen Klerus ausgeschüttet haben, der könnte einen Band füllen. Dabei mißgönnten sich Weltgeistliche und Ordensleute noch gegenseitig ihre Beute und stimmten von sich aus in die Klagen der Laien lebhaft ein. Schließlich mußte Papst Johann XXII., der selbst 250 Tonnen Goldes, die Tonne zu 100000 fl., hinterließ, dem Lärm durch die Erklärung ein Ende machen, daß die Ansicht, Christus und die Apostel seien arm gewesen, ketzerisch wäre. Die Verweltlichung der Kirche, Eicken hat den ganzen Komplex dieser Fragen überzeugend dargestellt, war die notwendige Folgeerscheinung ihrer Theorien von der Armut. Spenden und Vermächtnisse an die Kirche, d. h. den Klerus, waren eine notwendige Äußerung christlicher Frömmigkeit, je mehr aber die Kirche an Besitz zunahm, und Besitz war im Mittelalter Grundbesitz, je ausgedehnter wurde ihre Beziehung zu all den weltlichen Angelegenheiten, die nun einmal damit zusammenhängen. Die Kirche kam in die Lage weltlicher Herren, sie besaß Güter, Wälder, Weinberge, Herden und gebot als Lehnsherrin einer Schar von Hintersaßen, die von ihr abhängig waren.



Die byzantin. Kaiserin Eudoxia. Elfenbeinplatte
Anno 1067

Der Klerus

Die sichtbare Kirche war der Klerus und der Klerus bestand aus Menschen. Wie hätten diese die Fülle an Macht, Einfluß und Besitz wohl ertragen können ohne Einbuße ihrer moralischen Qualitäten? Dazu hätten sie Engel sein müssen und sie waren nicht einmal immer Männer, die auch nur im Vollbesitz der damaligen Geistesbildung



Sclavonia, Germania, Gallia, Roma huldigen Kaiser Otto III.

Miniatur der Reichenauer Schule. Aus dem Evangeliarium Kaiser Otto III. Ende des 10. Jahrh.

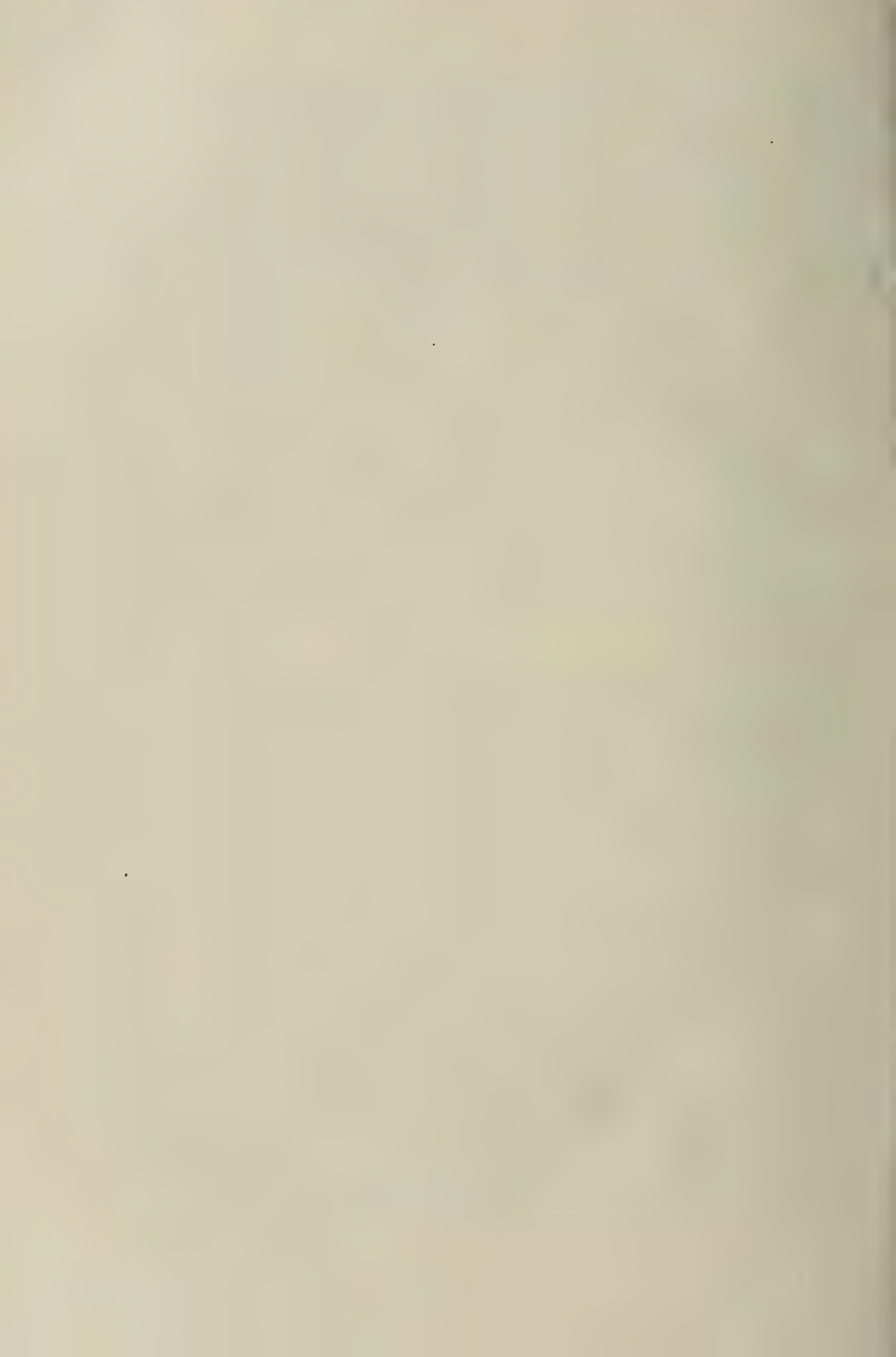


Kaiser Otto III.

Miniatur der Reichenauer Schule. Aus dem Evangeliarium Kaiser Otto III. Ende des 10. Jahrh.

Staatsbibliothek, München

Aus Leidinger, Meisterwerke der Buchmalerei, Hugo Schmidt, München



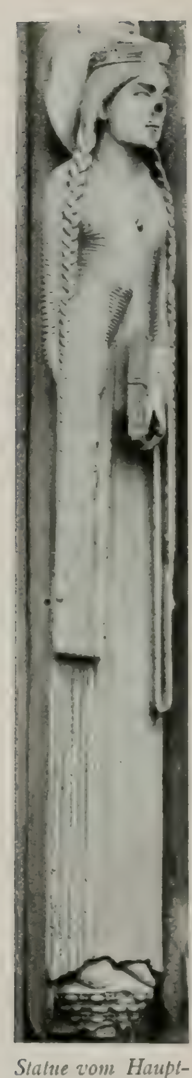
waren. Auf dem Konzil von Chalcedon waren vierzig Bischöfe anwesend, die weder lesen noch schreiben konnten, und es gab im Jahre 1291 im Kloster St. Gallen, einer der bedeutendsten mönchischen Bildungsstätten, niemand, der schreiben konnte. Der Klerus ergab sich ungescheut allen Lastern. Bei der Skrupellosigkeit, mit der er sich über das Sittengesetz hinwegsetzte, fehlte ihm das moralische Anrecht auf die Macht, die er ausübte. Arnold von Brescia erklärte ganz ungescheut: Der Klerus ist unwürdig, die Sakramente zu erteilen. An der Spitze dieses Unwesens stand die römische Kurie, wo man von dem „Stellvertreter Gottes auf Erden" die Vergebung aller Sünden für Geld erhalten konnte. Dahin hatte schließlich die Lehre geführt, daß die Kirche die Bußübung nachlassen und an Stelle verhängter irdischer Strafen eine Geldbuße setzen könne. Diese Sitte stammte aus dem germanischen Recht, das dem Missetäter ebenfalls erlaubte, Verbrechen gegen die Sicherheit anderer durch ein Wehrgeld zu sühnen. Aber es war der römischen Kirche vorbehalten, diesen Grundsatz ad absurdum zu führen. Ob die kirchliche Distinktion, die so scharfsinnig zwischen irdischer und himmlischer Buße unterschied, von den Geldgebern immer verstanden wurde, darf man wohl bezweifeln, die Käufer waren sicher, sich den Himmel zu erstehen.



Hiobs Frau. Federzeichnung aus einer Handschrift des Stiftes St. Peter in Salzburg. Etwa 1080—1150

Heidentum u. Christentum

Dieser Handel mit den Gnadenmitteln der Kirche wirft ein Licht auf die innere Beschaffenheit des Christentums, unter dessen Ägide er getrieben werden konnte. Die Christianisierung war nur an der Oberfläche erfolgt. Ein dünner Firnis evangelischer Symbole bedeckte notdürftig die heidnischen Vorstel-



Statue vom Haupt- (Königs-) Portal der Kathedrale in Chartres. Etwa 1150

lungen, die auch nach einem Jahrtausend noch fest in Köpfen und Herzen hafteten. Die Grenze zwischen dem alten Heidentum und dem neuen Christentum war um so schwerer zu ziehen, als den Germanen der christliche Mythos nur auf eine Weise beigebracht werden konnte, die sie verstanden und die ihnen geläufig war. So faßt der Dichter des Heliand Christus als sächsischen Stammesherzog auf, seine Jünger als sein Gefolge und die Juden als Mannen. Es hat lange gedauert, ehe die neuen Christen auf die ihnen vertrauten Menschenopfer verzichten lernten. Als die christlichen Franken nach der Lombardei zogen, um den Gotenkönig Witigis zu bekriegen, opferten sie am Po die Weiber und Kinder der Goten, die sie gefangen hatten, als Erstlinge des Krieges. Die sterbende Brunhild verordnete sich Menschenopfer, fünf Mägde und acht edle Knechte, ihre Milchbrüder müssen ihr das Geleit ins Jenseits geben. Frauen und Mädchen mußten sich nach dem Tode des Gatten zum freiwilligen Opfertod drängen. Bei dem Begräbnis eines Großfürsten von Litauen, das 1314 stattfand, wurden sein Pferd, sein Lieblingsdiener und drei gefangene deutsche Ritter auf dem Scheiterhaufen, der seine Leiche verzehrte, lebendig mitverbrannt. Als die Isländer sich entschlossen, das Christentum anzunehmen, machten sie zur Bedingung, daß sie fortfahren dürften, die Kinder, wenn sie ihnen unbequem wären, auszusetzen. Die Kirche kümmerte sich sehr wenig um das, was ihre Schutzbefohlenen glaubten, um so mehr um das, was sie zahlten. Um die christliche Überzeugung derjenigen, die sich Christen nannten und wenn sie selbst dem höchsten Stande angehörten, sah es trübe aus.



Pfeilerfiguren vom Haupt- (Königs-) Portal der Kathedrale in Chartres. Etwa 1150

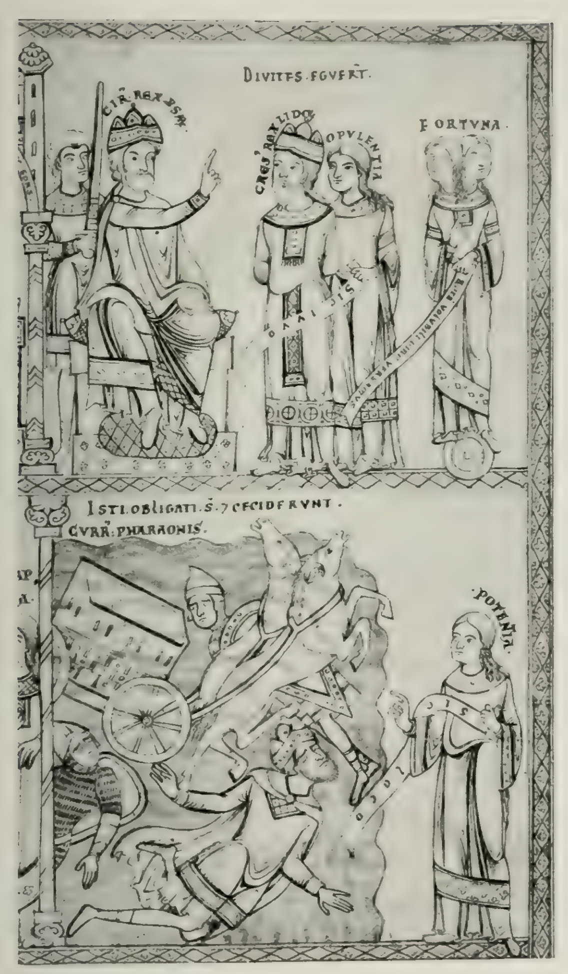
Mosaismus

Starke Reste der mosaischen Religiosität sind im Christentum des Mittelalters noch deutlich erkennbar. Die Idee des Vertrages mit Gott, der für die ihm dargebrachte Verehrung die Verpflichtung übernimmt, den Gläubigen zu schützen und ihm zu irdischer Wohlfahrt zu verhelfen, spukt noch in den Köpfen. König Philipp August von Frankreich geriet auf seiner Fahrt in das Heilige Land in einen schweren Sturm, der dem Schiff sicheren Untergang drohte. Nachdem die Gefahr schon einige Stunden gedauert hatte, und das Gefolge am Leben verzagte, verlangte der König zu wissen, wieviel Uhr es sei.

»Mitternacht«, wurde ihm geantwortet. »Da sind wir gerettet«, rief er fröhlich aus, »nun kann uns nichts mehr passieren, denn von diesem Augenblick an werden in Frankreich soviel Messen für uns gelesen und so viel Gebete zum Himmel gesandt, daß uns kein Übel mehr erreichen kann«. Und dieser Monarch galt nicht einmal für besonders bigott. Als die Krankheit Ludwig XI. zunahm, erinnerte sich der König in seiner Furcht vor dem Tode des Königs Hiskia, dessen Leben Gott auf Bitten frommer Männer verlängert hatte. Er ließ in der ganzen Welt herumschreiben, um solche Persönlichkeiten aufzutreiben, und ließ sie von weither kommen, selbst Einsiedler aus Apulien und Kalabrien, die im Geruch besonderer Frömmigkeit standen. Außerdem beschenkte er die berühmtesten Gnadenorte Rom, Aquila, Utrecht, Köln, Aachen u. a. mit kostbaren Weihgeschenken, um Gott die Verlängerung seiner Tage förmlich abzuzwingen.

Klosterreform

Immerhin hat es in einer so ausgedehnten Gemeinschaft, wie die römische Kirche war, zu keiner Zeit an Männern fehlen können, die das Übel, das am Mark der Kirche zehrte, auch erkannten und ihm abzuhelfen suchten. Dem Charakter der kirchlichen Organisation entsprechend, sind diese Reformatoren der Mißbräuche in ihrer Mehrzahl aus den Kreisen des Mönchtums hervorgegangen. Die Einrichtung des Mönchtums hatte die Kirche aus dem Orient mitgebracht, in dem die Neigung zu träger Beschaulichkeit stets sehr stark vertreten war. Am Ende des 4. Jahrhunderts wurde es nach dem Westen verpflanzt und erhielt durch den hl. Benedikt seine ersten Regeln. Er verpflichtete diejenigen, die sich dem geistlichen Leben widmen wollten, auf die drei bindenden Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut, und zeichnete ihnen damit den Weg vor, auf dem sie hoffen konnten, das ideale Lebensziel des mittelalterlichen Christentums zu verwirklichen. Mit großer Schnelligkeit breitete sich die Benediktiner Regel über das Abendland aus, wobei sie allerdings im Laufe der Zeit bedeutend an Strenge einbüßte. Für die Verrichtung der niederen Dienste wurden Laien angenommen und der zunehmende Reichtum hatte schon im 10. Jahrhundert zu Ausartung und Verfall geführt. Nun erhoben sich unmittelbar nacheinander Kluniazenser, Karthäuser, Zisterzienser, Prämonstratenser, Karmeliter, um in den Klöstern mit der alten Strenge



Schreckliches Ende des reichen Cyrus und des mächtigen Pharao. Federzeichnung aus dem Glossarium des Salomon von Constanz

Geschrieben im Kloster Prüfening um 1158. Staatsbibliothek, München



„Honor". Medaillon aus einem Türfeld in Lüttich. Um 1170

und dem alten Ernst eine Vertiefung des sittlichen und religiösen Lebens herbeizuführen. Meist haben sie ihre Reformen nur mit Gewalt durchsetzen können und keiner dieser neuen Orden entging dem Schicksal der alten. Je lebhafter ihre Tendenzen dem Bedürfnis der Christenheit entsprachen, und je größer die Teilnahme war, mit der sie aufgenommen wurden, um so reicher fielen auch die Gaben und Vermächtnisse aus, die ihnen zuflossen, und es hat nicht einmal immer zwei bis drei Menschenalter gedauert, bis die reformeifrigen Kongregationen in die Fehler verfallen waren, die zu bekämpfen eben erst der Zweck ihrer Gründung gewesen war.
Im System der römischen Kirche stellte theoretisch das Mönchtum, das sich dem rein beschaulichen Leben widmete, den Stand der Vollkommenheit vor, in Wirklichkeit war es von diesen Idealen weit entfernt, bildete aber praktisch ein Heer, dem es allein zuzuschreiben war, daß die Weltherrschaft des



Graf Sigboto und seine Familie. Federzeichnung aus dem Jahr 1180
Staatsbibliothek, München

Papstes so lange bestehen konnte. Immer wieder sind aus dem Mönchtum die Kräfte hervorgegangen, die der römischen Kirche neue Ideen zuführten und ihr neue Wege wiesen. Immer haben sie sich den wechselnden Bedürfnissen der Zeit anzupassen gewußt und sich je nachdem der Askese, der Bildung, der Propaganda gewidmet. Als in der beginnenden Periode städtischer Kultur sich in diesen Gemeinwesen eine Emanzipation von der kirchlichen Herrschaft anbahnte, sprangen Dominikaner und Franziskaner helfend ein und siedelten in die Städte über, während die alten Ordensgemeinschaften irgendwo in Feld und Wald hausten. Es hat dem Einfluß, den sie ausübten, nicht einmal geschadet, daß das gemeine Volk mit dem durch Neid geschärften Blick für die Schwächen seiner Oberen, das Mönchtum mit Mißtrauen betrachtete, und das Dilemma, in den das Wollen mit dem Vollbringen geriet, sehr wohl durchschaute. Es belegte die Mönche mit Hohn und Spott, der Klosterbruder als komische Figur gehört schon dem frühen Mittelalter an, aber es hat sich aus

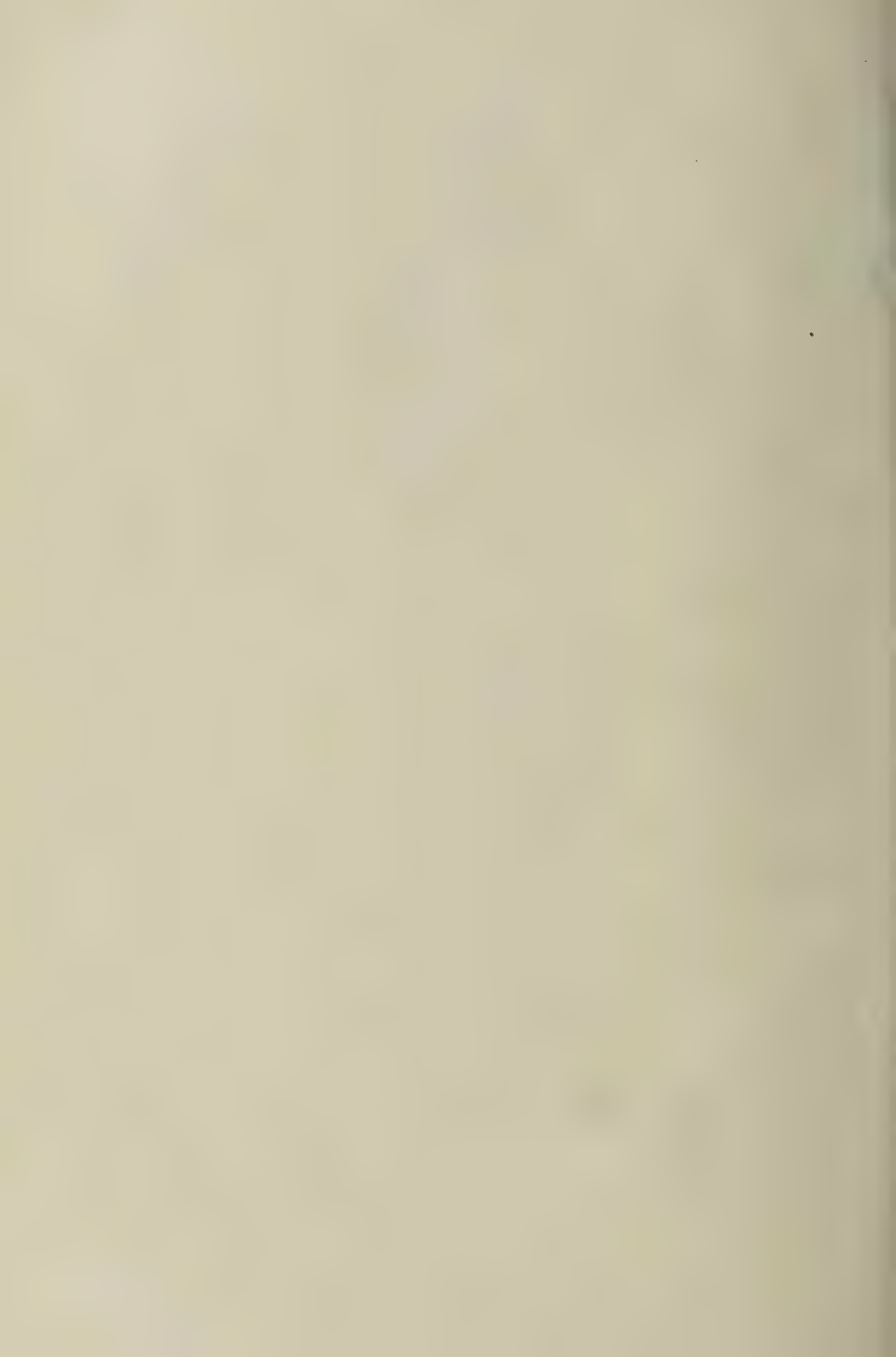
Dummheit, Gewohnheit und Feigheit doch nicht von ihnen befreit. Eine innere Erneuerung der Kirche hat das Mönchtum nicht hervorbringen können. Die verzweifelte, geradezu selbstmörderische Askese eines hl. Bernhard von Clairvaux, eines hl. Franz von Assisi, einer hl. Elisabeth, einer hl. Katharina von Siena bereicherte das Christentum nicht um wesentlich ethische Momente, die blinde Hingabe an die Kirche dagegen, steigerte den päpstlichen Absolutismus zur Unerträglichkeit, denn sie trieb unter den vielen schlechten Päpsten alle die Fehler auf die Spitze, die wie Herrschsucht, Hoffart, Habgier ihre Besitzer am innigsten mit der Welt verbanden.
Eine Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern hat sie selbst nicht herbeiführen können. Für die römisch-katholische Kirche des Mittelalters war das Christentum nur das Aushängeschild, hinter dem der Klerus seine Geschäfte, und sehr gewinnbringende Geschäfte, in Ruhe betreiben konnte. Erst die Reformation hat das Christentum, das dem Untergang nahe war, gerettet, indem sie vor allem mit der These von dem sakramentalen Charakter des Priestertums aufräumte. Sie gab unumwunden zu, daß es für Menschen nicht möglich sei, den Gottesstaat auf Erden zu verwirklichen, daß es dagegen für die in die Welt Gestellten Pflicht sei, sich mit dem Leben abzufinden und nicht es zu fliehen. Dadurch begnügte sie sich allerdings mit Erreichung des Möglichen, und während das Mittelalter Gott und Welt als unvereinbare Gegensätze angesehen hatte, stellte sie die Einheit von Gott, Mensch und Natur als bewegenden Gedanken in die neue Zeit.
Über ein Jahrtausend besaß die römisch-katholische Kirche die Alleinherrschaft über die Seelen, dem Evangelium der Liebe aber hat sie sie nicht zuzuführen gewußt. Das eine Gebot, das Christus der mosaischen Religion entnahm: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, war und wird tauben Ohren gepredigt. Hätte die Menschheit es jemals befolgen wollen, man wäre nicht mehr genötigt, nach immer neuen Formeln des Heils zu suchen. Die Einstellung auf den Gottesstaat versagte, sie hat auch die Wissenschaft im Kreise herumgeführt.

Wissenschaft

Die alte Kirche verachtete die Wissenschaft, die ihr in heidnischem Gewande entgegentrat, sie befürchtete in ihr eine Gefährdung von Tugend und Glauben und sie begünstigte die Unwissenheit als eine notwendige Vorbedingung der Fröm-



Kaiser Nikephorus Botoniates (1078—81)
Miniatur einer Bilderhandschrift. Bibliothek, Paris





Kaiser Friedrich Barbarossa, dem Propst Heinrich aus Kloster Schäftlarn ein Buch überreicht. Pergament-Malerei. Vatikan, Bibliothek, Rom

migkeit. Noch Petrus Damiani, der Kanzler Papst Gregor VII., nannte die weltliche Wissenschaft »Torheit und Possen«, und wenn der hl. Thomas von Aquin, der größte Kirchenlehrer des Mittelalters, sich äußert: »Das Streben nach Erkenntnis der Dinge ist Sünde, wenn sie auf anderes abzweckt als die Erkenntnis Gottes«, so umschreibt er in diesen Worten den Kreis, der die Forschung einschloß. Und dieser Kreis war überaus eng. Das Studium hatte nur Wert, wenn es sich auf das Jenseits bezog, das Objekt des Erkennens bildete also nicht die sinnliche Welt, sondern die übersinnliche. Damit

blieb die Vernunft dem Glauben untergeordnet, dessen Lehre sie nicht antasten durfte. Da man die Wahrheit in der christlichen Offenbarung zu besitzen glaubte, war es ein im Grunde müßiges Spiel der Dialektik, sie mit Gründen der Vernunft als notwendig zu erweisen. Wich sie in ihren Resultaten vom Dogma ab, so galt der Denkprozeß von vornherein als falsch. Da der christliche Glaube die Grundlage der Erkenntnis war, so fiel der mittelalterlichen Philosophie eigentlich nur die Rolle einer Apologetin der christlichen Dogmatik zu und sie hat sich mit dieser Aufgabe in der Scholastik auseinandergesetzt.

Scholastik

Unter dieser versteht man jene mittelalterliche Schulweisheit, die auf den Gebrauch der Vernunft verzichtet, um lediglich den Verstand zu schärfen. Die logischen Hilfsmittel des Denkapparates entstammten zum Teil klassischer Überlieferung, zum anderen Teil den Kirchenvätern, unter denen der hl. Augustin kanonisches Ansehen genoß. Man gefiel sich in einem sehr merkwürdigen und ganz unfruchtbaren Formelwesen, das in einer höchst verzwickten Terminologie die Kategorieen des Denkens kombinierte und klassifizierte, hohle Probleme in endlosen Distinktionen hin und her rollte, ohne doch, da diesem ganzen Wesen jede ernsthafte Aufgabe fehlte, etwas anderes zu erzielen als inhaltleere Grübeleien, um neue, die nicht mehr wert waren, zu vermehren. Es ist an diese Dinge ein Fleiß gewandt worden, den man anstaunen muß, auch wenn man ihn nicht mehr bewundern kann.

Als im Anfang des 13. Jahrhunderts die metaphysischen Schriften des Aristoteles bekannt wurden, übrigens nicht in den griechischen Originalen, sondern entweder in den von Boethius übersetzten logischen Schriften oder in lateinischen Übersetzungen, die mit Hilfe der arabischen Übersetzungen hergestellt waren, begann für die Scholastik eine neue Epoche. Nun trat die aristotelische Metaphysik als gleichberechtigter Faktor der Scholastik neben die kirchliche Dogmatik. Thomas von Aquino gelang es durch den Realismus des griechischen Denkers, die Philosophie in volle Übereinstimmung mit der christlichen Glaubenslehre zu setzen. Aus dieser Vermehrung des geistigen Rüstzeugs resultierte neues Schulgezänk, das in dem berühmten Streit der Nominalisten und Realisten gipfelte. Die einen bezeichneten die allgemeinen Begriffe als wirkliche Dinge, die andern wollten sie nur als bloße Produkte des



Die Geburt Mariä. Miniatur aus dem Antiphonarium von St. Peter. Salzburger Schule. 11.—12. Jahrh.

Nachdenkens angesehen wissen. Der Italiener Thomas von Aquino und der Engländer Duns Scotus waren die Hauptverfechter der Gegensätze. Nach der Auffassung der Kirche blieb der Sieg Thomas; Duns Scotus, der zuletzt Professor in Köln a. Rhein war, fällt aber das Verdienst zu, durch sein System den Anstoß zu dem wirklich wissenschaftlichen Studium der sinnlichen Welt gegeben zu haben. Für die Kirche hatte die Erde mit ihren Erscheinungen nur insofern Bedeutung, als durch sie Ideen des Glaubens ausgedrückt wurden. Die Scholastik konstruierte sich ein Weltbild nach Maßgabe vorgefaßter Meinungen; sie sah die Natur, wie Eicken sagt, nur als das große Bilderbuch an, bestimmt, die Heilswahrheiten der Offenbarung zu illustrieren. Erst im dreizehnten Jahrhundert, möchte man sagen, beginnt eine wirklich ernste Wissenschaft, indem Männer aufstehen, die nach eigener, selbständiger Erkenntnis trachten. Der Engländer Roger Bacon

ist nach der heutigen Anschauung der erste moderne Gelehrte, der Begründer der wissenschaftlichen Empirie, denn er bekannte, »ohne Erfahrung kann man nichts genügend wissen«. Erst als die Forschung sich von der Bevormundung der Kirche befreite, begann die Welt dem sehend gewordenen Auge ihre Geheimnisse zu entschleiern. Die Naturforschung, welche die Kirche nicht länger unterdrücken kann, entsteht, und bringt in der Folge die Naturwissenschaft hervor, welche die neue Zeit mehr als alles andere vom Mittelalter unterscheidet.

Die Theologie Die Theologie war die einzige Wissenschaft, welche die Kirche anerkannte und förderte, neben ihr galt nichts, außer wenn es sich in Beziehung zum Übersinnlichen setzen ließ. Die Medizin war in den Händen christlicher Ärzte zu einem hoffnungslosen Gestümper mit allerlei Zufälligkeiten verurteilt, erst arabische und jüdische Ärzte haben sie gefördert. Sektionen waren verpönt, weil sie die »Auferstehung des Fleisches gefährdeten«. Man vertraute bei dem Heilprozeß auf das Wunder. Die Arzneimittellehre tappte im Dunkel und verließ sich bei den Kuren auf wunderliche Symbole und ge-

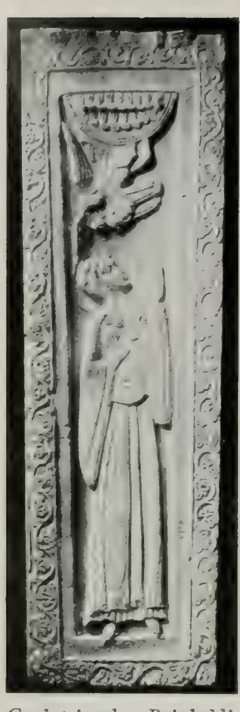


„Superbia." Miniatur aus dem Hortus Deliciarum der Herrad von Landsperg

heimnisvolle Beziehungen ihrer oft recht seltsamen Drogen. Die hochgerühmte medizinische Akademie in Salerno, aus der z. B. im zehnten Jahrhundert die gesuchtesten Ärzte hervorgingen, war kein Forschungsinstitut im heutigen Sinne. Ihr Verdienst war, die antike Tradition vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Die Schriften, die aus dem Kreise ihrer Lehrer hervorgingen, beruhten auf alten lateinischen Autoren, deren Texte selbst nur Übersetzungen aus dem Griechischen waren. Allenfalls traten auch noch arabische Schriftsteller in ihren Gesichtskreis, aber auch sie nur in lateinischer Übertragung. Im Gegensatz zur Astronomie, die man vernachlässigte, blühte die Scheinwissenschaft der Astrologie, die die Gestirne in die innigste Wechselbeziehung mit den Schicksalen der Menschen brachte und eifrig gepflegt wurde. Auch die Weltkunde blieb merkwürdig zurück, trotzdem es nicht an Reisenden fehlte. Ptolemäus und das Weltbild, das er aufgestellt hatte, behielten ihr Ansehen, trotzdem sich schon seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Ansicht, daß die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel sei, allmählich Bahn gebrochen hatte. Thomas von Aquino, Albertus Magnus, waren von der Kugelgestalt der Erde überzeugt. Die Entdeckung Amerikas am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ist nicht das Werk eines spielenden Zufalls, sondern das Resultat von Denken und Forschen, einer geistigen Tätigkeit, die allerdings außerhalb der von der Kirche dem Wissen angewiesenen Bahnen stattfinden mußte. Es ist bekannt, wie übel Kolumbus bei den Professoren von Salamanka ankam, als er ihnen auf Wunsch der spanischen Monarchen seine Ideen entwickeln mußte. Sie haben die Pläne des großen Forschers mit Hohn überschüttet und es ist wirklich nicht ihre Schuld, wenn er trotzdem Erfolg hatte.



Grabstein der Königin Berengaria von England, Gemahlin von Richard Löwenherz 12. Jahrh.



Grabstein der Reinheldis in Riesenbeck
12. Jahrh.



Grabstein einer Äbtissin in Quedlinburg
12. Jahrh.

Die Schule Da die Theologie den Inbegriff aller Erkenntnis darstellte und alles Wissen, auf das man Wert legte, in sich schloß, so war auch der gesamte Betrieb der Forschung auf allen ihren Stufen in den Händen der Kirche. Mit der römischen Gesellschaft ging auch ihre Literatur und Bildung zugrunde, ihre Existenzberechtigung erlosch mit denen, die sie getragen hatten. Nur an der Oberfläche berührten sich heidnische Formen und christlicher Inhalt, wie etwa bei Ausonius, der beides zu verschmelzen sucht. Grammatiker und Rhetoriker alten Stils hielten noch Schulen, wie in Trier, Narbonne, Bordeaux, Autun und anderswo. Sie brachten den Knaben die Elemente der Bildung durch die Lektüre der klassischen Autoren bei, ließen



Die klugen und die törichten Jungfrauen. Tympanon von der Gallus-pforte des Münsters in Basel
Etwa 1180—1200

sie brav auswendig lernen, deklamieren, leiteten sie an, Gedichte zu machen und pflegten einen kultivierten Briefstil, der sich um Nichtigkeiten dreht. Sie hielten strenge Zucht, es scheint furchtbar geprügelt worden zu sein, denn in höhnendem Spott ermahnt Ausonius seinen Enkel einmal, sich weder vor der Rute, noch dem Stock, noch der Lederkarbatsche zu fürchten, sondern fröhlich zur Schule zu gehen. In der Mitte des fünften Jahrhunderts, als sich in Gallien kein Heide mehr in hervorragender Stellung befand, wird auch der literarische Betrieb des klassischen Latein aufgegeben, die Rhetorenschulen gehen eine nach der anderen ein und die römische Kirche bemächtigt sich der Elementarschule. Sie nimmt das gesamte Unterrichtswesen in die Hand, das ihr von niemand streitig gemacht wird.

Den Germanen galt der Erwerb der Bildung für alle, die nicht dem geistlichen Stande gewidmet wurden, geradezu als Schimpf. Als die Gotenkönigin Amalaswintha, eine Tochter Theodorich d. Gr., ihren Sohn Athalarich etwas lernen lassen wollte, entstanden Unruhen unter dem Volk. Gebieterisch wurde eine Änderung des Lehrplanes gefordert, denn gelehrtes Wissen mache furchtsam und weibisch und nie sei es dem König Theodorich eingefallen, Gotenkinder in die Schule schicken zu wollen. Dieses Vorurteil ist nicht so bald geschwunden. Kaiser Otto I., von dem man weiß, daß er nur deutsch, sächsisch, wendisch und französisch sprechen konnte, lernte lesen erst in höherem Alter, nach dem Tode seiner ersten Frau, und weder Wolfram von Eschenbach noch Ulrich von Liechtenstein, zwei erfolgreiche deutsche Dichter, konnten lesen oder schreiben. Karl d. Gr., der sich auch um diese



Die klugen Jungfrauen. Statuen am Nordportal des Domes in Magdeburg
Zwischen 1210 und 1235

Frage bekümmerte und seine Untertanen so gern auf eine höhere Stufe der Gesittung gehoben hätte, ihnen auch persönlich mit dem besten Beispiel voranging, und, so schwer es ihm fiel, noch im Alter lateinisch lesen und schreiben zu lernen suchte, hat nichts erreicht. Er verordnete im Jahre 802, daß jeder Laie gehalten sein sollte, seine Söhne in die Schule zu schicken. Umsonst. Die Deutschen blickten auf wissenschaftliche Bildung, selbst solche in den allerbescheidensten Ausmaßen, mit Verachtung herab, und den deutschen Adel hat man ja angeklagt, daß er seine Gleichgültigkeit gegen Wissenschaft und Kunst als kostbarstes, und manchmal ja auch einziges Erbe seiner Vorfahren hüte bis zum heutigen Tage.
So wurde der Klerus ganz von selbst, durch die zwingende Gewalt der Umstände, zum Hüter der wissenschaftlichen Studien. Jahrhunderte hindurch war die Schule ein Annex des Klosters.

Als Schöpfung der Kirche diente sie fast mit Selbstverständlichkeit auch nur den Zwecken der Geistlichkeit, die Kenntnis der Glaubenslehre bildete den Kernpunkt des Unterrichts. Der Lehrstoff umfaßte die sieben freien Künste, im Trivium: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, im Quadrivium: Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie. Die Schulzucht war von barbarischer Härte, manch sadistisch veranlagter Klosterlehrer mag an seinen unglücklichen Zöglingen seine Lust gebüßt haben. In St. Gallen hat man mit dem Prügeln so wenig Maß gehalten, daß die auf das Äußerste gepeinigten Schüler das Kloster in Brand steckten. Mit Recht betrachtete die Kirche die Schule als ihr ausschließliches Eigentum und es hat den Haß gegen die Albigenser nicht wenig gefördert, daß diese »Ketzer« es wagten, den Unterricht der Laien obligatorisch machen zu wollen und umsonst zu erteilen.



Grabmal des Wipert von Groitzsch
13. Jahrh. Klosterkirche Pegau

Wie die niederen Schulen, in Deutschland gehörten Corvei, Hirsau, Reichenau, Hersfeld zu den berühmtesten, waren auch die Hochschulen in den Händen des Klerus. Die Universitäten in Paris, Salamanca, Oxford, Prag waren wesentlich kirchliche Institute. Die Professuren lagen in den Händen von

Geistlichen und nur künftige Geistliche waren die Hörer. Unter ihnen nahm Paris den ersten Rang ein. Soweit die Scholastik in ihren theologischen und philosophischen Spekulationen von Einfluß auf die geistige Entwicklung des Mittelalters gewesen ist, kamen ihre Resultate in Paris zustande, wo auch u. a. Thomas von Aquino lehrte. Die Hochschulen der übrigen Länder, auch diejenigen Italiens, standen an Bedeutung weit hinter Paris zurück. Dagegen behauptet Italien einen Vorrang durch seine Laienschule, mit der es allen seinen Nachbarn überlegen war. Sie vermittelte ihren Besuchern ein Wissen, das profanen Zwecken galt, vielleicht waren die italienischen Kaufleute die ersten Nichtgeistlichen, die lateinische Briefe schreiben konnten.



Die klugen Jungfrauen. Statuen am Nordportal des Domes in Magdeburg

Zwischen 1210 und 1235 entstanden

Frauenbildung

Bei der starken Abneigung der Männer gegen alle Kopfarbeit ist es nicht weiter auffallend, daß die Künste des Lesens und Schreibens von den Frauen um so williger aufgenommen wurden. In Gallien lernten die Mädchen im Anfang des sechsten Jahrhunderts Lesen und Schreiben, die Königin Radegunde, Gattin Chlotar I., gründete in Poitiers ein Frauenkloster, in dem die Zöglinge sogar im Theaterspielen ausgebildet wurden. Der hl. Bonifaz stiftete das Nonnenkloster Bischofsheim a. d. Tauber als Musterbildungsanstalt deutscher Mädchen und er besaß den feinen Takt, die Vorsteherin desselben aus England kommen zu lassen. Er kannte die Deutschen. Sie waren schon damals die gleichen wie heute. Karl d. Gr. gab auch für die Erziehung der Mädchen das Beispiel, indem er seine Töchter nicht nur in den üblichen Handfertigkeiten Weben, Spinnen, Sticken unterrichten, sondern sie auch Lesen und Schreiben



Die törichten Jungfrauen. Statuen am Nordportal des Domes in Magdeburg
Zwischen 1210 und 1235

lernen ließ. Dieser Eifer blieb den Frauen noch lange erhalten. Die Königin Mathilde lernte, nachdem sie durch den Tod König Heinrich I. Witwe geworden war, Lesen und Schreiben und hielt darauf, daß ihrer Dienerschaft Gelegenheit gegeben wurde, sich diese Kenntnis ebenfalls anzueignen. Deutschland besaß im frühen Mittelalter mehr wie eine gelehrte Frau. Es verdankt sein erstes »Conversationslexikon« einem Blaustrumpf. Der Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg, die seit 1167 Äbtissin am St. Odilien war, ist eine vorzügliche Enzyklopädie des gesamten damaligen Wissens, und war, ehe die Handschrift 1870 in Straßburg verbrannte, auch mit höchst instruktiven Bildern ausgestattet. Erst die Frauenverachtung der Kirche, die sich mit der geschlechtlichen Wertschätzung des Weibes durch den Klerus sehr wohl vertrug, hat in einer späteren Periode durchzusetzen verstanden, daß

die Ausbildung der Mädchen vernachlässigt wurde. Franciscus Barberinus schrieb zur Zeit König Philipp des Schönen ein Werk, in dem er die Frage aufwarf, ob es wohl geraten sei, die Töchter lesen und schreiben lernen zu lassen, und er beantwortete sie mit einem runden »Nein«.



Hirten auf dem Felde. Statuen vom Nordportal der Kathedrale in Chartres.
Um 1250



Die Heimsuchung. Statuen vom Nordportal der Kathedrale in Chartres
Um 1250

Die Germanen, welche kamen, sich im römischen Reich neue Wohnsitze zu suchen, waren freie Männer, jeder Einzelne. Sie gehörten keinem festen gemeinsamen Staatsverband an, sie wußten von nationaler Zusammengehörigkeit so wenig wie von Unterordnung unter einen Fürsten. Für den Kriegsfall wählten sie sich Anführer, denen sie nur eine bestimmte Zeit, zur Herbeiführung bestimmter Zwecke, gehorchten. Dieser Zustand der Ungebundenheit war ein schweres Hemmnis ihrer politischen Entwicklung, es hinderte sie an jedem einheitlichen und folgerechten Zusammenwirken und ließ dem römischen Element einen ausschlaggebenden Einfluß. Das Band zwischen dem germanischen Volkskönig und den Männern, die ihm folgten, war ein sehr lockeres, und man muß sich hüten, dabei an ein Untertanenverhältnis

Staatsverfassung

zu denken. Es war eine Verpflichtung zu gegenseitigen Leistungen und zu wechselseitiger Treue. Die Mannen, welche die Gefolgschaft eines Fürsten bildeten, waren und blieben auch ihm gegenüber, frei und es war immer zweifelhaft, ob er in allen Lagen werde auf sie zählen können. Erst unter Karl d. Gr. vollzog sich der Übergang von der altgermanischen Ungebundenheit der Einrichtungen in die Lehnsverfassung mit ihrer nach oben und unten gleich schwer verklausulierten Verpflichtung. Das Lehnswesen hat dann dem ganzen Mittelalter seinen Stempel aufgedrückt und den Staat nach allen Richtungen hin durchsetzt. Es beruhte auf dem Rechtsvorgang, daß der Besitzer eines Gutes die Nutznießung desselben einem Dritten übertrug. Dieser wurde dadurch nicht Eigentümer, hatte vielmehr die Pflicht übernommen, dem Lehnsherrn entweder gewisse Dienste zu leisten oder gewisse Abgaben zu liefern. Die Übernahme eines Lehns begründete das Verhältnis der Treue zwischen dem Lehnsherrn und dem Belehnten, gegen die zu verstoßen als ein schwerer Frevel betrachtet wurde. Das System wurde immer weiter ausgebildet und hat die Schwächung einer einheitlichen Staatsgewalt stark gefördert. Immer neue Zwischenglieder schoben sich zwischen den König und die Freien, die schließlich jeden direkten Zusammenhang miteinander verloren. Im Jahre 1037 wurde gesetzlich anerkannt, daß die Vasallen geistiger und weltlicher Großen ihre Lehen erblich besitzen konnten, d. h. sie durften mit ihnen schalten wie mit ihrem Eigentum, außer daß sie unverkäuflich waren und bei dem Mangel männlicher Erben dem Lehnsherrn wieder zufielen. Seit dieser Zeit wurde es auch üblich, nicht nur Landgüter, sondern auch Ämter als erbliche Lehen zu vergeben, so daß die Krone ihre obrigkeitliche Macht immer mehr zersplitterte. Die Lehnsverfassung ist die eigentliche Staatsform des Mittelalters und als solche erst durch den Absolutismus abgelöst worden.

Lehnswesen

Bis zu Karl d. Gr. bildeten die Gemeinfreien, d. h. ein grundbesitzender Mittelstand, den besten Teil der Bevölkerung. Soviel Mühe sich dieser weitblickende Herrscher aber auch gab, diesen Stand zu erhalten, so vergeblich waren seine Anstrengungen. Er erlag den Lasten des Kriegsdienstes, den er zu leisten schuldig war. Unaufhaltsam war der Übergang der kleinen Güter an die Kirche und den Großgrundbesitz. Um

nur die Existenz zu fristen, mußte der Kleinbesitzer sich in die Abhängigkeit von Klerus und Adel flüchten, er gab sein Eigentum auf, um es aus zweiter Hand als Lehn wieder zu empfangen. Die Notlage machte die ehemals Freien zu Hörigen und in kurzer Zeit zu Leibeigenen. Über ihnen aber steigt bei immer mehr schwindendem Ansehen der monarchischen Gewalt ein Herrenstand auf, der aus dem Dienstgefolge und den hohen Beamten hervorging. Die Grafen und Markgrafen wurden aus Verwaltungsbeamten erbliche Besitzer, und während Karl d. Gr. die Volksherzöge aus ihren führenden Stellungen beseitigt hatte, wurden unter seinen schwachen Nachfolgern die Hohenstaufen, die Welfen, die Wittelsbacher, die Zähringer, zu erblichen Herzögen und von Kaiser Friedrich II. als Landesherren anerkannt. Die Königsgewalt kapituliert vor ihnen, da sie ihrer nicht Herr wird. Aus den Ministerialen der Großgrundbesitzer bildete sich der niedere Adel, der, mit Lehen ausgestattet, mächtig genug wird, um der Krone entgegentreten zu können.



Die hl. Jungfrau. Statue vom Nordportal der Kathedrale in Chartres
Um 12[illegible]0

Das Reich Karl d. Gr. hatte von den Pyrenäen bis zur Elbe, von Rom bis zur Eider gereicht; als seine Söhne es teilten, da haben sie nicht nur die Idee von dem universellen Gottesstaat, in dem der Herrscher die priesterliche und die weltliche Gewalt ausübte, schwer geschädigt, sie haben dem deutschen Königtum selbst das Rückgrat gebrochen. Noch einmal hatte Otto I. den Versuch unternommen, durch die Wiederherstellung des römischen Kaisertums das christliche Abendland einheitlich zusammenzufassen und die Menschheit durch die Macht einer großen Idee zu einem Ganzen zu verschmelzen. Aber während er die Heiden bekämpft und Italien mit Deutschland verbindet, schwindet die nationale Macht des deutschen Königtums, das doch die alleinige Grundlage des weltumspannenden Kaisertums bildet, dahin. Die Kaiser jagen




Gepa *Gerburg*
Stifterfiguren im Westchor des Naumburger Domes
Zwischen 1250 und 1280 gearbeitet

Königtum

Utopien nach, verzetteln und verzehren ihre Kräfte in Kämpfen, die selbst dann unfruchtbar bleiben, wenn sie siegreich sind. Die Fürsten erringen die Erblichkeit, das königliche Haus dagegen muß darauf verzichten, die Krone erblich zu besitzen. Der monarchische Einheitsstaat, das erstrebenswerteste Ziel aller Nationen des Mittelalters, kann nicht in Deutschland zustande kommen, weil die deutschen Könige den Territorialherren eine Macht eingeräumt haben, gegen die sie ohnmächtig sind. Aus den Versammlungen der Fürsten werden Reichstage, die rasch genug dazu übergehen, statt bloße Beratungen zu pflegen, Gesetze zu erlassen. Die Einherrschaft des Königs erstickt unter der Vielherrschaft der Fürsten.



Markgraf Eckard II. und seine Gemahlin Uta. Stifterfiguren im Westchor des Naumburger Domes
Zwischen 1250 und 1280 gearbeitet

Die auswärtige Eroberungspolitik der Kaiser hat die deutschen Einigungsbestrebungen um so mehr vereiteln müssen, als sie die nationalen Gegensätze zwischen den Völkern außerordentlich verschärfte. Nationalen Besonderheiten hat erstmals die Reichsteilung unter den Söhnen Ludwig des Frommen Rechnung getragen, bei der die Rücksichtnahme auf die Ver-

schiedenheiten der Völker ausschlaggebende Bedeutung gewann. Die Verbindung der romanisierten Westfranken und der germanisierten Ostfranken wurde für immer gelöst und die Entwicklung angebahnt, die zur Bildung der französischen Monarchie, des deutschen Reiches und jenes immer strittig gewesenen Mittelstaates führte, der von deutschen und gallischen Volksteilen in ungefähr gleicher Mischung bewohnt, Lothringen, Burgund und die Niederlande umfaßte. Damit sonderten sich die Sprachen, die Geister schieden sich. Jedes Volk zog sich auf sich selbst zurück und bildete die ihm eigentümlichen Fehler und Unarten zu nationalen Ehrenpunkten aus.

Nationalismus Nichts hat dem Völkerhaß größeren Vorschub geleistet als die Kreuzzüge, die als ein gemeinsames Unternehmen der gesamten Christenheit vor sich gingen. Die Gegensätze traten mit solcher Schärfe hervor, daß schon auf dem ersten Kreuzzuge Gottfried von Bouillon ständig zwischen Deutschen und Franzosen vermitteln mußte, die lieber gegeneinander losgegangen wären als gegen die Ungläubigen. Diese Antipathie ist nur gewachsen und nahm bei den späteren Kreuzzügen unter Deutschen, Engländern und Franzosen so unleidliche Formen an, daß der Erfolg in Frage gestellt wurde. Die einmütig ausgezogenen Heere kehrten als bittere Feinde heim, und die Fürsten waren um ein Mittel reicher, ihre Diplomatie in Zukunft, wenn es passend schien, »patriotisch« aufzuziehen.

Die nationalen Gegensätze, die ihre treibenden Motive aus den schlechtesten Eigenschaften der Völker, der Eitelkeit, dem Dünkel, dem Neid, der Unwissenheit ziehen, sind nicht wieder zum Schweigen gebracht worden, seit die Kreuzzüge sie geweckt haben. Am ersten und am stärksten ist dies Bewußtsein in Frankreich ausgebildet worden, dessen nationaler Eitelkeit man allerdings eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann. Man tue es nun gern oder ungern, man wird der Wahrheit zuliebe gestehen müssen, daß die französische Kultur schon im frühen Mittelalter sehr verführerische Vorzüge besaß und es keineswegs Zufall oder nur üble Nachahmungssucht ist, wenn die anderen Völker, und beileibe nicht Deutschland allein, ihr folgten. Dazu half ihr schon der glückliche Umstand, daß die langue d'oc, die man in der Provence sprach, auch im übrigen Frankreich, in Italien und Spanien verstanden wurde und damit einen Faktor der Bildung und der Gesittung dar-



Der Verführer und die törichten Jungfrauen. Statuen am Südportal der Westfassade des Münsters in Straßburg
Um das Jahr 1300

stellte, dem es leicht werden mußte, sich Eingang zu verschaffen. In England wurden noch bis 1360 alle offiziellen Schriftstücke französisch abgefaßt, der Florentiner Brunetto Latini schrieb seinen Tesoro französisch, weil diese Sprache die gebräuchlichste und gefälligste sei.
Italiener und Katalanen dichten um das Jahr 1200 in provençalischer Sprache, und wenn die kleinen südfranzösischen Grafenhöfe in dieser Zeit tonangebend wurden, so danken sie das dem geistigen Einfluß, der von ihren schönen Geistern ausging. Man schreibt die Befreiung des mittelalterlichen Menschen aus den Fesseln kirchlich orientierten Denkens stets der italienischen Renaissance zu, aber wenn man den Beginn dieser Bewegung selbst bis zu Dante zurückführen wollte, so wird den Troubadours doch noch immer ein beträchtlicher

Frankreich



Die Kirche. Statue am Südportal des Münsters in Straßburg i. E.

Vorsprung bleiben. Sie sind es, die in der Verherrlichung sinnlicher Liebe das erste geistig seelische Element in das Leben trugen, das völlig modern anmutet. Sie haben in einer Zeit, die alles auf den Himmel beziehen wollte, rein menschliche Empfindungen in den Mittelpunkt ihrer Welt gestellt. In wie hohem Maße sie damit ein seelisches Bedürfnis ihrer Mitwelt befriedigten, geht schon aus der weitumspannenden Wirkung hervor, die sie ausübten. Französische Lyrik und französische Epik beginnen schon im zwölften Jahrhundert ihren großen Siegeszug durch die Welt, im dreizehnten Jahrhundert haben sie bereits nichts mehr zu gewinnen, sondern nur noch nötig, sich zu behaupten. Am Hofe Kaiser Friedrich II. in Palermo verkehren Sizilianer, Deutsche, Griechen, Araber, Longobarden und Normannen in französischer Sprache miteinander. Wolfram von Eschenbach, von dem eben erst gesagt wurde, daß ihm die elementaren Kenntnisse im Lesen und Schreiben abgingen, sprach französisch, und an den deutschen Höfen, die etwas auf sich hielten, war der französische Hauslehrer im zwölften und dreizehnten Jahrhundert schon eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Hugo von Trimberg macht sich am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts über die häufigen Reisen nach Paris lustig. Die Formen eines verfeinerten Lebens in Ton und Manieren, im Umgang, in Sitte, Kleidung und Sprache

entstanden in Frankreich, und dazu hat die Zentralisation der Kultur in Paris wesentlich beigetragen. Keine der übrigen Nationen des Abendlandes, weder Deutsche, Engländer, Italiener oder Spanier besaßen einen kulturellen Mittelpunkt, geschweige denn eine Hauptstadt von der geistigen Bedeutung, die Paris für sich in Anspruch nehmen konnte. Erwin Rosenthal hat ganz recht, wenn er sagt, daß die Eroberung des Abendlandes von der Ile de France aus erfolgte. Es wird sich noch zeigen, daß Frankreich auch auf dem Wege der neuen künstlerischen Darstellungsmöglichkeiten einen Vorsprung besaß, den einzuholen die anderen Völker ihr Bestes einsetzen mußten. Man wird sich vor Augen halten müssen, daß eine derartige Beeinflussung fremder Nationen damals nichts ganz Einfaches war, der Verkehr zwischen ihnen war ja schon, wenn nicht ganz unmöglich, so doch sehr erschwert. Wenn Otto von Freising z. B. von Engländern, Franzosen, ja selbst von Flanderern und Lothringern spricht, so nennt er sie »ganz unbekannte Völker«. Das römische Reich hatte ein ganz vorzügliches Straßennetz besessen, mit Rom als Herzkammer der Verkehrsadern, aber es war während der Verheerungen der Völkerwanderung völlig in Verfall geraten und niemand fühlte sich gedrungen, Wege und Brücken wieder herzustellen, vorausgesetzt, daß man es gekonnt hätte. Reisen über Land waren selten und gefährlich, zum Vergnügen fanden sie nie, zur Belehrung äußerst selten statt.



Die Synagoge. Statue am Südportal des Münsters in Straßburg i. E.

Verkehr

Wallfahrten Die einzig gangbare Form, soweit nicht Handelsreisen in Frage kamen, waren die Wallfahrten. Sie waren schon Juden und Germanen bekannt und wurden von den Christen beibehalten, denen es immer eine Sehnsucht blieb, an den Stätten ihre Andacht zu verrichten, an denen sich das irdische Leben des Heilands abgespielt hatte. Am Ende des vierten Jahrhunderts hatten sie bereits einen solchen Umfang angenommen und so merkwürdige Begleiterscheinungen im Gefolge, daß die Kirchenväter eine sehr heftige Sprache gegen diese Mißstände führten. Indessen haben sie immer nur zugenommen, weil sie auch vielfach als Bußübung für grobe Vergehen den Sündern strafweise auferlegt wurden. Im Jahre 1064 fand z. B. ein großer Pilgerzug statt, an dem sich 7000 Personen beteiligten, von denen nur 2000 den Heimweg gefunden haben.

Kreuzzüge Von derartigen Massenaufgeboten bis zu den Wallfahrten mit gewaffneter Hand, die wir Kreuzzüge nennen, war in der Tat nur noch ein Schritt. Erst seit Palästina im Jahre 1076 in die Hände der Seldschuken gefallen war, wurden den Pilgerzügen ernsthafte Schwierigkeiten bereitet, so daß der Papst es wohl als seine Aufgabe betrachten konnte, in diesen Verhältnissen durch die christlichen Monarchen Wandel schaffen zu lassen. Auf dem Konzil zu Clermont, das vom 18. bis 27. November 1095 stattfand, entfesselte Papst Urban II. die Bewegung, die gewaltig aufrauschte, um zwar allmählich wieder zu verebben, das Abendland aber doch zwei Jahrhunderte in Atem hielt und zum Brennpunkt aller kirchlichen, politischen und wirtschaftlichen Strebungen wurde. Mit Feuereifer setzte sich die französische Ritterschaft für diese Sache ein, zögernd, mehr getrieben als treibend, folgten die Deutschen.

Bei dem Zustandekommen der sieben Kreuzzüge, die man insgesamt zählt, wirkten so viele verschiedene Motive mit, daß es schwer halten würde, zu entscheiden, welches schließlich den Ausschlag gab.

Anstifterin war die Kirche, welche die Tatsache, daß sie es war, die eine Bewegung auslösen konnte, die beinahe das gesamte Abendland ergriff, mit dem Hochgefühl der Weltgebieterin erfüllen durfte. In der Tat hat sich die römisch-katholische Kirche zur Zeit der ersten Kreuzzüge auf dem Gipfelpunkt ihrer Machtstellung befunden. Sie hielt das Geschick der Welt in Händen, indem sie ihr Idee und Richtung gab.

Man wird den asketischen Gedanken, der diesen Heerzügen zugrunde lag, nicht gering schätzen dürfen, es verquickten sich aber so viele und so starke irdische Beweggründe mit ihm, daß erst ihr Zusammentreffen den mächtigen Impuls entfesselte, der nötig war, um die große Tat herbeizuführen. Die himmlischen Vorteile, sich der ewigen Seligkeit zu versichern, wenn man zur Befreiung des heiligen Landes beitrug, waren gewiß groß, aber die irdischen doch nicht geringer. Man nahm Mühen, Leiden und Entbehrungen auf sich, die man vorher gewiß unterschätzt haben wird, aber man entzog sich doch auch wirtschaftlichen Notständen, drückender Dienstpflicht, Schulden, unglücklichen Ehen, drohenden Strafen, und vertauschte die Langeweile des heimischen Alltags mit den reizenden Abenteuern einer unbekannten Ferne. Sie lockte um so stärker, weil der doch nur sehr oberflächlich unterrichtete Westen den Orient für die Quelle märchenhafter Reichtümer und Schätze hielt. Jeder Teilnehmer hoffte zwar auf den Himmel als sichern Lohn seiner Anstrengung, aber Beute war doch das nächste, das man erwartete. An diesem Punkt setzte denn auch die große Enttäuschung ein, denn nur zu bald überzeugten sich alle Kreuzfahrer, wie wenig positive Werte aus Palästina und Kleinasien zu holen waren. Als dann in notwendiger Folge der gegenseitigen Eifersucht und Mißgunst der Fürsten und Heerführer die politischen Erfolge ebenfalls ausblieben, da entstand die Meinung: der liebe Gott hält es

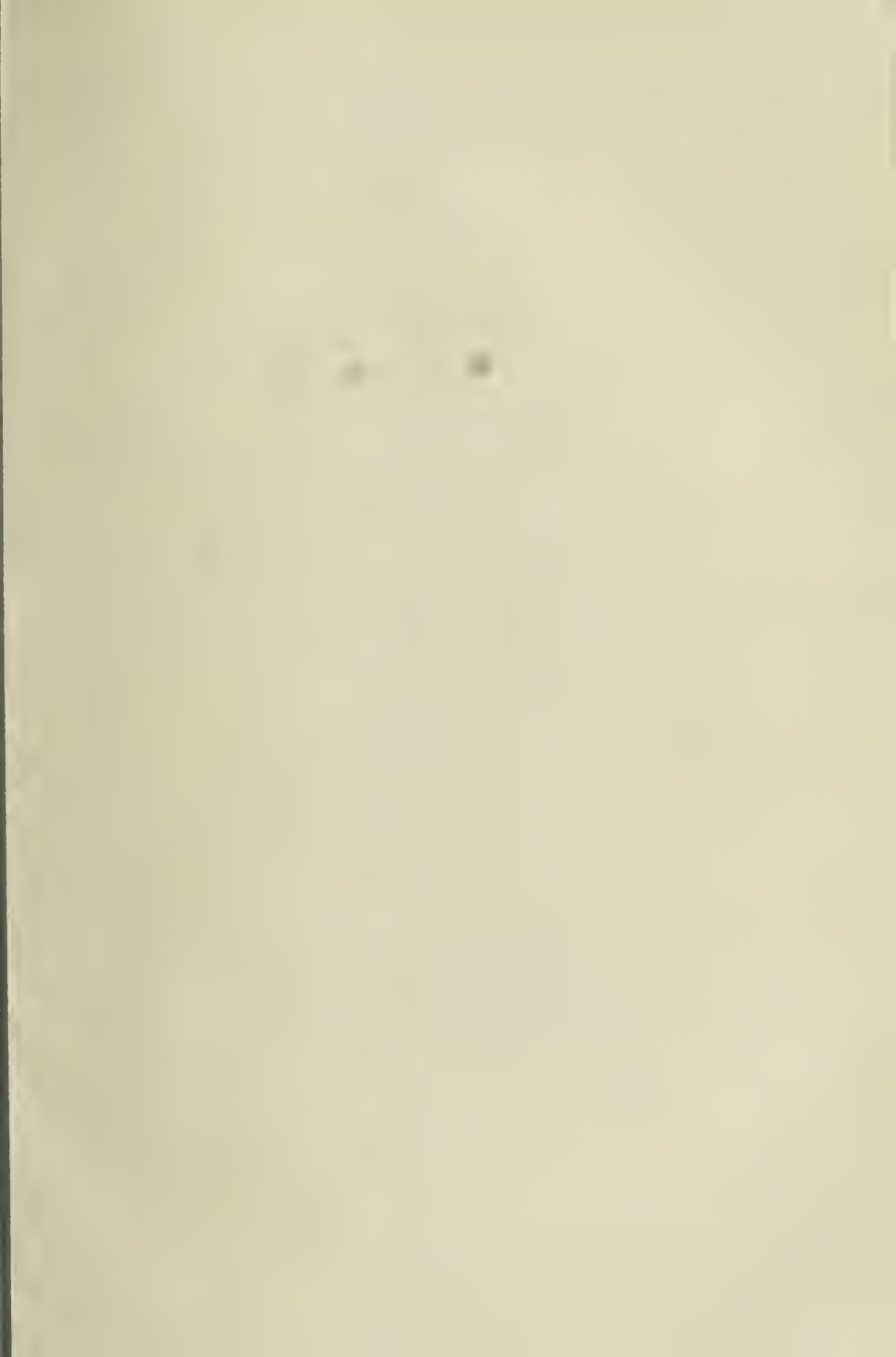


Unbekannter italienischer Meister. Hl. Katharina (Ausschnitt). Chiesa di S. Matteo, Perugia

mit den Türken. Läge ihm wirklich soviel daran, das Heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, so müßte es seiner Allmacht doch ein leichtes sein, das auch ohne so gewaltige Opfer an Menschenleben zu bewerkstelligen.
Die Kreuzzüge begannen mit blindem Glauben an die Verheißungen der Kirche und führten, wenn nicht zu vollem Unglauben, so doch zu ausgesprochener Skepsis. Der Zweifel saß fest und es ist der Kirche nicht gelungen, ihn wieder zu beseitigen. Sie hatte mit den Kreuzzügen den Gipfel erreicht, von da ab hat ihr Weg bergab geführt. Italien, die Heimat der Kurie, hat den schwächsten Anteil an den Kreuzzügen genommen und den größten Vorteil von ihnen gehabt. Die Flotten der Genuesen, Pisaner und Venetianer beförderten die Heere, und die Eigentümer ließen sich mit gutem Gelde bezahlen. Ein Ritter mit zwei Dienern, einem Pferde und einem Pferdejungen, zahlte für die Überfahrt 340 Reichsmark nach dem Vorkriegswerte, wofür er und seine Begleiter verpflegt wurden. Ludwig der Heilige zahlte im Jahre 1268 den Genuesen als Schiffsmiete eine halbe Million Reichsmark, und man weiß, daß die Kaufkraft des Geldes dazumal ungleich viel höher war als jetzt.

Schiffahrt

Die Wallfahrten und Kreuzzüge haben die italienischen Seestädte reich gemacht; hätten sie nicht ihre Kräfte in gegenseitiger Eifersucht aufgerieben, würden sie noch mehr erreicht haben. Den Reigen hatte Amalfi begonnen, von dessen Größe, Einwohnerzahl und Schiffahrt die alten Chronisten Wunder berichten, unglaubliche, wenn man die Lage und Gestaltung der Küste anschaut. Pisa vernichtete die Seemacht dieser kleinen Republik, um selbst anderthalb Jahrhunderte später durch Genua seiner Flotte beraubt zu werden. Genua unterlag der Rivalität von Venedig, das sich am längsten behauptete. Es besaß den ungeheuren Vorzug einer despotischen aber stabilen Regierung und gehörte zu den Mächten, welche der Kurie jede politische Einflußnahme unmöglich machten. Der Grundsatz »Siamo Veneziani poi Christiani« ersparte ihm jeden Zwiespalt zwischen Vernunft und Gewissen und befähigte es zu unbeirrter Verfolgung seiner materiellen Interessen.
Verglichen mit heute waren die mittelalterlichen Flotten bescheidene Zurüstungen, ein einziger moderner großer Überseedampfer würde wohl die gesamte Tonnage aller damaligen





Prinzessin Irene, Mutter des Kaisers Alexis Komnenos
Fresko in einem Kloster bei Trapezunt



Kaiser Alexis I. Komnenos (1095—1100)
Fresko in einem Kloster bei Trapezunt





Herr Heinrich von Strellingen. Miniatur der Manesseschen Handschrift

italienischen Seemächte miteinander aufnehmen können. Noch immer überwogen die Ruder, der Umfang überschritt nur selten den Gehalt von zehn bis hundert Tons, Schiffe, die zweihundert oder gär fünfhundert bis siebenhundert Tons groß waren, galten schon für sehr groß. Die Manövrierfähigkeit entsprach der unentwickelten Schiffsbaukunst, noch im fünfzehnten Jahrhundert war eine venezianische Flotte vom Heimathafen nach Konstantinopel etwa 77 Tage unterwegs. Der Seeraub stand in üppigster Blüte und war für die Türken das Mittel, sich



Herr Jakob von Warte. Miniatur der Manesseschen Handschrift

weit und breit gefürchtet zu machen. Sie hielten das ganze Mittelmeer in Furcht und Schrecken, genau wie nordische heidnische Seeräuber vor dem Aufkommen der Hansa die Ostsee beherrschten.

Der ursprüngliche Zweck der Kreuzzüge ist nicht erreicht worden, das Heilige Land konnte nicht auf die Dauer den Ungläubigen entrissen werden. Selbst den Staatengründungen,



Markgraf Otto von Brandenburg. Miniatur der Manesseschen Handschrift

welche bei Gelegenheit dieser kriegerischen Aufgebote erfolgten, war nur ein ephemeres Leben beschieden. Das lateinische Kaisertum in Byzanz, die feudalen Lehnsherzogtümer auf dem klassischen Boden des alten Hellas vergingen wie Träume vor der Morgensonne. Den größten Schaden haben die davongetragen, welche der Sache Gut und Blut widmeten: Adel und Rittertum. Es ging ihnen wie der Veranstalterin, der Kirche,

selbst auch. Sie erreichten in einem großartigen Aufschwung Leibes und der Seele einen Höhepunkt der Existenz, aber nur, um den unmittelbar folgenden Abstieg um so greller hervortreten zu lassen. Die Mehrzahl derjenigen, welche das Kreuz nahmen und meist Jahre lang der Heimat fern blieben, fanden bei der Rückkehr ihre Verhältnisse in Unordnung, ihre Besitzungen vernachlässigt, ihre Autorität in Frage gestellt. Unendlich viele wurden eine Beute von Seuchen und Strapazen oder blieben vor dem Feinde. Die Familie erhielt keine Nachricht, die Erbfolge wurde angefochten und zweifelhaft, die Zerrüttung war unausbleiblich. Sie war es um so mehr, als die Kreuzzüge eine Umstellung des ganzen Wirtschaftsmechanismus im Gefolge hatten. Die bis dahin allein herrschende Naturalwirtschaft wurde zugunsten der Geldwirtschaft beiseite geschoben, der Kaufmann rivalisierte mit dem Grundbesitzer, die Rolle der Städte begann. Der Adel verarmte, der Bürger wurde reich.

Die Städte

Auch das deutsche Städtewesen ist römischer Import. Die Germanen waren keine Freunde des Stadtlebens, die ältesten städtischen Niederlassungen auf deutschem Boden wurden von den erobernd eindringenden Römern als Militärlager gegründet. So entstanden am Rhein: Straßburg, Speier, Mainz, Koblenz, Köln, Utrecht, an der Donau: Augsburg, Regensburg, Passau, Wien, an der Mosel: Trier, das jahrelang Residenz der Kaiser war. Sie alle füllten sich mit den Prachtbauten von Palästen, Theatern, Villen, Bädern und wenn heute von all dem einstigen Glanz nur noch so bescheidene Spuren übrig sind, so trifft die Schuld daran die Hunnen, deren Verwüstungszüge die rheinischen Städte in Asche legten. Oft mit so gründlichem und nachhalti-



Ambrogio Lorenzetti. Pax. Ausschnitt aus den Fresken im Palazzo Comunale, Siena



Ambrogio Lorenzetti. Prozession von Männern. Ausschnitt aus den Fresken im Palazzo Comunale, Siena

gem Erfolge, daß Straßburg z. B. im sechsten und siebenten Jahrhundert eine Wüste geworden war, die nur von wilden Tieren bewohnt wurde. Auch Merovinger und Karolinger waren den Städten nicht hold, sie zogen den Aufenthalt auf ihren ländlichen Pfalzen bei weitem vor, und wenn Aachen sich der Gunst Karl d. Gr. zu erfreuen hatte, so verdankte es das seinen heißen Quellen. Die ersten Stadtgründungen, die auf deutsche Initiative zurückzuführen sind, hängen mit dem Ausdehnungsbedürfnis zusammen, das die deutschen Waffen nach dem Osten trug. Um den Eroberungen, die er auf slawischem Gebiet gemacht hatte, einen gewissen Rückhalt zu geben, legte Heinrich I. in Quedlinburg, Merseburg, Goslar, feste Burgen an, die alsbald die Kerne neuer Städte wurden. Die allgemeine Unsicherheitvon Leben und Eigentum beförderte das Wachstum der festen Orte, in denen die Bürger vor räuberischen Überfällen Fremder ebenso sicher waren, wie vor den Bedrückungen der eigenen Herren. Es hat nicht lange dauern können, bis die in einem freien Gemeinwesen verbundenen Einwohner einer Stadt sich als Einheit fühlen lernten, sich ihrer Macht bewußt wurden und in einen häufig genug schroffen Gegensatz zu ihren Herren, seien das nun kaiserliche Burggrafen oder Bischöfe, traten. Bei den königlichen Pfalzstädten ging die Entwicklung zu völliger Unabhängigkeit am schnellsten vor sich, sie wurden allmählich freie Reichsstädte. Am frühsten ist der Aufschwung des Städtewesens in Italien vor sich gegangen, wo die Bürgerschaften von einem Hochgefühl beseelt sind, das sie unbedenklich den Kampf mit

Kaiser und Reich wagen läßt. Sie haben nie zugelassen, daß Italien anders als nur ganz vorübergehend dem deutschen Kaiser gehörte und wenn ihnen durchgreifende Erfolge nicht beschieden waren, so ist das dem Geist der Parteiungen zuzuschreiben, der Guelfen und Ghibellinen nicht nur in jeder Stadt gegen die Nachbarn aufhetzte, sondern in jedem Gemeinwesen jedem Bürger die Waffen gegen seine Mitbürger in die Hand drückte.

Die deutschen Städte, die wie Ulm, Augsburg, Nürnberg durch die Handelsverbindung mit Venedig aufblühten, oder wie Wien, Passau, Regensburg durch die Donau als Hauptverkehrsstraße den Handel mit der Levante vermittelten, oder endlich wie Bremen, Hamburg, Danzig die Schiffahrt mit dem Norden und Westen aufrecht erhielten, haben zeitig gelernt, ihren Reichtum in politische Macht umzusetzen. Sie erlangten im innerpolitischen Leben des Reiches starken Einfluß, dem sie durch die Bündnisse, die sie unter sich abschlossen, Nachdruck und Dauer zu geben wußten. Der rheinische und der schwäbische Städtebund sind Zeugen für die energische Selbsthilfe, mit der die deutschen Städte in einer

Die Hansa

Periode wüster Gesetzlosigkeit sich geschützt haben. Vor allem ist es die Hansa, die aus einem Bund der zunächst gegen den Seeraub interessierten Hafenstädte der Ostsee, allmählich zu einer umfassenden Konföderation von Handelsorten wurde und zur Zeit ihrer Blüte etwa neunzig Städte zwischen Reval und Amsterdam, Köln und Krakau umfaßte. Die Kaiser, welche die Städte nicht schützen konnten, verboten ihnen, sich auf diese Weise selbst zu helfen, aber sie haben die Bewegung nicht hindern können. Durch die gegenseitige Förderung haben Handel und Gewerbe in den Städten eine Ausdehnung gewonnen, welche der wirtschaftlichen Kultur ein verändertes Gesicht gab. Gewerbebetrieb und Ackerbau beginnen sich zu scheiden, der letztere kommt bei der Produktion in die zweite Reihe. Der zähe Fleiß, die Rührigkeit und Regsamkeit der Städter wissen Reichtümer zusammen zu scharren, gegen die sich die hergebrachten Anschauungen nicht behaupten können. Das Geld tritt auf den Plan und kehrt das Unterste zu oberst.

Das Geld

Auf keinem anderen Gebiet hat die Kirche einen Fehlschlag von der Stärke erlitten, wie gerade auf dem der Finanzwirt-



Simone Martini. Die streitende und siegende Kirche (Ausschnitt). Capella degli Spagnuoli im Kreuzgang von S. Maria Novella, Florenz

schaft. Sie sah als einzig berechtigte Unterlage der Volkswirtschaft den Grundbesitz an, der den Maßstab für alle Werte abgab. Der Steuerpflichtige hatte seine Leistungen an die Kirche, den Staat, den Lehnsherrn, die Gemeinde in Naturprodukten abzuführen. Vieh, Hühner, Getreide, Eier, Käse hatte er zu liefern, kein Geld. Da alle privaten und öffentlichen Verhältnisse mit dem Besitz von Grund und Boden zusammenhingen, so glaubte man den objektiven Naturalwert der Güter einer Preisregulierung als Unterlage geben zu können, die es unternahm, die Preise ein für allemal festzusetzen ohne Rücksicht auf den Ausfall der Ernten, ohne Berücksichtigung von Angebot und Nachfrage. Solche Verordnungen haben z. B. Karl d. Gr., Friedrich I. u. a. erlassen, ohne ihre Absicht erreichen zu können. Im Gegensatz dazu war das kaufmännische Gewerbe in Mißachtung, die Kirche sah reine Geldgeschäfte als einen Frevel gegen Gott an und verbot das Zinsennehmen von ausgeliehenen Kapitalien. Karl d. Gr. bezeichnete es schon als Wucher, wenn der Verkäufer für eine Ware mehr forderte, als er selbst gegeben hatte. So rigorose Anschauungen ließen

sich im bürgerlichen Leben selbstverständlich nicht aufrecht erhalten und wieviel Mühe sich die Kirche auch gab, an der Naturalwirtschaft festzuhalten, so konnte sie das Vordringen des Geldes als Tauschmittel nicht hindern. Sie kämpfte gegen ein wirtschaftliches Naturgesetz wie Don Quijote mit den Windmühlen. Die Kreuzzüge, welche die Gütererzeugung beförderten, Handel und Verkehr steigerten, zeigten, daß die Naturalwirtschaft überlebt war, von nun an gründete sich der kaufmännische Betrieb ausschließlich auf das Geld. »Das Geld wird Kaiser sein, das Geld regiert, das Geld herrscht, das Geld sitzt zu Gericht«, klagt ein unbekannter lateinischer Dichter schon in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts. Das Wechslergeschäft der italienischen Kaufleute entstand unter dem Druck der Verhältnisse, welche die Kreuzzüge geschaffen hatten. Florentiner Bankiers nahmen etwa 20 bis 40 %, was ungefähr dem Gewinn entsprach, den Venedig aus dem Handel mit der Levante zog. Der vermehrte Geldverkehr führte ein Sinken des Geldwertes herbei, das am Zurückgang des Zinsfußes zu erkennen ist. Er hatte im dreizehnten Jahrhundert 10 % betragen und fiel zu Beginn des vierzehnten auf 5 %. In dieser Zeit entstehen in Italien die ersten großen Bankinstitute. Sie wurden notwendig zur Bewirtschaftung der Zwangsanleihen, welche die italienischen Kommunen gezwungen gewesen waren, ihren Bürgern aufzuerlegen.



Simone Martini. Die streitende und siegende Kirche. (Ausschnitt: Die klugen Jungfrauen). Capella degli Spagnuoli im Kreuzgang von S. Maria Novella, Florenz



Simone Martini. Die streitende und siegende Kirche. (Ausschnitt.) Capella degli Spagnuoli im Kreuzgang von S. Maria Novella, Florenz

Geldwert

Um sich eine Vorstellung von den Geldverhältnissen des Mittelalters zu machen, darf daran erinnert werden, daß hundert Mark um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Kaufkraft von viertausend Reichsmark der Vorkriegswährung besaßen. Am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gab der in Marienburg residierende Hochmeister des deutschen Ordens seinem Roßarzt ein Jahresgehalt von zehn Mark, der Ordensjurist erhielt für dieselbe Zeit zwanzig und der Leibarzt dreißig Mark. Der kaiserliche Rat Konrad von Weinsberg kaufte 1437/38 ein Pferd für 5 Gulden und 16 Rinder für 43 Gulden. Für ein Pfund Zimmet muß er 8 Gulden und für ein Pfund Safran 6 Gulden bezahlen, vier Zentner Butter kommen ihn auf 17 Gulden zu stehen. Markgraf Johann von Brandenburg gab 1476 einem Mann, der ihm mit Pferd diente, 25 Gulden im Jahr, war er nicht beritten, nur 20 Gulden. Kurfürst Albrecht Achilles, sein Vater, rechnet ihm vor, er müsse alle Ausgaben seines Hofes, wenn er sein Gefolge auf hundert Mann und hundert Pferde beschränke, im Jahr mit 10000 Gulden bestreiten können, ohne Schulden machen zu brauchen. Nach den Feststellungen, die G. von Buchwald

gemacht hat, betrug der Tagelohn im fünfzehnten Jahrhundert in Holstein so viel, daß ein Arbeiter in drei bis vier Tagen ein Lamm, in sechs bis sieben Tagen ein Schaf, in drei Wochen eine Kuh verdienen konnte. Im Fürstentum Bayreuth brachte damals ein Arbeitstag neun Pfund bestes Rindfleisch, in Österreich sieben Pfund Ochsenfleisch. In Aachen konnte der in Tagelohn Stehende in sechs Tagen einen Hammel verdienen. Das Geld half an seinem Teil die Städte an die ausschlaggebende Stelle im wirtschaftlichen Leben zu rücken, nur hier konnten Kapitalien verdient, angelegt und vermehrt werden. Die Territorialherren sahen das mit Neid und sie haben sich wenigstens bemüht, den von ihnen gehaßten Bürgern das Handwerk zu erschweren. Sie erreichten das durch die hohen Zölle, mit denen sie die Warentransporte belegten. Jeder kleine Dynast erhob nach Belieben. Vor den Toren Nürnbergs z. B. lagen innerhalb eines Umkreises von drei Meilen 24 Zollstätten, ein Elbschiffer hatte zwischen Magdeburg und Tangermünde an drei, zwischen Magdeburg und Hamburg an 17 Stellen Gebühren für freie Fahrt zu entrichten. Ein Fuhrwerk mit vier Pferden, das im Jahr 1376 bei Pirna über die Elbe setzte, zahlte an Fährlohn 2 Pfennig, und man muß wissen, daß der Scheffel Hafer damals 5 Pfennig kostete. Auf dem Rhein wurden die Zollplackereien der Anlieger so unerträglich, daß die Stadt Straßburg als Repressalie 1351 den Verkehr auf dem Strome einfach sperrte und zwei Jahre lang kein Schiff weder aufwärts noch abwärts fahren ließ.

Löhne

„Eigentum ist Diebstahl"

Jedes städtische Gemeinwesen war damals ein völlig selbständiges Wirtschaftsgebiet, dessen Zusammenhang mit den Nachbarn als lästig und drückend empfunden wurde. Dazu kam, daß das städtische Bürgertum sich schon theoretisch im stärksten Gegensatz zu den herrschenden Mächten der Kirche und der Feudalaristokratie befand. Nach der Auffassung der Kirche war jeder Besitz ein Unrecht an sich, denn mit der Entdeckung des Eigentums begann alles Unrecht auf Erden. »Fremdes Gut besitzt derjenige, der Überschüssiges besitzt« erklärt der H. Augustin und Thomas von Aquino pflichtet ihm bei, wenn er schreibt: »Nach dem Naturrecht sind alle Dinge gemeinsam.« Cäsarius von Heisterbach versteigt sich zu der Behauptung: »Jeder Reiche ist ein Dieb oder Diebes Erbe«, und wenn diese Grundsätze auch den Klerus nicht daran hin-

derten, greifbare irdische Schätze aufzuspeichern, so sollten sie doch gegen Laien ihre Geltung behalten. Aber gerade auf dem Erwerb beruhte die städtische Macht und der Einfluß, den die Bürgerschaften ausübten, sie standen also von vornherein auf einem Standpunkt, der sich mit der Kirchenlehre in Widerspruch befand. Landesherren und Adel waren sie vollends ein Dorn im Auge; um diese Abneigung zu begründen, bedarf es keiner tiefen psychologischen Erklärung, Neid und Mißgunst reichen dazu völlig aus. So erwuchsen den Städten von allen Seiten her Bedrängnisse und das hat dazu beigetragen, daß sie sich bei der allgemeinen Unsicherheit der Zustände nach einem höheren Recht als der bloßen Gewalt umsahen. Das altgermanische Recht beruhte auf Selbsthilfe und Selbstschutz, was bei der individuellen Auslegung, die Recht oder Unrecht finden können, zu sehr üblen Zuständen führen mußte. Das Faustrecht galt und nicht nur in Deutschland. Der sogenannte Gottesfriede vom Jahre 1083, den die Kirche zustande gebracht hatte, versuchte den Frieden an gewissen Wochentagen durchzusetzen und schloß daran auch gewisse Orte und Personen an, die von einer Befehdung ein für allemal ausgeschlossen sein sollten. Zur Erforschung der Wahrheit galten in strittigen Rechtsfällen der gerichtliche Zweikampf und das Gottesurteil. Bei der geringen Achtung vor der Heiligkeit des Eides wählte man sie zu Auskunftsmitteln, wenn Eid gegen Eid stand. Man nahm an, Gott werde doch einen Schuldigen nicht retten wollen, sondern natürlich dem den Sieg verleihen, der Recht habe. Der gerichtliche Zweikampf galt als eine Anrufung der göttlichen Gerechtigkeit und war zulässig, um sich von Anklage zu reinigen, um seine Ansprüche zu begründen oder sonst sein Recht zu behaupten. Wie sehr



Spanische Dame. Aus den Wandmalereien in der Alhambra, Granada
Etwa 1300—1360

Das Recht

sich die Kirche auch gegen diese Anschauung sträubte, in der sie eine vermessene Herausforderung Gottes erblickte, Zweikampf und Gottesurteil blieben doch Jahrhunderte lang die vornehmsten Entscheidungsmittel, wenn Rechtsprechung und Urteilsfindung in Schwierigkeiten gerieten, Schwabenspiegel und Sachsenspiegel bezeugen es. Der Zweikampf war nur unter Freien erlaubt, die Aufforderung eines geringer Geborenen brauchte der Höherstehende nicht anzunehmen aber es war den Streitenden überlassen, ob sie gedungene Kämpfer ihre Sache ausfechten lassen wollten. In dieser Lage befanden sich meist die beklagten Frauen, wenn sie nicht vorzogen, in Person einzutreten. Kam es z. B. zu einem derartigen Zweikampf zwischen Mann und Frau, so stellte man ihn in eine Grube, die ihm bis zu den Hüften reichte, band ihm die linke Hand auf den Rücken und gab ihm in die rechte einen festen Stecken, die Frau durfte einen Stein von einem Pfund Gewicht in ihren Ärmel binden und damit kämpfen. Blieb der Mann Sieger, so stand ihm das Recht zu, die Frau lebendig begraben zu lassen. Der gerichtliche Zweikampf ging in die hohe Politik über. König Peter von Arragonien forderte im Jahr 1283 König Karl von Anjou zu einem solchen Duell, das in dem damals den Engländern gehörigen Bordeaux stattfinden sollte. Jeder der Monarchen sollte 100 Ritter mitbringen und der Ausgang des Kampfes als Gottesgericht angesehen werden. Der französische Herrscher fand es klüger, den lieben Gott nicht zu bemühen.

Das Gottesurteil

Das Gottesurteil beruhte auf dem gleichen Prinzip der Anschauung, daß Gottes Allmacht den Unschuldigen auch dann retten müsse, wenn ihn die Menschen in die allergrößte Gefahr brächten. Ihm sind meist Frauen und häufig wegen sehr nichtiger Ursachen ausgesetzt worden. Schwamm die bei der Wasserprobe ins Wasser Geworfene, so galt sie für schuldig, ging sie unter, so war sie unschuldig. Die Feuerprobe war weit gefährlicher. Die Angeschuldigte mußte ein glühendes Eisen neun Schritt weit tragen oder mit bloßen Füßen über neun bis zwölf glühend gemachte Pflugscharen gehen oder bis an den Ellenbogen in kochendes Wasser hineingreifen und einen Stein herauslangen. Behielt sie Brandblasen in diesen Fällen, war ihre Schuld erwiesen. Gelegentlich zwang man die Angeklagte durch brennendes Feuer hindurchzugehen oder

zog ihr ein mit Wachs getränktes Hemd an, das angezündet wurde, die Unschuldige mußte unverletzt bleiben.
Als die Kirche anfing, sich um das Recht zu bekümmern, strebte sie danach, in dem irdischen Gottesstaat die Rechtsgleichheit durchzuführen, denn vor ihrem Richterstuhl wie vor dem Gottes selbst, sollten alle Menschen, ohne Rücksicht auf ihre soziale Stellung als gleich angesehen werden. Die Einmischung des Klerus in alle bürgerlichen Rechtsverhältnisse hat die Rechtsprechung nur verwirrt, denn der geistliche Richter ließ es sich angelegen sein, alle Vergehen möglichst vor sein Forum zu ziehen. Gegenüber den mannigfaltigen Landesrechten, verschieden geartet und ungleichmäßig ausgebildet, und dem vordringlichen Kirchenrecht erschien die Annahme des Römischen Rechtes wie ein gewaltiger Schritt nach vorwärts.
Es gehört zu den Großtaten römischer Kultur, daß dieses Volk als erstes zu der Erkenntnis kam, daß die vom menschlichen Willen geschaffenen Verhältnisse der Gesellschaft Ehe, Eigentum, Familie, Verkehr in sich selbst das Gesetz unverbrüchlicher Zweckmäßigkeit tragen. Diese Anforderungen des praktischen Lebens haben in den Formeln des Römischen Rechtes einen Niederschlag gefunden, der nicht schärfer ausgedrückt werden könnte und darlegte, daß das erworbene Recht die unantastbare Grundlage gemeinsamen Lebens bildet. Unter Justinian wurde es kodifiziert und blieb für die Eingeborenen auch dann noch in Geltung, als die germanischen Volksstämme sich zwischen ihnen niederließen. Je unzulänglicher das



Doppelgrabstein der Geschwister Ulrich und Elisabeth von Erbach, gestorben 1368 und 1369. Erbach



Szenen aus dem Epos „Wilhelm von Orlens“

Das Römische Recht

heimische Recht dieser letzteren war, nach Stämmen und Städten ganz verschieden, je dringender mußte sich das Bedürfnis nach einem Recht geltend machen, das in seiner Formulierung über den Zufälligkeiten rein lokaler Bedingtheit stand. Das im späteren Mittelalter geltende Lehnsrecht komplizierte und verwirrte den Rechtszustand, denn es war eine ganz normale Erscheinung, die sogar vielfach bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dauerte, daß ein und dasselbe Territorium verschiedenen Herren unter verschiedenen Rechtstiteln gehörte. Belehnung, Verpfändung taten das ihrige,



Fürstl. Sammlungen, Sigmaringen



Wollener Wirkteppich flandrischer Arbeit

um auftauchende Rechtsfragen unheilbar zu verfilzen. War das römischeRecht auch nie ganz außer Gebrauch gekommen, eine neue Belebung erfuhr es doch erst im Zeitalter der Kreuzzüge, als der Verkehr sich hob und gesteigerte Tätigkeit in Verbindung mit der erwachenden geistigen Regsamkeit, auch an das Recht höhere Ansprüche stellten. Einer der äußeren Anstöße erfolgte durch Kaiser Friedrich II., der sein Königreich Sizilien zu einer Zeit in einen Beamtenstaat umwandelte, als überall anderwärts noch Feudalismus und Lehnsverhältnisse bestanden. Statt hoher Adliger und Prälaten berief er



Fürstl. Sammlungen, Sigmaringen

Juristen in seine Kanzlei und seinen Rat. Sie wurden bald der führende Stand und erlangten im politischen, sozialen und intellektuellen Leben ein Übergewicht, das ja oft und laut genug beklagt worden ist und der »verderbenbringenden Kaste der Landverderber« eben keine Freunde erwarb. Den wissenschaftlichen Rückhalt empfingen sie in Bologna, das im zwölften Jahrhundert auf dem Gipfel seines Ansehens als juristische Akademie stand und Angehörige aller Nationen lehrend und lernend in seinen Hörsälen versammelte. Das Römische Recht in der Auffassung nationalitalienischer Juristen errang sich weltbürgerliche Geltung und steigende Autorität. Der um das Jahr 1230 verfaßte Sachsenspiegel ist noch frei von seinem Einfluß, der Schwabenspiegel, der etwa vierzig Jahre später verfaßt wurde, trägt schon deutliche Spuren desselben. Dazu hat die zwingende Logik seiner Paragraphen nicht wenig beigetragen, aber der Umstand, daß es wesentlich ein Recht zu Gunsten des Fürsten war, hat ihm doch die Wege geebnet. Als die studierten Juristen anfingen, das Römische Recht in Deutschland anwenden zu wollen, unter so wesentlich anderen Verhältnissen und Gewohnheiten, bei ganz anders gearteten wirtschaftlichen Bedingungen, da stießen sie auf den heftigen Widerstand bei einem Volke, das nicht wie das römische von jeder Beteiligung an der Bildung des Rechtes ausgeschlossen gewesen war.

Raubrittertum

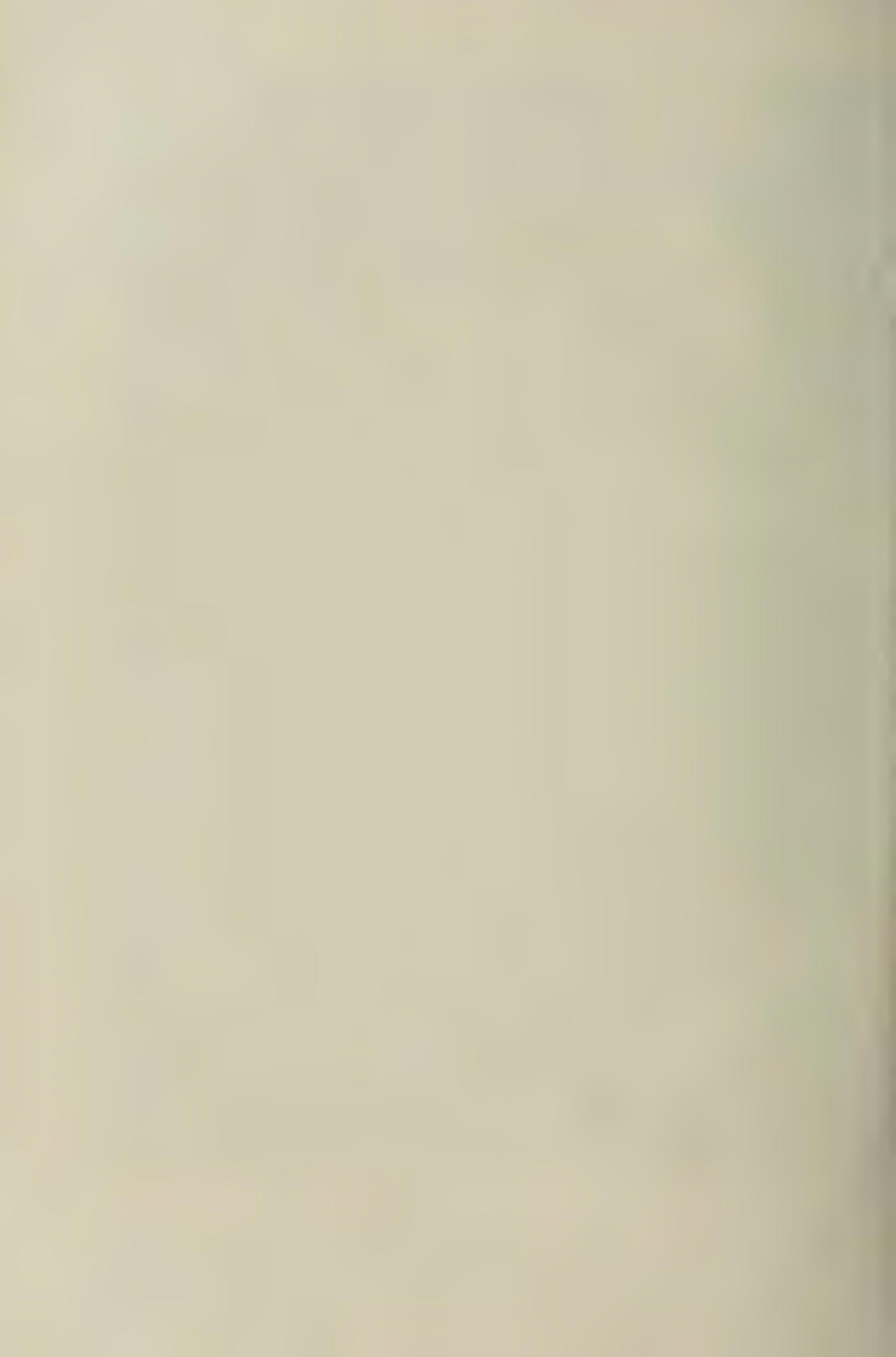
Das Römische Recht hat das germanische auch niemals ganz verdrängen können, dann schon gar nicht, wenn das Faustrecht der Selbsthilfe größere Erfolge versprach und das war bei den gesetzlichen Zuständen, die in Deutschland herrschten, das ganze Mittelalter hindurch der Fall. »Deutschland wimmelt von festen Bergschlössern und Raubrittern«, schreibt Philippe de Commynes in seinen Denkwürdigkeiten, »die aus dem unscheinbarsten Anlaß Fehde anfangen, vergewaltigen, Beute machen, rauben und stehlen. Wenn ein Mann nur sich und einen Knappen hat, gleich sagt er einer großen Stadt oder einem Herzog Fehde an, um besser sein Räuber- und Stegreifleben führen zu können«. Bezeichnend für die Anschauungen, die in dieser Beziehung gelten, ist die Geschichte, die Georg von Ehingen in seiner Selbstbiographie von Burckart von Ehingen, einem seiner Vorfahren erzählt. Dieser stand in Diensten des Grafen Eberhard von Württemberg, der ihm



Die Kirche

Miniatur aus einem Perikopenbuch der Salzburger Malschule. Aus dem Stift St. Nikolaus in Passau. Zweite Hälfte des 11. Jahrh. Staatsbibliothek, München

Aus Leidinger, Meisterwerke der Buchmalerei, Hugo Schmidt, München



schließlich viel Geld schuldig wurde, ohne daß Aussicht auf Bezahlung gewesen wäre. Also, kurz entschlossen, fängt Burckart von Ehingen sich zwei Herren und »schatzt von ihnen alles dasz, so im Graff Eberhard schuldig war und uff sichernusz irs lebens schickt er sie beid graff Eberharden und darmit ein quittanz. Also schatzt Graf Eberhard noch von inen 1500 Gulden«. Heillose Verhältnisse! Kaiser Maximilian I. erreichte zwar auf dem Reichstage zu Worms 1495, daß die Reichsstände sich verpflichteten, bei dem Austrag ihrer Streitigkeiten auf den Gebrauch der Waffen zu verzichten, aber dies Zugeständnis blieb auf dem Papier. Man braucht nur an Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und andere zu Nationalhelden gewordene Persönlichkeiten jenes Zeitalters zu erinnern, um zu wissen, daß das Faustrecht durch Beschlüsse am grünen Tisch nicht zu beseitigen war.



Jeanne de Bourbon. 1380. Ausschnitt aus dem Parement de Bourbon. Louvre

Erst im fünfzehnten Jahrhundert drangen die gelehrten Juristen mit der Umwandlung des Römischen Rechtes durch, was aber einer Verrohung der Justiz verzweifelt ähnlich sah. Sie legten auf gerichtlichen Zweikampf und Gottesurteil keinen Wert mehr, aber da sie das Geständnis des Missetäters zu erhalten wünschten, so griffen sie zum Erzielen desselben zu Zwangsmitteln, in allen Fällen, in denen Überredung nichts nutzen wollte. Die Folter hielt ihren Einzug in Deutschland und mit ihr ein barbarischer Strafvollzug, der vom Grundsatz der Wiedervergeltung ausging und bestimmt war, abschreckend zu wirken. Die Grausamkeit der Justiz wuchs mit der Übernahme des Römischen Rechts und mit ihr die Anzahl der Todesurteile. In Frankfurt a. M. fanden von 1366 bis 1400 im ganzen

Die Folter

155 Hinrichtungen statt, von 1401 bis 1500 aber 317. Im Jahre 1413 wird die Anwendung der Folter zum ersten Mal in Frankfurt a. M. erwähnt und damit war der erfinderischen Phantasie der Henker und Richter freie Bahn geschaffen. Da man langfristige Gefangenschaft für gemeine Verbrecher nicht kannte, so ließ man sie nach Erledigung ihres Prozesses frei, aber nicht ohne ihnen nicht vorher Hände, Füße, Nase, Ohren oder Zunge abgeschnitten zu haben. Einschlagen der Zähne, Ausstechen der Augen, Entmannen galten für milde Strafen, die leichteste war Brandmarken auf Stirn oder Wange. Hinrichtungen wurden bei vornehmen Personen durch Köpfen vollzogen und sie hatten dabei Anspruch auf Berücksichtigung ihres Standes. In Frankfurt a. M. wurde Bertram von Vilbel 1420 auf einem schwarzen Teppich enthauptet und der Connétable Don Alvaro de Luna in Valladolid auf einem kostbaren echten Teppich zum Tode gebracht. Geringere wurden gehängt, manchmal an den Beinen und dann so tief, daß sie von den frei herumlaufenden Tieren: Schweinen oder Hunden lebendigen Leibes angefressen wurden. So verfuhr z. B. König Philipp der Schöne mit dreihundert Pariser Bürgern, die er vor ihren Häusern aufknüpfen ließ. Beim Rädern wurden dem unseligen Opfer alle Knochen der Extremitäten gebrochen und der Körper auf ein Rad geflochten, auf dem er drei Tage mit dem Tode rang.
Das Schicklichkeitsgefühl des Mittelalters verbot eine Frau am Galgen sterben zu lassen, dafür konnte sie aber lebendig verbrannt, ersäuft, lebendig begraben oder gepfählt werden, daran nahm die Empfindung keinen Anstoß. Giftmischerinnen und Kindsmörderinnen wurden von vier Pferden zerrissen. Bei der Bestrafung politischer Verbrechen kannte die Rachsucht keinerlei menschliche Rücksichten. Kaiser Heinrich VI. ließ den rechtmäßigen Thronerben Siziliens blenden und entmannen und dann elend in den Kerkern deutscher Bergschlösser zugrunde gehen, seine Anhänger wurden in Palermo gepfählt, lebendig verbrannt, einem, den er als Kronprätendenten fürchtete, wurde eine glühend gemachte Krone mit eisernen Nägeln auf das Haupt genagelt, der Feuertod war der leichteste, den sie fanden. Übrigens war es keineswegs Deutschland, das sich durch viehische Grausamkeit in der Bestrafung auszeichnete, die Italiener stellten die Deutschen tief in den Schatten.



Unbekannter Niederländer. Königin Isabeau von Bayern. Louvre, Paris

Was sie sich in den Kriegen der Städte gegeneinander alles an Qualen für ihre politischen Gegner ausgedacht haben, dafür ist ja die Henkerphantasie Dantes ein sprechendes Zeugnis, der in dem Gemälde der Hölle, das er entwirft, in Greueln förmlich schwelgt. Die Engländer ließen einmal siebzig irische Gefangene durch ein Bauernmädchen köpfen, damit die Ungeschicklichkeit der unfreiwilligen Henkerin die Leiden der Verurteilten verlängere. Leo von Rozmital und seine Reisegefährten sahen auf spanischem Boden, in Olmedo, ein Wettschießen der Bürger mit an. Als Zielscheibe diente ein verurteilter Verbrecher, den man auf diese Weise vom Leben zum Tode brachte.

Die Feme

Als einen Protest gegen das fremdländische Römische Recht mit seiner Neigung zu Exzessen bei der Untersuchung und der Strafe, darf man die Feme betrachten. Sie bildete zwar ein heimliches Gericht, aber doch nicht in dem phantastischen



Grabstein der Donna Elvira de Azebedo, Gattin des Don Fernan Lopez de Saldaña, † 1403



Grabstein der Donna Constanza de Anglesola † 1401. Kloster Poblet

Stil, in dem die Ritterromane und Ritterschauspiele sie dargestellt haben. Die Feme war ein Volksgericht, das bis in karolingische Zeiten zurückzuführen ist, jeder freigeborene Deutsche von gutem Ruf konnte ihr als Schöffe angehören. Die Gerichtsstätte, der sogenannte Freistuhl, befand sich an einem allgemein bekannten und jedem zugänglichen Ort, den angesehensten beherbergte die Stadt Dortmund. Die Sitzungen fanden nur bei Tage statt, also nicht bei Nacht in unterirdischen Gewölben. Jedem, der bei der Feme angeklagt war, wurde eine Frist gewährt, binnen deren er sich reinigen konnte; leugnete er, so wurde ein Beweisverfahren eröffnet, über das alle Beteiligten strengste Verschwiegenheit wahren mußten. Es gab weder Folter noch besonders ausgeklügelte grausame

Strafen; jedem, den die Feme schuldig fand, winkte der Strang. Wurde der Verurteilte von drei Schöffen betroffen, so hängten sie ihn kurzerhand auf und steckten in den Baumstamm, an den sie ihn aufgeknüpft hatten, einen Dolch. Die vier Buchstaben SSGG, die »Strick, Stein, Gras, Grün« bedeuteten, zeigten an, welchem Gericht der Tote anheimgefallen war. Dieses Rechtsinstitut gehörte ursprünglich nur Westfalen an, aber die Anarchie der deutschen Zustände, das dringende Bedürfnis nach einer Pflege der Gerechtigkeit, nicht nur des Rechtes, verschaffte ihm seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts weite Verbreitung auch jenseits der roten Erde. Es gab damals in Deutschland zahllose Schöffen des heimlichen Gerichts, die sich untereinander an gewissen geheimen Losungen erkannten. Kaiser Sigmund selbst ließ sich im Jahre 1429 als Schöffe aufnehmen.



Unbekannter niederländ. Meister aus dem Anfang des 15. Jahrh.

Jeanne und Eude des Ursins (Ausschnitt). Louvre, Paris

Das Rittertum

Die Erscheinung, welche dem Mittelalter ein hervorstechend charakteristisches Gepräge verlieh, ist das Rittertum. Es ist schwer, ihm mit wenig Worten gerecht zu werden. Es war eine besondere Art geistiger und körperlicher Verfassung, ein Seelenzustand und zugleich sportliches Training, eine Weltanschauung und eine sozial gehobene Stellung und schließlich, als es lange vorüber war, ein idealer Traum. Vor allen Dingen, um einem weitverbreiteten Irrtum entgegenzutreten, Adel und Rittertum hängen zwar zusammen, aber sie bedingen sich nicht, ein Ritter konnte adlig sein, aber er mußte es nicht.

Das ganze Wesen stammt aus Frankreich, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die heutigen Franzosen auch nur noch eine Ahnung von dem besäßen, was man in Deutschland unter »Ritterlichkeit« versteht. Es ist Jahrhunderte her, daß der letzte chevalier sans peur et sans reproche die Augen schloß.

Das mittelalterliche Rittertum ging aus dem Kriegszustand hervor, der bei den germanischen Völkern von jeher hohes Ansehen genoß. Die freie, waffenfähige und waffenfreudige Jungmannschaft scharte sich um selbstgewählte Führer, deren Ansehen auf ihrer Körperkraft und ihrer Gabe beruhte, ihrer Gefolgschaft im Kriege zu Ruhm, Ehre und Beute zu verhelfen. Dieser Kriegsdienst erfolgte in alter Zeit zu Fuß und er erlitt erst eine bedeutende Umwandlung, als die fränkische Heeresverfassung im Laufe des achten Jahrhunderts auf die Reiterei umgestellt wurde. Der zu Fuß Kämpfende verlor dadurch an Wertschätzung, die dem Berittenen schon aus dem Grunde in um so höherem Grade zuteil wurde, als seine Dienstleistung große Kosten verursachte, die nur ein Begüterter aufzuwenden imstande war. So bildete die Befähigung zu berittenem Kriegsdienst eine Elite von Männern, die Reiter oder Ritter, die, um sich geltend zu machen, durchaus nicht von edler Abstammung zu sein brauchten. In Deutschland sollten zwar Söhne von Geistlichen und Bauern durchaus nicht in diesen Stand aufgenommen werden, aber das hat selbst Leibeigene nicht gehindert, durch persönliche Tüchtigkeit in die höchsten Kreise aufzusteigen. Als im Laufe der Zeit der ehemalige Mittelstand der Gemeinfreien immer tiefer in die Hörigkeit geriet und damit das Recht, Waffen zu führen,



Grabstein der Donna Sancha de Roxas, † 1437. Gattin des Don Gomez Manrique



Grabstein des Don Gomez Manrique, † 141?

aufgab, oder verlor, stieg das Ansehen der Ritter immer höher. Die Erblichmachung der Lehen tat dann den letzten Schritt, um das Gewerbe des Reiters ebenfalls zu einem erblichen zu machen und damit aus einem Beruf einen neuen Stand zu schaffen. Erfüllt von dem Bewußtsein, unendlich viel mehr zu sein als Kaufleute, Geistliche, Handwerker, Bauern, umgab sich der Ritter sofort mit hohen Schranken einer besonders betonten Standesehre und Standessitte, die dazu dienen sollten, Unberufene fern zu halten. Nun erst wurde Wert auf Geburt und Herkunft gelegt und jene Formalitäten ausgebildet, die das Erlangen der Ritterwürde erschwerten.

Nicht Jeder, der wollte, konnte ein Ritter werden, dazu waren schon die körperlichen Anstrengungen, denen man gewachsen sein mußte, viel zu groß. In Parallele zu den sieben freien

Künsten der Stubengelehrten wurden die sieben ritterlichen Künste gestellt, die ein Ritter vollkommen beherrschen mußte, wenn er Wert auf die Achtung seiner Zugehörigen legte. Das waren Reiten, Schwimmen, Bogenschießen, Faustkampf, Vogelstellen, Schachspiel und Versemachen, ganz abgesehen davon, daß er mit Schwert und Schild mußte umgehen können. Alles das lernte sich nicht von heute auf morgen, sondern wollte lange geübt sein, ehe man es zur Vollendung bringen konnte. So begannen Erziehung und Unterricht des Knaben schon im zarten Alter. Kam er mit zwölf Jahren an einen Fürstenhof oder in das Haus eines fremden Ritters, so mußte er mit den Elementen dieser Kunst schon vertraut sein. Rechnete er auf Erfolge in seinem künftigen Leben, so mußte er vor allem reiten und fechten können, davon hing sein Schicksal ab. Hatte sich der Page an dem fremden Hof alles zu eigen gemacht, was von ihm verlangt wurde, so war er ein Knappe, der seinen Herrn in den Kampf begleitete und an seiner Seite fechten durfte. Mit 14 Jahren wurde der Edelknabe zum Knappen, mit 21 konnte aus dem Knappen ein Ritter werden. Dazu bedurfte es der wichtigen Zeremonie der Gürtung mit dem Schwerte und des Ritterschlages, welche man am liebsten von Fürsten oder Königen vornehmen ließ. Den Ritterschlag mußte Jeder erhalten, Kaiser und Könige nicht ausgenommen, so gab die feierliche Schwertleite häufig zu großen Festen Veranlassung. Als Kaiser Friedrich Barbarossa zu Pfingsten 1184 in Mainz zwei seiner Söhne zu Rittern schlug, geschah das unter Festlichkeiten, die Jahrhunderte lang unvergeßlich blieben.

Ritterschlag

Das Zeremoniell, unter dem diese symbolischen Handlungen vor sich gingen, war nicht aller Orten das gleiche. Es stammte ursprünglich aus Frankreich, wo es mit der größten Feierlichkeit umgeben war. Dort ging der eigentlichen Schwertleite eine Art rituellen Bades und die nächtliche Waffenwacht in einer Kirche voraus, dann wurde der Knappe mit dem Schwert gegürtet und erhielt den Ritterschlag, mit der flachen Hand in den Nacken, später mit dem Degen über den Rücken. Damit hatte der junge Mann die höchste Staffel erreicht, die ihm auf Erden zugänglich war, die ganze Welt mit allem, was sie bot, lag offen vor ihm. Wieviele Männer, die von Haus aus nichts waren, als Ritter ohne Besitz und Vermögen,



Unbekannter Niederländer. Jagdszene am Hofe des Herzogs Johann Ohnefurcht von Burgund (1409—1414). Schloß, Versailles

man braucht nur an die Lusignan, Villehardouin, Courtenay u. a. zu denken, errangen sich Kronen und Reiche nur durch ihre Tapferkeit und die gestählten Kräfte ihres Körpers. Selbstverständlich haben Mut, Verwegenheit und ein rücksichtsloses Draufgängertum ganz unerläßlich zum Ritter gehört, aber wenn sie auch wesentliche Eigenschaften seines Charakters bildeten, die einzigen waren es nicht, die von ihm verlangt wurden. Die seelische Einstellung auf seine Ritterpflichten war mindestens ebenso wichtig, in pädagogischem Sinne war sie vielleicht sogar die wertvollste, denn sie machte ihm die strengste Selbstzucht zur dauernden Aufgabe.

Das Rittertum der Blütezeit, die eigentlich nur das zwölfte Jahrhundert umfaßt, war eine ideale Einrichtung zu idealen Zwecken. Der Ritter, wie er sein sollte, mußte ein bloßes Genußleben verachten, er hatte seine Person und seine Waffen in den Dienst einer höheren Sache gestellt. Er weihte sich der Religion, der Liebe und dem Waffenwerk. Er durfte kein Unrecht geschehen lassen, wenn er es hindern konnte, er mußte immer für das Recht zugunsten Schwächerer eintreten. Er sollte nicht nur tapfer sein, sondern auch edel und hochherzig, immer bereit, sein Leben für die bloße Ehre zu opfern. »Ritterlichkeit« war aus praktischen Erfordernissen der kriegerischen Laufbahn und Weltanschauungsfragen seltsam kompliziert.

„Ehre“

Das Rittertum hat der Welt den Begriff der »Ehre« gegeben, eine Vorstellung, die Jahrhunderte lang einen sehr reellen Wert besaß und in Deutschland erst seit der Revolution nichts mehr bedeutet. Redet Sozialdemokraten von Ehre, sie werden nicht wissen, was gemeint ist. Die Verpflichtung auf die Religion war sehr ernsthafter Natur. Der Knappe gelobte bei der Ritterweihe, täglich die Messe zu hören, und wie eng die Verbindung war, in die der ritterliche Geist mit dem mönchischen der Kirche treten konnte, haben ja die geistlichen Ritterorden zur Genüge bewiesen.

Frauenverehrung

Ganz eigentümliche Bedeutung endlich beansprucht das Rittertum durch die Behandlung, die es der Frau angedeihen ließ. Mit ihr setzte es sich in den stärksten Widerspruch zur Auffassung der Kirche. Die Kirche hat nie aufgehört, das Weib als ein unreines und niedriges Wesen anzusehen, eine Meinung, die sich bei den Scholastikern zu dem Zweifel verdichtete, ob



Rhein. Meister um 1420. Der Paradiesgarten. *Histor. Museum, Frankfurt a. M.*

es wohl eine Seele habe. Die römisch-katholische Kirche ist die Anstifterin der Hexenprozesse geworden. Die alten Germanen schrieben der Frau übernatürliche Gaben des Naturerkennens und der Beeinflussung von Naturvorgängen zu, ein Glaube, der unter der Herrschaft des Christentums in die Annahme von Hexen umschlug. Karl der Große verbot die Beschuldigung der Hexerei als unchristlich, die Kirche selbst aber leistete dem Hexenglauben jeden Vorschub. Der katholische Klerus hat im fünfzehnten Jahrhundert die Scheiterhaufen angesteckt, deren Flammen bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein leuchteten und ungezählte Tausende schuldloser Opfer einem grausamen Tode überlieferten. Ihre Abneigung gegen das weibliche Geschlecht als solches übertrug die Kirche auf die Ehe, denn da sie Frauenliebe als die Sünde an sich betrachtete, so sah sie in der Ehe ein Übel, das sie zwar dulden mußte, das sie aber mit dem Makel irdischer Sinnlichkeit behaftete. Sie bildete nach ihrer Annahme ein schweres Hindernis für das Streben nach dem Übersinnlichen, und schon den ersten Christen galt Ehelosigkeit als eine hervorragende christliche Tugend. Seit dem vierten Jahrhundert ging die Kirche mit Verboten der Priesterehe vor, die wirklich durchzusetzen doch erst viel später gelungen ist. Nur die Jungfrau konnte zur christlichen Vollkommenheit gelangen, und die einzige Form der Ehe, welche die Kirche ernstlich billigte, war die Josephsehe ohne geschlechtlichen Verkehr unter den Gatten. Bei ihrer Mißachtung der Frau traf sich die Kirche allerdings auf halbem Wege mit den Ansichten der germanischen Völker. Die schmeichelhaften Schilderungen von Tacitus ist man jetzt geneigt mehr als Tadel römischer Zustände, wie als Lob deutscher Verhältnisse aufzufassen, denn in der Tat waren die alten Germanen weit entfernt davon, das Weib besonders hoch zu stellen.

Rechtlich war die Frau so untergeordnet, daß z. B. in Friesland ein siebenjähriger Waisenknabe sich mündig erklären lassen konnte, dann kam die Mutter unter seine Vormundschaft. Das Rechtsverhältnis zwischen Eheleuten beruhte auf der Tatsache, daß die Frau ursprünglich gekauft war, also ein Eigentum des Mannes bildete. So mußte sie ihm die eheliche Treue wahren, auf Treue von seiner Seite hatte sie keinen Anspruch. Darum hatte der Mann in Deutschland bis



Masaccio, Anbetung der Könige (Ausschnitt). Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

in das dreizehnte Jahrhundert hinein das Recht, seine Frau (und seine Kinder) zu verkaufen; in Norwegen konnte man seine Frau verschenken, verkaufen oder vermachen, wem man wollte. Die Könige der Merovinger hatten noch mehrere rechtmäßige Frauen auf einmal, Karl der Große huldigte häufigerem Wechsel, mehr als durch bloßen Todesfall gerechtfertigt war, und hielt sich neben seinen Ehefrauen immer noch Konkubinen. Die germanischen Gewohnheiten kannten eigentlich nur einen verbotenen Verwandtschaftsgrad, der die Ehe ausschloß, den zwischen Eltern und Kindern, Ehen zwischen Geschwistern waren nichts Ungewöhnliches, die Ehe mit der Stiefmutter in England sogar etwas Häufiges.

Die Eheschließung war eine Angelegenheit, die von den be-

 teiligten Familien erwogen und beschlossen wurde, eine Vermögensfrage, keine Herzenssache. Nicht das Mädchen, das verheiratet werden sollte, verfügte über ihre Hand, sondern der nächste männliche Verwandte, meist also Vater oder Bruder. Die Landesherren hatten, wenn es sich um vornehme oder begüterte Erbinnen handelte, ein gewichtiges Wort mitzusprechen, in solchen Fällen griff der Kaiser häufig ein, um verdiente Männer zu belohnen. Auf die Ebenbürtigkeit wurde mit Strenge gehalten, wurden doch die Kinder eines Mannes, der sich hatte beikommen lassen, eine Unfreie zu ehelichen, hörig wie ihre Mutter. Unter diesen Verhältnissen war die Ehefrau mehr Magd als Gattin, und war ihr in der ehelichen Lotterie ein Rohling zugefallen, so mag es nicht an Prügeln gefehlt haben, die sie erhielt. Die Frauen mochten es nicht besser kennen. Reinmar von Zweter gibt einmal den Männern den Rat, ihre bösen Frauen mit dem großen Knüttel zu bearbeiten, so wie Siegfried Kriemhilden wegen ihrer törichten Reden tat. Der Beichtvater der hl. Elisabeth, die doch Landgräfin von Thüringen war, pflegte sein hohes Beichtkind rechts und links zu ohrfeigen. Die Existenz hochgestellter Frauen vollzog sich in größter Abgeschlossenheit, Siegfried hielt sich schon ein Jahr am Hofe König Gunthers auf, ehe er Kriemhilde auch nur das erste Mal zu sehen bekam.



Antonio Pisano, gen. Pisanello. S. Antonius und ein Ritter (Ausschnitt). National Gallery, London

In dieses mit so starken Kautelen umgebene Verhältnis der beiden Geschlechter brachte das Rittertum eine Veränderung, die man sich gar nicht groß genug vor-

stellen kann. Bis dahin gering geschätzt, wird die Frau auf einmal verhimmelt. Das hing mit der Idee zusammen, daß die Frau es sein müsse, die dem Leben und Streben des Ritters die höhere Weihe zu erteilen habe, all sein Tun und Lassen solle nur ihr gelten. Die »edle Herrin« stand als Ideal vor seinen Augen, seine Waffentaten galten ihrem Ruhm, seine Lieder ihrem Preis, sie war es eigentlich, der die Pflege ritterlicher Gesinnung oblag. Ihr zu dienen mit Leib und Leben war seine höchste Ehre, ihre Liebe sein höchster Lohn. Dieses Verhältnis von Mann und Frau wird so selbstverständlich, daß Isolde, als sie dem Gottesurteil unterworfen wird und zu Meineid und Betrug greifen muß, um sich zu retten, auf die »Courtoisie« des lieben Gottes rechnet, der ja doch ein Mann ist und ihr aus der Verlegenheit schon heraushelfen wird. Was er auch tut. So verschmolzen Rittertum und Minnedienst unauflöslich miteinander und es bleibt nur die Frage offen, wie sich wohl die Wirklichkeit ausnahm und ob sie der in den Romanen überlieferten Schilderung entsprach. Die ganze Sitte stammt aus Frankreich und blieb auf deutschem Boden ein fremdes Gewächs. Die Kaiserchronik, die nicht lange nach dem Jahr 1140 abgeschlossen wurde und schon die Anfänge des aufblühenden ritterlich-höfischen Lebens schildert, kennt den Frauendienst noch nicht. Fünfzig Jahre darauf ist er schon völlig ausgebildet, eine bekannte Sache, die sich von selbst versteht. Die Troubadours der Provence sind die Erfinder und Verbreiter. Sie haben die Geschlechtsliebe zur höchsten Kunst entfaltet, Minnedienst und Minnesitten mit dem Zauber des Erlesenen, Hohen und Köstlichen umgeben. Sie haben auch zugleich die Frauenverehrung zur bloßen Mode herabgewürdigt und sie so auf die Spitze getrieben, daß sie alsbald in die Lächerlichkeit umschlug und wieder verging. Die Huldigungen, welche die Trou-



Grabstein des Don Fernan Lopez de Saldaña

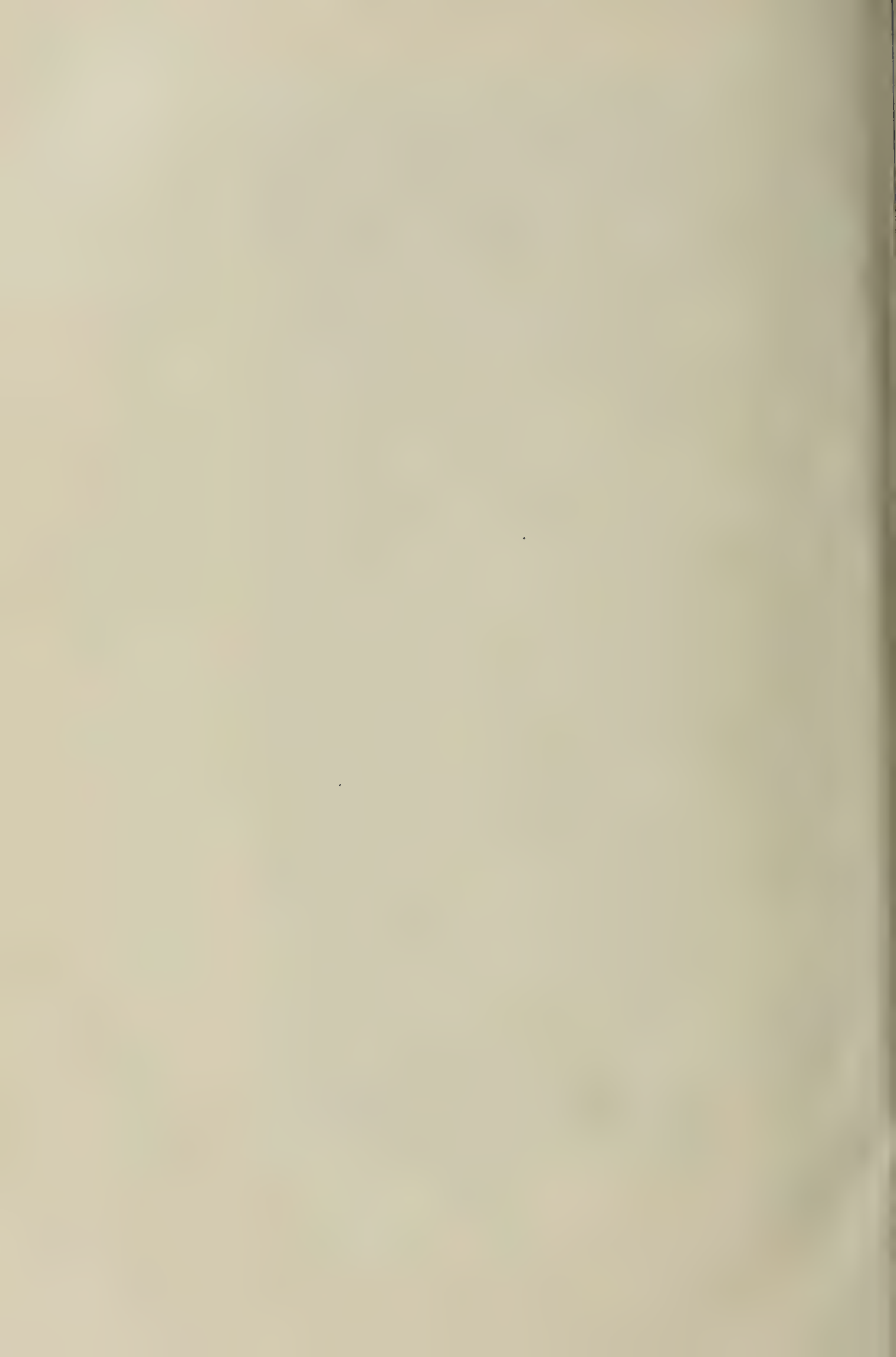
badours den Herrinnen, die sie sich gewählt hatten, und immer ohne deren Zutun gewählt hatten, darzubringen pflegten, waren ausschweifend und übertrieben. Mit dichterischer Überschwenglichkeit rühmten sie sich der kleinsten Gunstbezeugungen. Sie verstiegen sich zu Torheiten, die Ausbrüchen des Wahnsinns gleichen würden, wären sie nicht so kindisch. Peire Vidal ließ sich zu Ehren seiner Herrin, die Lioba (Lupa = die Wölfin) hieß, in eine Wolfshaut einnähen und trieb sich in dieser geschmackvollen Verkleidung in der Nähe ihres Schlosses umher. Leider verstanden sich die Schäferhunde nicht auf die Feinheiten derartiger Frauenverehrung, sondern richteten den Troubadour so zu, daß der verrückte Zwickel in Lebensgefahr kam und lange das Bett hüten mußte. Es war schon milder, wenn sich zu Ehren der schönen Guida de Rodes, die besonders stark umschwärmt wurde, mehr als hundert Ritter ihre langen Locken abschneiden ließen.

Die Liebe

Die Liebe wurde unter den ritterlichen Sängern zur Kunst mit einer sorgfältig gegliederten Stufenleiter aller Gefühle und Genüsse. Sie wurde schließlich ein dialektisches Spiel, in dem die Damen in Streitfragen zu Gericht saßen und Entscheidungen fällten, gegen die es keinen Appell gab. Die Existenz der so berühmt gewordenen Cours d'amour der Provence ist von den Berufenen wie Diez freilich längst in das Gebiet der Fabel verwiesen worden, Weinhold rückt sie wohl mit Recht auf das Niveau einer bloß gesellschaftlichen Unterhaltung. Aber auch so blieben sie doch ein Element, das der Rohheit männlichen Kraftprotzentums entgegenwirkte. Da die «Herrinnen« stets verheiratete Frauen waren und nicht nur von fahrenden Sängern, sondern auch von Grafen und Rittern angeschwärmt und angesungen wurden, so hätte der ganze Betrieb eigentlich nur unter der Voraussetzung stattfinden können, daß die Ehemänner der gefeierten Schönheiten von Eifersucht völlig frei gewesen wären, aber diese Klasse der Menschheit muß doch wohl nicht immer auf der Höhe ritterlicher Empfindung gestanden haben, sie hat sich wenigstens oft genug als ein sehr unbequemes Hindernis für den Verehrer gezeigt. Raimund von Roussillon z. B. ließ Guillen de Cabestaing das Herz aus dem Leibe reißen, zubereiten und gab es seiner Frau zu essen. Als er ihr dann gestand, welche Speise sie genossen, stürzte sie sich vom Balkon ihres Zimmers in den Abgrund. Die



Eine der klugen Jungfrauen
Statue am Nordportal des Domes in Magdeburg
Zwischen 1210 und 1235 entstanden





Grabdenkmal des Augsburger Patriziers Claus Hofmair
† 1427

Reihe dieser Missetaten eifersüchtiger Gatten ließe sich bedeutend verlängern, sie zeigen nur, daß zwischen der Wirklichkeit und dem gesellschaftlichen Ideal ein starker Widerspruch bestand.
Die Deutschen, gutgläubig und modesüchtig, haben das ganze Wesen von den Franzosen übernommen, aber man darf mit gutem Grund bezweifeln, daß es in Deutschland jemals zu den Realitäten des Lebens gehört hat. Für die Verschiedenheit des Nationalcharakters in der Auffassung ist es schon sehr bezeichnend, daß die Troubadours immer nur eine ganz bestimmte Dame besingen, während die deutschen Minnesänger unterschiedlos dem ganzen weiblichen Geschlecht hul-



Andrea del Castagno

Bildnis des Farinata degli Uberti Florenz

digen. Das ist denn doch bedeutend viel weniger gefährlich und scheint darauf hinzudeuten, daß der Verkehr zwischen Herren und Damen nicht ganz ungehemmt vor sich ging, führen doch auch viele Dichter Beschwerde darüber, daß sie gar nicht dazu gelangen könnten, ihre Liebe überhaupt nur zu erklären. Die epische Dichtung der Franzosen gewann tiefgehenden Einfluß auf die deutsche. Flor und Blancheflor, vor allem aber das Hohe Lied der Liebe: Tristan und Isolde bestimmten auch das deutsche Gemütsleben und halfen eine Phantasiewelt aufbauen, in der Licht und Schatten ganz anders verteilt waren als in der Wirklichkeit. Heimliche Liebe, verbotener Genuß werden das Ziel der Wünsche, der Ehebruch wird zum reizvollen Spiel, die Schwärmerei steckt sich sehr positive Ziele sinnlicher Befriedigung. Für die laxe Auffassung in geschlechtlichen Dingen ist die Episode im Artus-



Lukas Moser. Die törichten Jungfrauen. Von der Predella des Altars in Tiefenbronn. 1431

Roman sehr charakteristisch, die schildert, wie am Hofe des Königs keine der berühmten Schönheiten die Keuschheitsprobe besteht und sich herausstellt, daß selbst die Königin ihrem Gatten nicht treu geblieben ist. Man wird gut tun, den Heldengedichten und den Romanen zu mißtrauen und so manche Behauptung der Dichter für das zu nehmen, was sie ist, ein trügerisches Glanzlicht, aufgesetzt, um zu blenden und zu überraschen. Die deutschen Ehemänner dürften nicht nachsichtiger gewesen sein als die französischen, der Minnedienst war bei uns wahrscheinlich eine rein papierene Mode.
Wir haben in dem steirischen Ritter Ulrich von Liechtenstein einen geradezu klassischen Zeugen dafür, daß der Frauendienst in Deutschland eine Absonderlichkeit blieb, mißverstanden und in seiner Übertreibung mit Recht verlacht. Ulrich ist ein Snob des Rittertums und des Minnedienstes. Als Lyriker geschätzt, ist er als Schriftsteller von Bedeutung durch die Tatsache, daß er die erste deutsche Selbstbiographie verfaßte. Oder sagt man doch vielleicht richtiger, den ersten deutschen Ich-Roman? Er schreibt so treuherzig und verschweigt nicht einmal Dinge, die für ihn selbst wenig schmeichelhaft sind. Aber am Ende ist alles halb und halb Geflunker, zusammengelesen und geschickt arrangiert? In seinem Gedicht über den Frauendienst erscheinen Episoden, die er entschieden Romanen entlehnte, wie z. B. das Abenteuer, in dem er sich



Hinrich Funkhof. Legende Johannes des Täufers. Johanneskirche, Lüneburg

als Aussätziger verkleidet haben will, aus dem Tristan stammt. Ulrich, der wahrscheinlich 1198 geboren wurde, und 1275 oder 1276 gestorben ist, erzählt in seinem »Frauendienst« und dem »Frauenbuch«, die er im Laufe der fünfziger Jahre des 13. Jahrhunderts vollendete, die Taten, die er im Dienst zweier Herrinnen, denen er sich, ohne daß sie es wollten, widmete, vollbrachte. Beide Damen, er nennt sie nicht, haben sich gegen den Ritter,

der sich ihnen aufdrängte, sehr kühl und sehr ablehnend verhalten. Die eine verhöhnt ihn ganz ungescheut mit seiner Hasenscharte, seiner verkrüppelten Hand, seiner Unebenbürtigkeit, und läßt ihn merken, daß sie ihn für zaghaft und schwachherzig halte. Die andere tritt in seiner Schilderung so wenig hervor, daß sie in ihrer vollkommenen Passivität vielleicht nur erfunden ist. Hochkomisch ist, daß Ulrichs Herrin eigentlich nur den Wunsch hat, ihren unbequemen Verehrer auf gute Manier los zu werden. So versucht sie ihn in den Kreuzzug abzuschieben, den Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 unternahm, ein Manöver, mit dem sie nicht allein steht. Die Klage, daß die »Herrinnen« in ihrem Übermut Unmögliches verlangen und ihren Anbetern die schwersten Proben auferlegen, wird auch von anderen Sängern angestimmt und Teilnahme an einem Kreuzzug zu fordern, war natürlich ein geradezu idealer Vorwand, um sich eines Zudringlichen zu erwehren. Andererseits mangelt es auch nicht an Zeugnissen für die infolge des Minnedienstes eingerissene grobe Sittenlosigkeit. Es gab Ritter genug, die sich ihre Liebesbeweise von den Damen bar oder mit Geschenken bezahlen ließen. Die Sache war noch kein Jahrhundert im Gang, da hat der Tannhäuser den Kultus der Frau schon blutig verspottet. Die stärkste Satire auf das ganze Leben hat doch Ulrich von Liechtenstein gelebt, ein Mann, der eine Frau und vier Kinder hatte und immer glaubte, nach Abenteuern im Dienste fremder Herrinnen jagen zu müssen.



Hans Memling. Anbetung des Kindes. (Ausschnitt.) Museum, Brüssel

Nichts beweist besser, daß die Verehrung der Frau nur ein Spiel war, als die Tatsache, daß ihre Stellung sich durch die ihr gewidmete Vergötterung rechtlich oder sozial keineswegs besserte, sie blieb unmündig wie zuvor, von den Launen des Mannes abhängig wie je. Die eigentliche Blüte des Rittertums als



Antonio Pisano gen. Pisanello. Anbetung der Könige (Ausschnitt). Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

einer sozialen Einrichtung hat nur sehr kurze Zeit gedauert, die Ideale, die es verwirklichen wollte, hat es auch in seiner besten Zeit nie erreicht. Wenn die Art, mit der die Ritter ihre Kriege führten und ihre Gefangenen behandelten, schon mit der Gesinnung eines guten Christen schlecht in Einklang zu bringen ist, so widerspricht sie vollends jeder Äußerung von Hochherzigkeit und adliger Gesinnungsart. In jeder Fehde war die Hauptsache das Bauernschinden, man trachtete danach, ihn zu ruinieren, damit sein Herr in seinen Einnahmen verkürzt werde. Im Kriege des Schwäbischen Bundes wurden in Württemberg 1200 Ortschaften in Asche gelegt und zwar begnügte man sich nicht mit dem Brandstiften, man erschlug Menschen und Vieh, hieb die Obstbäume um, riß die Weinstöcke aus, und säte Unkraut in die Äcker. Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg rühmte sich später, 160 Dörfer eigenhändig angesteckt zu haben. Höchst vergnügt und selbstverständlich

Ritterliche Kriegführung

erzählt Jörg von Ehingen, wie er und seine Begleiter dem König von Kastilien zu Hilfe zogen und in dem blühenden Granada den Krieg auf ihre Weise führten. Sie »stürmten die stettlin und kastell und erschlugen die Haiden alle. Die Lackeyen hetten och befelch wyb und kind dod zu schlagen, daß auch geschah. Wir zerschleifften, verbrannten und schlugen zuo dod wasz wir funden«. Wehe den Gefangenen, die in die Gewalt des Feindes gerieten. Mit den Leuten geringen Standes wurde nicht viel Federlesens gemacht, man erschlug sie oder ließ sie verstümmelt wieder laufen. In einer Fehde, die Graf Raimund von St. Gilles mit Richard Löwenherz hatte, fing er Kaufleute aus Poitiers, das seinem Gegner gehörte, ließ ihnen die Augen ausstechen und sie entmannen. Unmenschlichkeiten, unter denen Gefangene höheren Standes aber nicht weniger zu leiden hatten. Da man von ihnen ein hohes Lösegeld zu erpressen wünschte, so wurden sie durchaus nicht ritterlich, sondern im Gegenteil erst recht schlecht behandelt, um sie gefügig zu machen. Schon die Burgverließe, in denen man sie gewöhnlich verwahrte, waren Orte des Entsetzens, ohne Luft und Licht, eiskalt, feucht, von Ungeziefer wimmelnd. Oft wurden sie noch in Ketten gelegt und sie dankten es dem Zufall oder ihrer eisernen Natur, wenn sie nicht im eignen Kot verfaulten, ehe die Hilfe kam. Manche Herren machten sich ein Vergnügen daraus, ihre Gefangenen ausgesucht zu quälen. Die Könige von England und Frankreich ließen gefangene Ritter blenden oder im Winter mit Wasser begießen und im Nordwind trocknen, kurz, jeder gestattete seinen sadistischen Launen volle Freiheit. Was die italienischen Despoten in dieser Beziehung leisteten, wie Ezzelino da Romano



Hubert und Jan van Eyck. Isabella Vydt. (Ausschnitt aus dem Genter Altar, der dem Museum in Berlin genommen wurde.) 1433

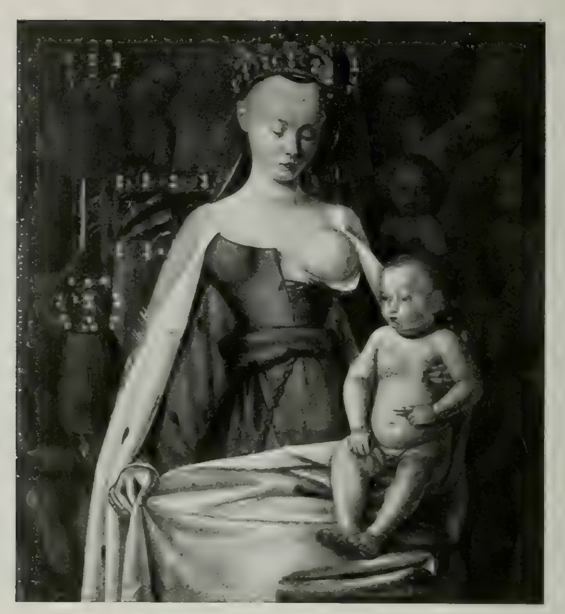
oder andere, mag keine Feder niederschreiben. Die Visconti hatten die Tortur in ein System gebracht, das erlaubte, den Gefangenen einige vierzig Tage hindurch zu peinigen, ehe die Qual so groß wurde, daß der Tod ihr ein Ende machte.
Die Frauenverehrung war eine Modesache, aus dem ritterlichen Training fielen die Männer, die doch vorwiegend nur ihre Körperkräfte ausbildeten, gar bald wieder in den Trunk zurück und zogen zur Jagd statt in den Kampf. In Frankreich versetzten schon die Albigenserkriege dem Rittertum einen tötlichen Stoß, die Kreuzzüge mit ihren oben geschilderten Begleiterscheinungen haben dann ein Übriges getan, um das Unzeitgemäße der Lebensauffassung ritterlicher Kreise darzulegen. Bereits Walther von der Vogelweide, Hugo von Trimberg u. a. stimmen laute Klagen an, wenn sie der guten alten Zeit gedenken, aber ob sie wollten oder nicht, die Ritter mußten den Bürgern weichen. Andere Ideen waren herrschend geworden, und gerade die Kreuzzüge, die soviele verschiedene Völker miteinander in Berührung gebracht hatten, haben den geistigen Horizont der Zeitgenossen erweitert und ihre Vorurteile erschüttert. Im Wettbewerb mit der städtischen Kultur unterliegt das Rittertum als überlebt und überflüssig. Es hat im geistigen Leben die Führung verloren und paßt sich mehr schlecht als recht den neuen Daseinsformen an, die mit seinem Charakter eigentlich unvereinbar sind. Die einen verkaufen sich dem, der am meisten zahlt, die anderen werden einfach Straßenräuber, Dritten wird endlich ihre Eigenschaft als Ritter ein Broterwerb wie nur irgendein bürgerliches Handwerk.
Verfolgt man die Erscheinung bis in das 15. Jahrhundert, wo sie verebbt, so bemerkt man mit einem gewissen traurigen Erstaunen, wie sie entartet. Schließlich ist aus dem nach Abenteuern ausziehenden Ritter, den es noch immer gab, ein Commis voyageur geworden, der, ohne die entfernteste Spur von Romantik, mit Hauen und Stechen unterwegs ist, um Profite einzuheimsen. Jörg von Ehingen hat in seinen »Reisen nach der Ritterschaft« so ordnungsmäßig Buch über Gewinn und Verlust dabei geführt, wie der beste Geschäftsmann es nicht gewissenhafter tun könnte. Der Vater schenkt ihm 400 Gulden »in die Ritterschaft«, d. h. er stattet den Sohn mit dem nötigen Kapital aus. Anfangs hat er kein Glück. Er zieht den Johannitern in Rhodus zu Hilfe, wird aber von den Türken



Unbekannter florent. Meister

Jünglinge spielen „al civettino"
Uffizien, Florenz

gefangen und muß seine Freiheit mit 30 Dukaten erkaufen. Dann aber bessert sich die Konjunktur. Eine große Rundreise an die Höfe der Könige von Frankreich, Sizilien, Portugal, Castilien, England und Schottland bringt Rüstungen, Pferde, Sammet und Brokatstoffe und so viel bares Geld, daß er bei seiner Heimkehr im Jahre 1458 einen Überschuß von rund 1000 Gulden verbuchen kann, eine Summe, die damals hinreichte, um sich in Süddeutschland eine Standesherrschaft zu kaufen. Ehingen scheint ein Glückspilz gewesen zu sein; dem böhmischen Ritter Leo von Rozmital, der 1465 mit 40 Begleitern und 52 Pferden Prag verließ, um das Glück zu fangen, ist es nicht so gut ergangen. Er bringt Schulden heim, und die Pumpversuche, die der völlig ausgebeutelte Ritter erst bei der Signorie von Venedig, dann bei Kaiser Friedrich unternimmt, mißlingen kläglich. Er wird zwar überall sehr liebenswürdig aufgenommen, aber etwas Positives springt nicht heraus. Ein ganz moderner Zug, man gibt ihm nirgend Geld oder



Jean Fouquet. Maria mit dem Kind. (Gilt für das Porträt der Agnes Sorel.) Museum, Antwerpen

Ritterorden

Geldeswert, aber Orden im Überfluß. König Eduard IV. von England, König René von Sizilien, König Heinrich von Castilien nehmen ihn nicht nur in ihren Orden auf, sondern geben immer gleich noch einige Exemplare dazu, die er für Geld weitergeben darf. Dahin war es in verhältnismäßig so kurzer Zeit mit den Orden gekommen. Die Auszeichnung wurde zum Handelsartikel, ja der 1443 gestiftete Schwanenorden war auf Subskription jedem adeligen Herrn für 15 Fl., jeder Edelfrau für 5 Fl. zugänglich. Nur der burgundische Vließorden behauptete sich in seinem Ansehen, weil der Stifter und seine Nachfolger äußerst sparsam mit ihm umgingen.

Für das Rittertum war der Krieg immer eine Art von Sport gewesen, ein Betrieb, der nach gewissen Spielregeln stattfand, gegen die zu verstoßen nicht schicklich war. Nun hat man den Rückgang und Verfall ritterlichen Wesens der Einführung der Feuerwaffen zugeschrieben, denen die Rüstung nicht Stand

gehalten hätte. Das ist aber nicht der Fall. Man kannte Geschütze zwar schon im Anfang des 14. Jahrhunderts und in der Mitte desselben besaßen die deutschen Reichsstädte bereits eine ganz stattliche Artillerie, aber sie kamen nur bei Belagerungen fester Schlösser und Städte in Anwendung. Da die Zusammensetzung des Pulvers mangelhaft war, blieb die Wirkung immer fraglich und schädigte die Freunde oft mehr als die Feinde. 1360 z. B. flog das Rathaus in Lübeck in die Luft, weil man das Pulver ohne die gebotene Vorsicht aufbewahrt hatte. Für die Benützung in offener Feldschlacht waren die Geschütze zu schwerfällig und zu unbeweglich, wer sie mit in den Krieg führte, wie Karl der Kühne, riskierte immer ihren Verlust. Handfeuerwaffen für den Kriegsgebrauch hat erst das 16. Jahrhundert eingeführt, und da gab es schon lange keine Ritter mehr. Die Ritter sind den langen Spießen und den Knütteln des Fußvolks erlegen. Als das stolze Ritterheer des Herzog von Österreich am 9. Juli 1386 bei Sempach von den Schweizer Bauern besiegt wurde, erfolgte recht eigentlich der Schlußstrich unter ein abgestorbenes Wesen. Die Schweizer fragten nichts nach Regeln und Spielweise, sie wollten die Freiheit bewahren und dazu war ihnen jedes Mittel recht catch as catch can. Gerade ein Jahrhundert darauf haben sie die glänzenden Armeen Karl des Kühnen bei Granson und Murten ebenso vernichtend auf das Haupt geschlagen und damit endgültig gezeigt, daß der Fußsoldat dem schwergepanzerten Ritter weit überlegen war. Von da an ging die Kriegführung aus den Händen einer Kaste in

Pulver u. Blei



Domenico di Bartolo. Junger Kavalier (Ausschnitt). Fresko im Spital, Siena



Antonio Pisano, gen. Pisanello. Herr und Dame. Handzeichnung. Sammlung des Herzogs von Aumale in Chantilly

die geworbener Söldner über, der Feudalismus der ritterlichen Gesellschaft weicht den stehenden Heeren der absoluten Monarchie.

Nicht nur die äußere Gewalt der Umstände hat das Sinken des Rittertums als Weltanschauung herbeigeführt, es mußte fallen, weil auch der Unterbau, über den es sich erhob, ins Wanken geriet. Es war der oberste jener abgeschlossenen Lebenskreise, aus denen sich die mittelalterliche Gesellschaft zusammensetzte, die selbstverständliche Unterordnung der anderen war die notwendige Voraussetzung seiner Existenz. Man hat in einer späteren Zeit die enge Verbindung der sozialen Gestaltungen jener Jahrhunderte in Wehrstand, Lehrstand und Nährstand unterschieden und damit so ziemlich den Kern getroffen. Die ganze Gesellschaft war korporativ geglie-



Antonio Pisano, gen. Pisanello. Damen. Handzeichnung. Sammlung Dreyfuß, Paris

dert und räumte der Einzelpersönlichkeit keinen Spielraum der Betätigung ein. Der einzelne Mensch war sozusagen kein unabhängiges Wesen, das man hätte gelten lassen, sondern nur ein Teilkörper des Geschlechts, dem er entsprossen war. Er hatte sich dem Willen des Ältesten in der Familie zu fügen. Betrachtet man ihn unter dem Gesichtswinkel des sozialen Lebens, so erscheint seine Abhängigkeit noch größer, er war da nur ein kleiner Bruchteil einer Zunft, einer Genossenschaft, eines nach allen Seiten hin fest abgegrenzten Kreises.

Die religiösen Brüderschaften

Auch die Kirche trug dieser Anschauung Rechnung. Sie sammelte ihre Gläubigen in Brüderschaften, die selbst die Ausübung der Religion zu der gemeinsamen Sache eines eng verbundenen Kreises machten. Diese Ordnung ist gestört worden, seit die Kreuzzüge ein starkes Element der Unruhe



Hans Memling. Kreuzigung (Ausschnitt). Galerie, Brüssel

in alle bürgerlichen Verhältnisse trugen. Die Kirche war die erste, die den Rückschlag zu empfinden hatte. Sie hatte den Menschen aus dem Zusammenhang mit der Natur gerissen und ihm alle Regungen, die mit dem Irdischen verknüpft waren, als Sünde hingestellt, aber sie hatte damit nur den tiefen Zwiespalt offenbart, der das Christentum, wie sie es auffaßte, und das Leben, trennte. Diese Kluft mußte um so schmerzlicher empfunden werden, als die Kirche zwar ein höheres geistiges Gesetz aufstellte, aber doch ein solches, welches die Seele nicht befriedigte, es mochte dem Verstande genügen, aber nicht dem Herzen. Auch die Pflege der Angelegenheiten des Glaubens war von kühler Objektivität, das Gemüt des Einzelnen wurde nicht in Rechnung gestellt. Hier setzt im dreizehnten Jahrhundert die große Bewegung einer subjektiv betonten Religiosität ein, eine Strömung, die von Frankreich ausging und im Gebiet der Rhône entsprang. Das Christentum war zur Geldquelle für die römische Kirche geworden, es sollte ein ethisches Prinzip werden, das den Menschen besser machte und dadurch glücklicher. Die Verkündung der Heilswahrheiten und die Spendung der Sakramente sollte aus den Banden des fremden Idioms gelöst und dem Volk in seiner Umgangssprache, nicht mehr in Latein, wirklich zugänglich gemacht werden. Vielleicht hätte sich die Kirche

mit diesen Forderungen abgefunden; was ihr aber eine Umstellung erschwerte, war der antiklerikale Charakter der Reform. Es ging nicht um das Christentum, nicht einmal um die sichtbare Kirche, aber es ging sehr stark um die Mißbräuche des Klerus. Wenn man liest, was Ruteboeuf z. B. gegen die Listen und Ränke, die Betrügerei und Schlemmerei der Geistlichen vorbringt, und weiß, daß diese Angriffe nur zu berechtigt waren, daß sie in Italien ein sehr starkes Echo fanden, so begreift man, daß die Kirche der Bewegung feindlich gegenübertreten mußte. Sie untersuchte nicht, ob die Bewegungen an sich berechtigt waren, sie unterdrückte die Angreifer. Mit den Albigensern gelang es ihr nur zu gründlich, weil sie geschickt genug war, sie als Ketzer hinzustellen und alle bösen Instinkte der Mordlust, der Habgier, der Rachsucht gegen sie zu entfesseln. Aber wenn sie auch imstande war, Reformideen zu vereiteln, die sich zu weit vorgewagt hatten, der Seelenstimmung wurde sie nicht Herr. Die Kirche selbst hatte die Gewissen durch die gewaltige Kreuzzugpropaganda aufgerüttelt, Unruhe und Zweifel in die Gemüter getragen und das Verlangen geweckt, von der Religion mehr zu empfangen als Heilsversprechen für bares Geld. Nun wollten sie sich bei dem hergebrachten Betrieb nicht länger beruhigen, sie ersehnten die Vereinigung mit Gott über die Mittlerin Kirche hinweg.

Albigenser



Meister E. S. Dame mit dem österreichischen Wappen

Gegen die in leeren Verstandesspielereien erstarrte Scholastik tritt die Mystik auf, eine Stimme des Herzens, die nach Nahrung der Seele begehrt. Für die Mystiker handelte es sich nicht länger darum, scharfsinnige Debatten über die Dogmen zu führen, sondern Gott zu empfinden, sie wollten eine Religion für das Gefühl, nicht für die Vernunft. Die Autorität der



Der König von England übergibt beim Abschied seine Frau dem Schutz des Herzogs von Glocester. Aus Wauquelin, Histoire d'Hélène. Geschrieben und gemalt 1448. Bibliothek, Brüssel

Mystik

Kirche aber fußte auf dem Buchstaben, sie wurde durch die Beobachtung erschüttert, daß sie rein seelischen Regungen nicht gerecht werden konnte. Da man in den Büchern der Heil. Schrift Gottes Wort in seiner reinsten Offenbarung zu besitzen glaubte, so führte die Mystik notwendigerweise zu einer Beschäftigung mit der Bibel, die bis dahin in der lateinischen Übersetzung nur dem Gelehrten zugänglich gewesen war. Mit starkem Unbehagen sah der Klerus mit an, daß die Bibel nicht nur weit häufiger gelesen wurde wie früher, sondern daß sie auch in die Vulgärsprachen übersetzt wurde. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehen Bibelübertragungen in den Landessprachen von Hand zu Hand, 1466 ist die erste deutsche im Druck erschienen. An der Lektüre von »Gottes Wort« erstarkte die Kritik und die subjektive Auffassung des Christentums. Bald wimmelte es von »Gottesfreunden« im Lande, die von der stumpfsinnigen Werkgerechtigkeit der Kirche weit abrückten. Nicht einmal auf ihrem ureigensten Gebiet, dem des Glaubens, hatte die Kirche ihre



Jan van Eyck. Giovanni Arnolfini aus Lucca und seine Braut, 1438
National Gallery, London



Weltanschauung konsequent durchführen können, es ist ihr nicht gelungen, sich in ihren Positionen zu behaupten.

Die „Individuation"

Parallel mit dieser rein religiösen Bewegung, welche zu einer Befreiung von der theologischen Methaphysik geführt hat, geht noch eine andere, welche wir mit Erwin Rosenthal die der Individuation nennen wollen. Es handelt sich dabei um eine Reaktion gegen die nivellierende Tendenz der mittelalterlichen sozialen Ordnung, um das bewußte Menschwerden der Persönlichkeit. Sie ging auf zwei Pfaden vor. Das verstandesmäßige Aufklärertum der Troubadours ist dabei von nicht minderem Gewicht als das auf den klassischen Autoren fußende Bildungsstreben der Humanisten Italiens. Beide zusammen gründeten eine neue sittliche Weltanschauung, eine neue Auffassung vom Leben und seinen Pflichten.

Es ist die Zeit, in der die erblühende bürgerliche Kultur die Städte zu den eigentlichen Mittelpunkten sozialer Existenz macht. Aus der veränderten Lebensführung entwickelt sich ein neues Lebensgefühl. Das Bewußtsein erwacht, daß alle Möglichkeiten seelischer Entfaltung im Menschen selbst begründet sind und nicht von außen her an ihn herangebracht oder ihm vorenthalten werden können. Das Einzelwesen tritt in seine Rechte, die Individualitäten differenzieren sich. Das konnte nur im Widerspruch mit der Kirche geschehen, und der Bruch mit den asketisch hierarchischen Grundsätzen, die sie vertrat und die schon im vierzehnten Jahrhun-



Meister E. S. „Ober" mit dem Wappen von Basel. Spielkarte



Dierck Bouts. Die Tiburtinische Sibylle weissagt d. Kaiser Augustus die Geburt Christi. Städelsche Galerie, Frankfurt a. M.

dert an Gehalt, Überzeugungskraft und Lebendigkeit einbüßen, ist denn auch in den Städten erfolgt. Die Professoren der Pariser Universität bezeichnen den Primat des Papstes als Ursache allen Übels, unter dem die damalige Welt litt.

Dante Am Wendepunkt dieser beiden Epochen steht Dante als der letzte mittelalterliche Mensch, ein Mensch allerdings von übernatürlichem Ausmaß aller geistigen Kräfte. Er faßt Wissen und Gefühl der Generationen langer Jahrhunderte zusammen, um sie noch einmal wie in einem großartigen Sonnenuntergang aufleuchten zu lassen. Wenn das Hochmittelalter lebendige Züge bewahrte und in der Fülle seiner Erscheinungen an Interesse niemals einbüßen kann, so ist das Dantes Verdienst. Die stärkere Wirkung in seiner Zeit aber übte Petrarca. Er war der erste moderne Mensch in dem Sinne, daß er wirklich nichts sein wollte als ein ganzer voller Mensch, und daß er das tat, war der Zauber, mit dem er seine Zeit-

Petrarca



Petrus Cristus. Legende des hl. Eligius. 1449. Sammlung Oppenheim, Köln a. Rh.

genossen gefangen nahm. Er hatte sich in die klassische Literatur Roms mit einer Inbrunst versenkt, daß sie ein Bestandteil seines Denkens geworden war, und dazu brachte er eine Naturempfindung mit, die ihm zum Lebensgefühl wurde in einer Zeit, die von der Landschaft und ihrer Schönheit noch nichts wußte. Seine Natürlichkeit und Offenheit, die Unbedenklichkeit, mit der er immer der Vernunft die letzte Entscheidung vorbehielt, erstaunten und entzückten ganz Europa. Er war der erste, der es wagte, sich zur Individualität zu

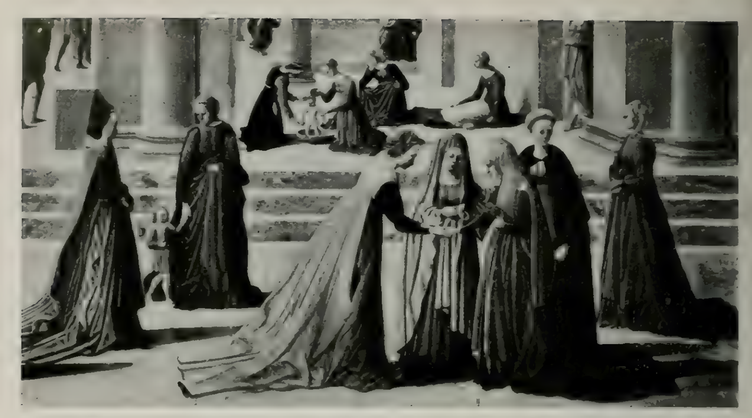
steigern, und da er das mit einem überlegenen Wissen, im eleganten Stil und einer Form tat, die Grazie mit Frische verband, so reichte seine Wirkung so weit wie die Kenntnis von Lesen und Schreiben. Petrarca besitzt auch schon einen ganz modernen Zug in dem Pessimismus, der so häufig bei ihm durchklingt. Er stammt bei ihm aus der Unvereinbarkeit von Glauben und Wissen. Sein Vorbild hat dann zahlreichen Nachfolgern den Rücken gestärkt. Sie wagten es ganz offen, sich ebenfalls als Menschen zu geben und dachten nicht mehr daran, aus ihrem Atheimus ein Hehl zu machen. Er führte nicht mehr auf den Scheiterhaufen. Die Renaissance sah in Italien rasch genug Philosophen, die sich ungestört als Pantheisten, Skeptiker oder einfach als Genußmenschen bekannten.
Das Steigen der Kultur, bedingt durch die Fortschritte, die der Wohlstand der bürgerlichen Klassen machte, hat zu dieser geistigen Befreiung wesentlich beigetragen. Die Erringung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit mußte notwendigerweise auch die Emanzipation des Geistes fördern.
Das Rittertum schloß sich gegen diese Bewegung ab und geriet dadurch in die zweite Linie. Seine Abneigung gegen das Bürgertum, seinen Reichtum und seinen Einfluß, wurde durch die neuen Forderungen, die an Bildung und Wissen gestellt wurden, nur noch bestärkt. Diese Verachtung der Federfuchser, denen ritterliche Künste fremd waren, datierte aus alten Tagen. Schon die mannigfaltige und gründliche Bildung Kaiser Friedrich II. war seinen Zeitgenossen höchst unheimlich gewesen. König René von Sizilien, der ein eifriger Dilettant in der Malerei war, mußte dieser Beschäftigung in größter Heimlichkeit frönen, weil diese Kunst als eine Tätigkeit niederer Leute galt, ja, in schwer verständlicher Kurzsichtigkeit versteifte sich der Adel je länger je mehr in seiner Geringschätzung der Buchweisheit. Je unerläßlicher ihr Besitz für den wurde, der es zu etwas bringen wollte, um so mehr lehnten sie die höheren Kreise ab, die den Erwerb derartiger Kenntnisse für unter ihrer Würde hielten und auch ohne sie auskommen zu können glaubten. Wilwolt von Schaumburg beklagt dies Verhalten in seiner Selbstbiographie, die er im Jahre 1507 abschloß. »So aber nu ein zeit lang der adl alle historien veracht«, schreibt er, »weder universitäten oder ander suptil künsten, die doch dem pauren mit aufgericht, wenig gesuecht aber



Petrus Cristus. Bildnis einer jungen Frau (Lady Talbot? Mrs. Edward Grimeston?). Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

weliche das getahn von den andren unverständigen verspot, schreiber genennt, deshalb der pauern kinder sich zu lernen understanden, zu großen bistomben und hohen ämbtern kommen«. Indessen blieb seine Stimme die des Predigers in der Wüste. Seine Standesgenossen fuhren fort, sich selbst von dem neuen Element der Geistesbildung auszuschließen und sie erleichterten dadurch dem fürstlichen Absolutismus seinen Weg. Die Fürsten beschäftigten Adel und Ritter als Hofschranzen um ihre Person, die wichtigen Staatsämter, die Kanzlerposten u. a. vertrauten sie studierten Bürgerlichen, von denen keine Unabhängigkeitsgelüste zu befürchten waren.

Das Rittertum hielt sich nicht, weil der Boden nachgab, auf dem es stand, aber so recht froh sollte das Bürgertum seiner Errungenschaften auch nicht werden. Es holte zwar die oberen Stände ein und übertraf sie bald an Besitz und sozialer Gel-



Fra Carnevale da Urbino. Die Heimsuchung (Ausschnitt). Palazzo Barberini, Rom

tung, aber es hatte Handwerker und Bauern auf den Fersen. Das Patriziat, das sich in den Städten gebildet hatte und die Herrschaft behauptete, mußte mit den Zünften um sein Recht streiten, und es sind in allen Reichsstädten während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erbitterte und blutige Kämpfe um die Geltung im Rat ausgefochten worden. Nicht genug damit. Die Ideen der kirchlichen Reform, im Grunde aus dem Gedanken nach Erlangung eines dauernden Friedens mit Gott heraus geboren, haben sich sehr schnell in ihr Gegenteil verkehrt, sie haben die Leidenschaften angestachelt, statt die Menschen von ihnen zu befreien. Die Lektüre der Bibel, unstreitig eine der gefährlichsten, die es für unreife Köpfe gibt, entflammte die Gemüter aller Unterdrückten. Mit gutem Grunde lasen sie sich heraus, was ihnen wünschenswert und angenehm däuchte, vor allem das gleiche Recht aller auf alles. Der Kommunismus des fünfzehnten Jahrhunderts, der in Schwaben, Franken und am Oberrhein große Haufen von Bauern bewaffnete und zu Ausschreitungen trieb, die um so wilder ausfielen, je härter der Druck war, der auf ihnen gelastet hatte, bewies alle seine Forderungen mit Bibelstellen. Abermals ein Versagen des kirchlichen Systems.

Kommunismus

Tiefgreifende Volksbewegungen erschütterten Europa im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Man hat sie sehr treffend mit der Überschwemmung von Gießbächen verglichen,



Fra Carnevale da Urbino. Darstellung der hl. Jungfrau im Tempel (Ausschnitt). Palazzo Barberini, Rom

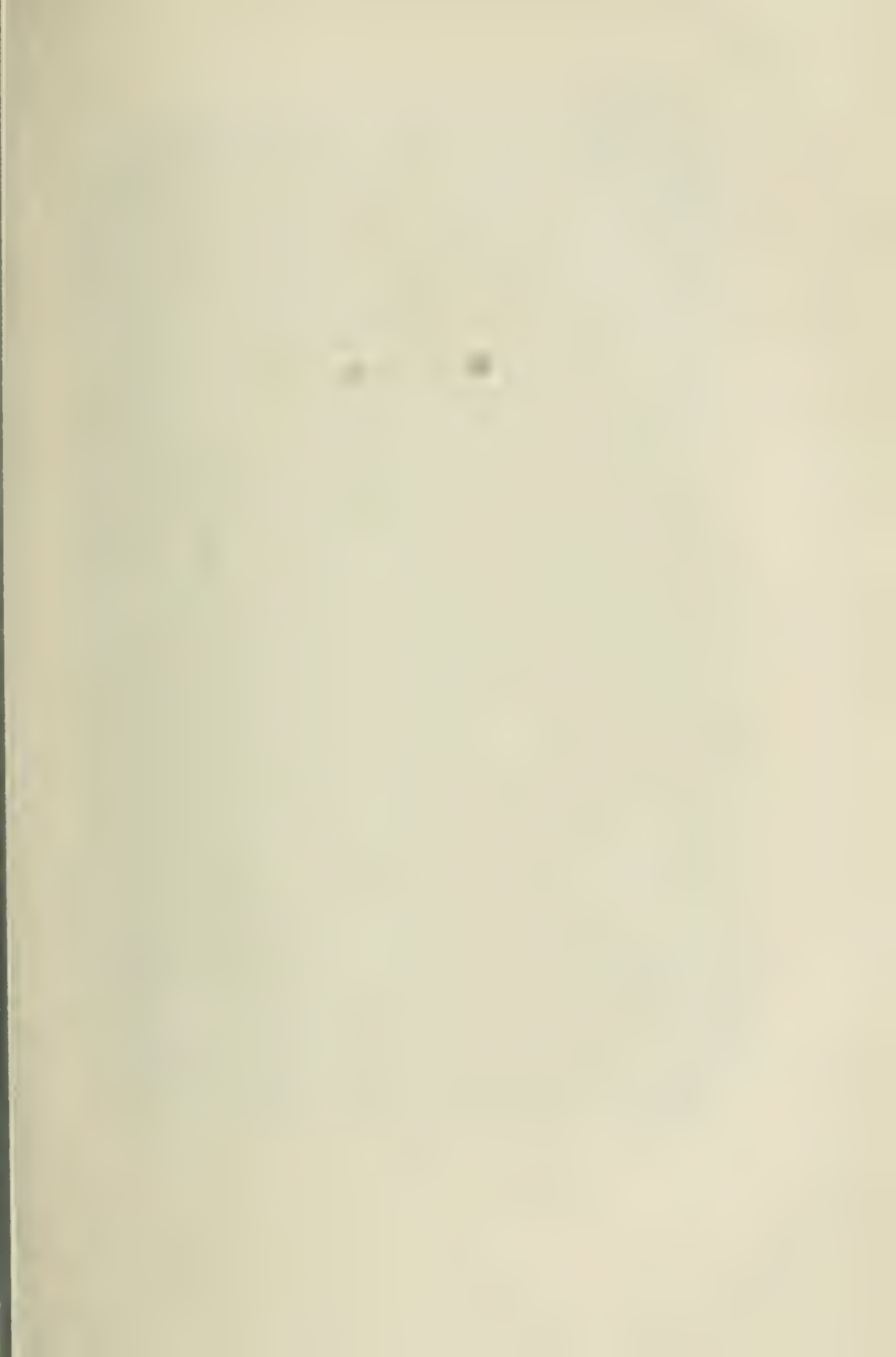
die unversehens zu Tal stürzen und alles verheeren, das in ihrem Wege liegt. Sie haben Verwüstungen angerichtet, den friedlichen Lauf der Kultur aufgehalten, aber sie haben nichts gebessert und nichts geändert. Der Feudalismus wurde dieser Empörungen Herr, indem er sie unterdrückte, aber er tat es zugunsten der absoluten Fürstenmacht, die ihn beerbte.

Buchdruckerkunst

Man kann von den Auswirkungen der geistigen Bewegungen, die das Abendland seit den Kreuzzügen erfaßt hatte, nicht sprechen, ohne nicht ihres wesentlichen Hilfsmittels zu gedenken, durch das die Welt schließlich ein so anderes Gesicht erhielt, des Buchdrucks nämlich. Dauernd wird der Name des Deutschen Gutenberg mit dieser Erfindung verbunden bleiben, trotzdem es, und nicht nur in China, schon lange vor ihm gedruckte Bücher gab. Aber die Verbesserung der Technik, die ihm zu danken ist, die Erfindung des Gießinstruments, das eine mechanische Vervielfältigung der Buchstaben und alle von gleicher Kegelhöhe erlaubt, war doch, nebst der Erfindung der Druckerpresse, erst die ausschlaggebende Tat, welche die Möglichkeit, Bücher von großem Umfang und in beliebig großer Auflage zu drucken, an die Hand gab. Die Einnahme der Stadt Mainz im Jahre 1462, die damals ein Ereignis von rein lokaler Be-

deutung schien, nur für die um den erzbischöflichen Stuhl hadernden Aristokraten von Interesse, wurde eine Tat, welche die Kultur der ganzen Welt auf das nachhaltigste beeinflussen sollte. Sie zerstreute die in Mainz tätig gewesenen Buchdrucker-Gehilfen über ganz Europa und ließ aller Orten Druckereien entstehen.

Weder der Erfinder noch seine ersten Nachfolger waren sich darüber klar, was sie getan hatten und taten. Sie haben anfangs sogar gemeint, das Druckwerk ließe sich als Surrogat der Handschrift verwenden und sie haben versucht, Büchersammler mit ihren Erzeugnissen hinter das Licht zu führen, indem sie sie ebenso teuer verkauften als die Manuskripte, aber das macht nichts. Die Erfindung war so ungeheuer und von so grundstürzendem Einfluß auf die Kultur, wie vielleicht keine vor ihr und bis jetzt keine nach ihr. Sie trug ihre Konsequenzen in sich selbst. Mit dem Buchdruck begann eine neue Epoche der Menschheit.

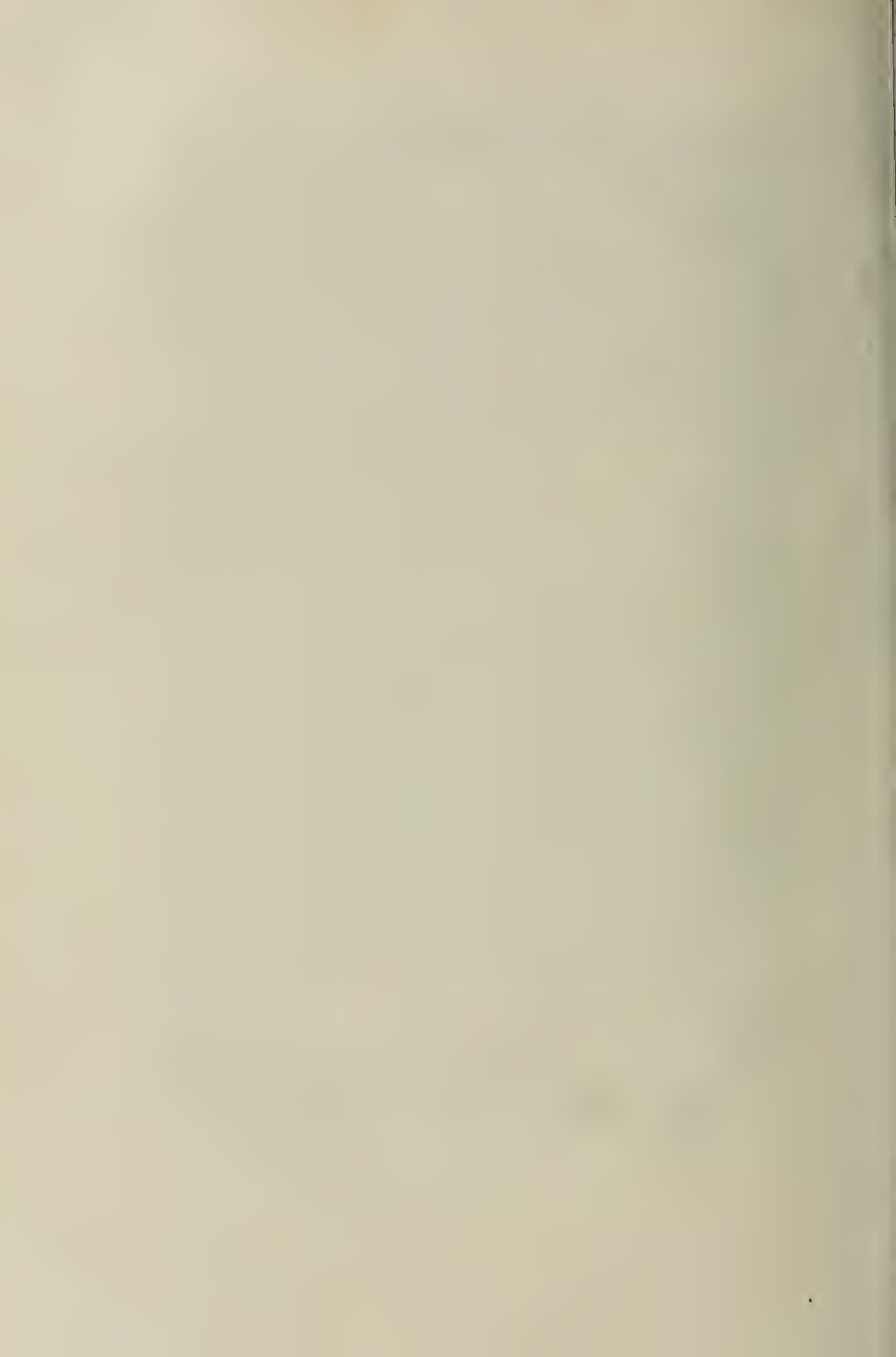




„Dame." Spielkarte in Miniaturmalerei auf Pergament
Mitte des 15. Jahrh. Museum, Stuttgart



„Bube." Spielkarte in Miniaturmalerei auf Pergament
Mitte des 15. Jahrh. Museum, Stuttgart





Dame mit zwei Kavalieren. Französischer Teppich. Um 1450

Die Kunst

Die Kunst der welkenden Antike war auf der Stufe angelangt, auf die endende Kulturen sie zu führen pflegen, sie hielt bei dem Luxus und bei der Masse. Man gefiel sich in der Verwendung des kostbarsten Materials, das in Rom von allen Enden der Welt her zusammengeschleppt wurde. Für viele der köstlichen alten Buntmarmore gibt es heute keine andere Fundstätten mehr, als die Ruinen Roms und Italiens, ihre Bruchstellen sind vergessen. Die Häufung der Monumente war eine andere Erscheinung des Verfalls. Wer auf dem römischen Forum, in Olympia, Delphi oder anderen Plätzen antiker Kunsttätigkeit das ehemalige Bild zu rekonstruieren sucht, der wird sich bald mit einem gewissen mißbilligenden Erstaunen darüber klar werden, wie weit abweichend von modernen Anschauungen ästhetischer Bedingnisse das Aussehen in der alten Zeit gewesen sein muß.



Dierck Bouts „Aus der Legende des Kaiser Otto". Die Sühne (Ausschnitt). Museum, Brüssel

Gebäude an Gebäude, Säule an Säule, auf, neben und zwischen ihnen ein Heer von Statuen, aber nirgend auch nur ein Schatten von isolierendem Grün.

Die plastische Tätigkeit war schon seit Jahrhunderten auf Kopieren eingestellt. Trotz der bedeutenden Verluste gibt es von manchen berühmten Werken des Altertums noch heute Dutzende von Wiederholungen, manchmal eine geringer wie die andere, denn die Ansprüche der Kunstfreunde scheinen immer weiter zurückgegangen zu sein. Der technische Betrieb kam allmählich zum Stillstand. Je nach Bedarf deckte man ihn aus vorhandenen Beständen, und wie einst Rom die klas-



Hochzeitsmahl des Ferrand von Portugal und der Johanna von Constantinopel. Aus der Chronique de Hainaut des Jacques de Guise. Geschrieben und gemalt 1446. Bibliothek, Brüssel

sischen Stätten Griechenlands ihrer Kunstwerke beraubt hatte, so sandte man die Statuen jetzt in ganzen Schiffsladungen von Italien nach Karthago oder Byzanz. Besonders hat die Gründung des letzteren viel dazu beigetragen, Rom zu plündern.
Die Kunst verfällt der Auflösung. Inwieweit das Christentum an diesem Hinwelken Schuld trägt, ist schwer zu entscheiden. Zwar war es ausgesprochen sinnenfeindlich, schon weil es die körperliche Schönheit als Sünde verwarf, aber für den Kultus und seine mannigfachen Bedürfnisse konnte es Kunst doch nicht entbehren. Es brauchte Versammlungsorte für die Gemeinden, Fresken, Mosaiken, Sarkophage, Gräber, war also darauf angewiesen, ein Verhältnis zur Kunst des Heidentums zu finden. Wie verschiedenartig auch die Einstellung des christlichen Empfindens war, welch andere Richtung seine Phan-

tasie nehmen mochte, von der antiken Darstellungsweise kam es so bald nicht los und paßte sich ihr in Ausdruck und Symbolen bestmöglich an. Je festeren Fuß das Christentum in der römischen Welt faßte, je mehr es sich behauptete, um so stärker treten seine Tendenzen auch in der Kunst zutage. Das Interesse für die schöne Form als solche verliert sich, man erkennt im Abwenden von der Natur eine starke und betonte Einseitigkeit, die nur das Transzendentale gelten lassen will und nicht das sinnlich Wahrnehmbare. Ob mit der Verwirklichung dieser ästhetischen Absichten ein Aufhören künstlerischer Persönlichkeiten und ein Nachlassen technischen Vermögens Hand in Hand gingen? Die einen bejahen, die andern verneinen es. Seit wir, die wir ja in einer ähnlichen Zeit des Verfalls und des Zusammenbruchs leben, eine aktuelle Kunst mitansehen müssen, die auf ihr Nicht-Können stolz ist und verkünden läßt, sie wolle nur nicht, hat man auch für jene Zeit geltend gemacht, daß es sich nur um ein anderes Sehen und eine andere Auffassung handele. In der Epoche der Zeitungswahrheiten, die nie mehr als zehn Prozent Wahrheit enthalten dürfen, können gefällige und schreibgewandte Journalisten den Banausen vormachen, was sie wollen und die krassesten Schmieralien als große Kunst anpreisen, aber dies Verfahren, so empfehlenswert für den heutigen Tag es sein mag, gilt doch nicht für die Vergangenheit, deren Dokumente auch die geschickteste Feder nicht umfälschen kann.



Meister der Spielkarten. Vogel-Unter

Wer die Denkmale der Kunst überblickt, die im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung entstanden, der wird sich dem Eindruck des Niederganges nicht entziehen können. Es handelt sich freilich um ein anderes Gefühl, um ein anderes Wollen, aber der Ausdruck, den man dafür fand, hängt so eng mit dem aufhörenden Können zusammen, daß die Behauptung, man hätte es besser machen können, wenn man es nur gewollt hätte, etwas von der unfreiwilligen Komik an sich hat, die auch die heutige Ästhetik auszeichnet, wenn sie kindisches Gestümper als unvergleichliche Offenbarungen feilbietet. Alle Künste versagen, schon weil das Christentum in seiner Frühzeit eine Lehre der Verneinung war und ihm die schöpferischen Eigenschaften fehlen. Solange die gute handwerkstechnische Tradition noch vorhielt und die Möglichkeit bestand, die christlichen Symbole mit den hergebrachten Mitteln ausdrücken zu können, so lange behaupten die Fresken, die Reliefs der Sarkophage auch noch einen gewissen künstlerischen Stil. Er geht der christlichen Kunst erst verloren, seit sie auf eigenen Füßen stehen soll und den mit dem Untergang des Heidentums abgerissenen Faden nicht anknüpfen kann. Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler geben die Übung ihrer Kunst auf, weil das Bedürfnis für sie erloschen ist. Man richtet sich so gut wie es geht in den vorhandenen Gebäuden ein, die Gerichts- und Markthallen werden zu christlichen Gotteshäusern, und wo sie nicht zur Verfügung stehen, begnügt man sich damit, die Wohnungen der Laien den kirchlichen Zwecken anzupassen.



Meister der Spielkarten. Wilder Ober



Meister der Spielkarten. Blumen-Unter

Als die Völkerwanderung einsetzte, gab es keine Kunst mehr, und aus der Berührung mit den germanischen Völkern konnte eine neue nicht entstehen, weil sie einer höheren Kunstübung völlig fremd waren. Die Kunst, soweit sie in die Barbarenländer vorgedrungen war, beschränkte sich auf Ableger der römischen. In Britannien, Gallien, Spanien, am Rhein und an der Donau hatten die Eingeborenen mit römischer Provinzkunst Bekanntschaft machen können: Klassische Ideen und klassische Formen mit einem Stich in das Plumpe, Ungefüge einer Technik, die mit minderem Material vorlieb nehmen mußte und auf weniger geschickte Hände in der Ausführung angewiesen war. Von allen Einwanderern besaßen die Longobarden vielleicht den am stärksten entwickelten Kunstsinn. Sie haben aus ihren früheren Wohnsitzen einen Schatz fremdartiger Ornamentik mitgebracht, der auf italienischem Boden Verbindungen mit dem Vorhandenen einging.

Römische Provinzkunst

Steinbaukunst war den Germanen nicht vertraut, Malerei unbekannt, Plastik wohl erst auf der Stufe der allerprimitivsten Anfänge. Wieviel von dem, was um die Wende des fünften zum sechsten Jahrhundert in Ravenna, damals der Residenz Theodorich d. Gr., entstand, den Ostgoten gehört, wieviel den Byzantinern, wird schwer zu entscheiden sein. Es war nicht mehr klassische Kunst und doch nur in einem sehr bedingten Sinne neue. Antike Formen in das Rohe zurückgesunken, in erstaunlicher Weise mit fremden Elementen ver-

Ravenna

setzt. Das Grabmal Theodorichs mit seiner berühmten Kuppel, die aus einem einzigen Felsblock istrischen Gesteins besteht, ist in seiner Ausführung ein Wunder und ein Rätsel bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Konstruktion ist ein monumentales Seitenstück zu den ebenfalls aus gigantischen Felsbrocken zusammengetürmten Hünengräbern des Nordens. Aber der Alluvialboden Ravennas kennt keine Findlinge! Woher nahmen die Bauleute den Stein und mit welchen Hilfsmitteln brachten sie ihn an Ort und Stelle?



Meister der Spielkarten. Vogel Dame

Der Schauplatz der alten Welt verödete, Krieg und Pest trafen die Menschen; für den Zeitraum mehrerer Jahrhunderte schwand Rom völlig aus dem Gedächtnis und der Geschichte. Was etwa die mutwillige Zerstörungsfreude der Menschen, der Zelotismus oder die Vernachlässigung nicht zerstörten, vollendeten Überschwemmungen und Erdbeben. Ein solches hatte den Koloß von Rhodos zu Fall gebracht, und da niemand daran denken konnte, ihn wieder aufzurichten, so kaufte ihn ein Jude auf Abbruch und belud mit seiner Beute an edlem Metall fünfhundert Kamele. Die Kunst flüchtete nach Byzanz, um hier in der Verbindung mit den Bauformen des Ostens einen anderen Charakter anzunehmen, mehr dem Orient sich zuneigend, als dem Westen. Plastik und Malerei wurde der Bildersturm zum Verderben, der unter Kaiser Leo, dem Isaurier, entfacht, ein Jahrhundert gegen alle Bildwerke wütete. Schließlich siegte der Fetisch, was der Kunst aber nicht zu gute kam. Sie erstarrt und verknöchert in einem Schema, das nur

Byzanz

noch Typen kennt und sich von jedem Abbild der Natur geradezu ängstlich fern hält. So blieb die byzantinische Kunst für das Abendland eine Kuriosität, die man schätzte, eine modische Absonderlichkeit, die eine Zeit lang gefallen konnte, in deren Bahnen ein Fortschreiten aber nicht wohl möglich war. Sobald sich im Westen ein Bedürfnis nach Kunst meldete, wendete man sich notgedrungen immer nach Italien.
Wie Karl der Große, um die Geistesbildung seines Volkes zu heben, die lateinische Literatur zu Hilfe rief, so wandte er sich an die italienische Kunst, als sich bei ihm der Wunsch nach einer Verschönerung seiner Umgebung einstellte. Man kann nicht wohl sagen, an die klassische Kunst, denn er schulte seine Anschauungen an den Bauten Ravennas, ja, er soll, um seine Pfalzen in Aachen, Ingelheim, Nimwegen zu errichten. sogar das Baumaterial aus der versumpfenden, ehemaligen Residenz der ostgotischen Könige bezogen haben. Wie weit die Anlehnung gegangen ist, entzieht sich dem Urteil, es ist aus den Tagen des großen Frankenherrschers nichts mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Nur in der Buchmalerei hinterließ die karolingische Renaissance Zeugen ihres künstlerischen Strebens und eines Geschmackes, der in sehr glücklicher Weise den Nachweis einer gelungenen Verschmelzung antiker und germanischer Elemente erbringt.

Der romanische Stil

Sie hat diesen Beweis allerdings noch in anderem Sinne geliefert; die Renaissance der Antike, die Karl der Große heraufführte, ist der Ausgangspunkt des frühesten originalen abendländischen Stils geworden. Man nennt ihn allgemein den romanischen, trotzdem er mit weit größerem Recht den Namen des germanischen tragen müßte, denn die romanischen Völker haben weder mit seiner Entstehung noch mit seiner Weiterbildung irgend etwas zu tun gehabt. Der romanische Stil ist seinem Namen zum Trotz eine originale Kunstschöpfung deutschen Geistes, der, vom Anfang des elften bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dauernd, eine Großtat deutschen Sinnes darstellt. Grundrißbildung und Säulen erbte er von der Antike, die Entfaltung fand er unter deutscher Sonne. Es ist beinahe unnötig hinzuzufügen, im Dienste der Kirche. Vom elften bis zum sechzehnten Jahrhundert war es der kirchliche Geist, der der Kunst ihr Gepräge gab, denn alle ihre Schöpfungen, vorab die der Baukunst, hingen



Herzog Philipp der Gute von Burgund und seine Gemahlin nebst Gefolge Miniatur aus den Statuten und Privilegien von Flandern. Ausgeführt zwischen 1454 und 1467. Hofbibliothek, Wien

mehr oder weniger mit der Kirche zusammen. Es gab steinerne Kirchen lange bevor es steinerne Paläste gab, nur die Kirche steckte als Auftraggeber ihren Architekten die höchsten Ziele.
Als das Christentum sich nach Versammlungsorten für seine Gläubigen umsah, mußte es vor den antiken Tempeln Halt machen. Sie waren niemals für eine Gemeinde bestimmt gewesen, sondern nur für den Gott, dem sie geweiht waren. So kam man notgedrungen dazu, sich der Basiliken zu bedienen, die in der Tat allen Anforderungen des Ritus entsprachen und erlaubten, den Gottesdienst inmitten der Gemeinde zu feiern. Die dreischiffige Basilika errang sich eine Geltung, die das erste Jahrtausend noch weit überdauerte und der

Träger der baukünstlerischen Entwicklung geworden ist. Bei den antiken Basiliken ruhten die Zwischenwände auf Säulen und trugen einen offenen Dachstuhl oder flache Balkendecken, die Gestaltungskraft des deutschen Volkes war aber urwüchsig genug, um für den überlieferten Aufriß neue Möglichkeiten ausfindig zu machen. Man ersetzt Dachstuhl und Decke durch Kreuzgewölbe, die den Eindruck größerer Festigkeit hervorbringen, und geht zum Stützenwechsel zwischen Säule und Pfeiler über, da er den Seitenschub der Gewölbe besser trägt. Die kanonische Form des Grundrisses wird durch die Hinzufügung von Querschiff und Chor ungemein bereichert, denn die in der Vierung entstehende Kreuzung wird durch die sie krönende Kuppel zu einem Höhepunkt für Auge und Empfindung. In stets wachsender Zahl begleiten Türme das Kirchenschiff und geben dem geistigen Streben seinen monumentalen Ausdruck.

Der romanische Stil, dessen Blütezeit in die Regierungszeit der Ottonen und Hohenstaufen fällt, hat in den Domen von Braunschweig, Naumburg, Bamberg, Soest, Limburg, Basel glänzende Beispiele von der Kraft des schöpferischen Genius der deutschen Nation hinterlassen. Er erreichte seine Vollendung in einer verhältnismäßig kurzen Zeit. Die Schönheit seiner Raumbildung beruht auf dem abgestimmten Wohlklang aller Verhältnisse und einem Geist solider Festigkeit. der oft genug der nächste Nachbar düsterer Strenge ist. Der plastische und malerische Schmuck dieser Kirchen war ursprünglich reich und originell, er muß sich der Gesamtwirkung um so harmonischer eingegliedert haben, als beide Künste nichts für sich wollten, sondern sich der Architektur völlig unterordneten. Die romanische Plastik hat einen feierlichen Zug, etwas hoheitsvoll Sakrales selbst dann, wenn sie es unternimmt, Laien darzustellen. Sie typisiert, aber sie kann die neu sich meldende Empfindung, das warm überquellende Leben, nicht immer bändigen. So sind z. B. die Statuen der Stifter und Patrone im Westchor des Naumburger Domes zu künstlichen Offenbarungen von wahrhaft überwältigender Schönheit geworden.

Sie überraschen durch die Kraft der Beobachtung und die Feinheit der Schilderung. Sie erreichen bei aller Zurückhaltung einen Reichtum des Ausdrucks, der mit vollendeter Sicherheit vorgeht, trotzdem er sich auf die einfachsten Mittel beschränkt.



Meister der Liebesgärten. Der große Liebesgarten



Roger van der Weyden. Bildnis einer jungen Frau
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Die Skulpturen des romanischen Stils in Deutschland behaupten einen hohen Rang, die der Dome von Naumburg und Bamberg gehören zu dem Vollendetsten, was die Kunst des Mittelalters überhaupt hervorbrachte. Und sie sind aus dem Eigensten heraus geschaffen.

Sobald der Sinn für die Kunst geweckt war, trieb er auf deutschem Boden die herrlichsten Blüten, nur die Anregung hatte gefehlt. Die Entwicklung setzt ganz spontan ein und es bedarf durchaus keiner Befruchtung durch importierte Keime.

Hildesheim Die Mäcenaten-Tätigkeit des Bischofs Bernward von Hildesheim ist bekannt und berühmt, aber wie reich die künstlerischen Hilfsmittel auch waren, die er aus Rom mit in seine sächsische Heimat brachte, sie haben zu nicht mehr geführt als zu der Anfertigung einer beschränkten Zahl höchst inter-

essanter Kunstwerke. Man sieht ihnen ihren Ursprung an, aber sie stehen allein, und wie sie keine Vorgänger haben, so auch keine Nachfolger. Wo die eigene Schaffenskraft sich geltend macht, bringt sie ein lebhaftes Stilgefühl zum Ausdruck, das sich im Mangel an Bewegung kund tut, in starren ungebrochenen Linien schwingend. Man hält am Relief fest, vielleicht nur weil es in seiner Wirkung von dem massigen Mauerwerk der Bauten nicht losgeht, sondern sie zwar belebt, aber nicht unterbricht.

Der Bronzeguß wurde eifrig gepflegt, aus den Werkstätten des Klosters Tegernsee gingen u. a. die Türflügel der Dome in Mainz und Augsburg hervor. Da die Kunst alles für die Kirche tat, so tat sie es auch durch die Kirche; solange der romanische Stil herrschte, waren die Klöster tonangebend. Die Bauschule des Benediktinerstiftes Hirsau hat den Süden Deutschlands im Bann gehalten, die klösterlichen Ateliers haben das ganze Land mit Elfenbeinschnitzereien, Emaillen, Treib- und Gußarbeiten in edlen Metallen u.a. versorgt. Vor allem haben die geistlichen Stifte die Buchmalerei



Roger van der Weyden. Stifterin vom Altar im Hotel Dieu in Beaune

hochgehalten. Zur karolingischen Zeit blühte sie in den Klöstern des westlichen Franken, als die Ottonen herrschten, waren Reichenau, Trier, Köln, Regensburg die Vororte dieser Kunstübung, die eine Vorschule der mittelalterlichen Wandmalerei bildete.

Romanische Malerei

Die Wandflächen der romanischen Kirchengebäude boten der Malerei weitgedehnte Räume, um sich auszubreiten, und sie hat sie zu nützen gewußt. Wie die Plastik tritt auch die Schwesterkunst nicht mit dem Anspruch auf, selbständige Leistungen zu bieten, auch sie ordnet sich unter und gibt den Zusammenhang mit Baukunst und Bildhauerei in Gedanken niemals auf. Der Stoffkreis ihrer Darstellungen blieb stets das Erlösungswerk, die durch die Scholastik geschaffene Vorstellungswelt sorgte dafür, daß es an Mannigfaltigkeit und Abwechslung nicht fehlte. Eine fest geordnete Typologie brachte das alte und das neue Testament in enge und jedem Betrachter vertraute Beziehungen, wobei es nichts verschlug, wenn die Künstler, um die vielen, notwendig werdenden Personifikationen darstellen zu können, Anleihen bei den Himmelsgöttern der Heiden machten. Soweit die erhaltenen Reste zu urteilen gestatten, waren die Kompositionen eindrucksvoll, mehr feierlich als lebendig, der gedankliche Tiefsinn lähmt die Gestaltungsfähigkeit. Die Klöster in Benediktbeuern, Wessobrunn, Altomünster, Tegernsee u. a. stellten die Künstler, welche die kirchliche Wandmalerei zur Blüte brachten.

Romanische Kunst

Wenn man sich einen Augenblick einen dieser romanischen Dome vergegenwärtigt, im vollen Schmuck seiner bunten Glasfenster, seiner Fresken und seiner Plastik, und sich dabei vor Augen hält, wie alle Darstellungen gedankenhaft untereinander verbunden waren, wie sie alle im Opfertod Christi ihren Mittelpunkt fanden, alle zu einer Vorstellung führten, so begreift man erst die ganze, volle, zwingende Gewalt der mittelalterlichen Kunst. Sie bildete und belehrte durch die Anschaulichkeit dessen, was sie zeigte. Niemand brauchte lesen oder schreiben zu können, um sich über Inhalt und Bedeutung dessen, was er vor sich sah, klar zu werden. Die Kunst sprach direkt zum Gefühl, indem sie sich an die Phantasie wandte. Die Innigkeit dieser Wechselwirkung förderte den Schönheitssinn und half der Kunst dazu, jene Höhe zu er-



Hugo van der Goes. Frau und Tochter des Tommaso Portinari (Ausschnitt). Uffizien, Florenz

steigen, auf der sie zwar unnahbar blieb, aber doch immer Aug' in Aug' mit denen, für die sie schaffte. Sie erhielt sich lebendig, frisch und naiv, Eigenschaften wertvollster Art, die ihr erst verloren gingen, seit die Erfindung Gutenbergs das Buch an die Stelle des Bildes setzte. Es wirkt als Mittel der Bildung einseitig auf den Verstand unter Verzicht auf die Empfindung. Erst seit dieser Zeit hörte das Bedürfnis auf, geistige Bildung auf dem Wege der Anschauung zu gewinnen und damit verlor sich die Fähigkeit, ein Kunstwerk verstehen zu können. Damals wurde die Kunst ein Luxusartikel ohne Bedeutung für das praktische Leben, abhängig vom Wort, nicht vom Auge, ein Gegenstand, über den sich hin und her sprechen läßt, ohne Gedanken dazu zu brauchen.
Ebenso wie die Plastik beruht auch die Malerei des hohen Mittelalters auf Stilisierung. Sie besitzt und sucht kein direktes Verhältnis zur Natur ; da ihr eines der wichtigsten Probleme,



Benozzo Gozzoli. Zug der hl. drei Könige (Ausschnitt). Palazzo Riccardi Medici, Florenz

die Darstellung der Raumtiefe nicht zu lösen gelingt, so begnügt sie sich mit dem Goldgrund, den sie mit der byzantinischen Kunst gemein hat. Während die Einflüsse von Byzanz sich in Deutschland niemals nachhaltig durchsetzen konnten, hat die bequeme Verbindung mit Italien dazu geführt, daß die Kunst der Apenninen-Halbinsel im Zeichen des nahen Ostens steht. Von Sizilien bis Pisa und Venedig erstreckt sich die Einflußsphäre Ostroms. Ihren Charakter bestimmt noch immer wie in Ravenna die bunte Phantastik der Mosaiken, die in verschwenderischer Fülle Decken und Wände überziehen; die Mosaiken der Markuskirche Venedigs bedecken einen Flächenraum von 12000 Quadratmetern. Aber so reich die byzantinische Kunst auch sein mochte, ihr fehlte ein Bestes, die Wandlungsfähigkeit. Sie blieb stehen und teilte so das Schicksal eines Staates, dessen Organismus dauernd von äußeren Stößen getroffen wurde, ohne daß er imstande gewesen wäre, ihnen einen anderen Widerstand entgegenzusetzen, als den passiven Beharrens.

Der gotische Stil

Während Byzanz in der Tradition erstarrte und in Jahrhunderten kein neues künstlerisches Problem aufzuwerfen oder zu lösen fand, vollzog sich im Abendland der Übergang zu



Benozzo Gozzoli. Zug der hl. drei Könige (Ausschnitt). Palazzo Riccardi Medici, Florenz

einem neuen Stil. Er gehört mit zu den Folgeerscheinungen der Kreuzzüge, die es aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen sind, welche die Baumeister mit der Form des Spitzbogens bekanntgemacht haben. Die Baukunst der Araber hat ja durch die Durcheinanderschiebung der Rundbogen phantastische und in ihrer malerischen Wirkung äußerst bestechende Abarten des Halbkreisbogens zustande gebracht. Indessen ist der Spitzbogen doch nur eines der konstruktiven Elemente des neuen Stils, dessen Entstehung ja damit auch noch gar nicht aufgeklärt ist, daß man die Heimat eines der Faktoren, die zu seiner Bildung beigetragen haben, feststellt. Der neue Stil, den man sich, seit Vasari ihn mit dieser Bezeichnung zu diskreditieren glaubte, gewöhnt hat, den «gotischen» zu nennen, ist in Frankreich entstanden und würde mit Recht nicht gotisch, sondern französisch genannt werden müssen. Es ist schon früher betont worden, welche Rolle gerade die Ile de France mit ihrer Hochschule Paris im geistigen Leben des Abendlandes spielte. In der gleichen Zeit, in der diese Universität die Entscheidungsstätte aller wissenschaftlichen Streitfragen war, bildete sich hier auch der neue Stil, der auf die Champagne übergriff und in den Kathedralen von Paris, Chartres, Reims,

Laon, Amiens die Meisterwerke hinstellte, die der Architektur neue Wege gewiesen haben und überall in Deutschland, England, Spanien, Italien sofort nachgeahmt wurden. Diesem Stil waren aber auch Möglichkeiten zu eigen, die ihm vor dem bis dahin geltenden romanischen die größten Vorzüge einräumten. Am kürzesten erklären sich Eigentümlichkeiten und Unterschiede, wenn man, mit den Worten Anton Springers, den romanischen den Massenbau, den gotischen den Gliederbau nennt. Das Kreuzgewölbe des romanischen Stils war an das Quadrat gebunden, das spitzbogige Rippengewölbe der Gotik erlaubt dagegen die größte Mannigfaltigkeit in der Anlage des Grundrisses und eine Raumdisposition vielfältigster Art. Bei dem romanischen Stil tragen die Mauern, bei dem gotischen bloße Pfeiler, da der Seitenschub der Gewölbe auf Strebepfeiler übertragen wird. Dadurch werden die Umfassungswände entlastet und können ihrer ganzen Fläche nach in Fenster aufgelöst werden. Die Verhältnisse des Baues werden schlanker und zugleich leichter. Die persönliche Freiheit des Baumeisters wächst. Während dem, der sich an die Tendenzen des romanischen Stils hielt, die Wege, die er gehen mußte, vorgezeichnet waren, zieht die Gotik dem erfindenden Schöpfergeist keine Schranken, Grund- und Aufriß sind der individuellen Phantasie überlassen. Statt der wuchtigen Säulen und plumpen Pfeiler verwendet die Gotik reichgegliederte Bündelpfeiler, sie braucht nicht mehr aus dem Viereck heraus zu konstruieren, Achteck und Zwölfeck lösen das Quadrat ab. Bogen von verschiedener Spannweite können bei Anwendung des Spitzbogens zu derselben Scheitelhöhe geführt werden, kurz, die Gotik gibt Möglichkeiten an die Hand, die der Begabung und dem Talent keine Hindernisse mehr in den Weg legen. Die romanischen Bauten behalten immer etwas Gedrücktes, schon durch die massigen Gewölbe, während gotische Kirchen, deren Entwicklung nach der Höhe theoretisch keine Grenzen kennt, den Charakter einer kühnen Erhabenheit tragen können. Alle Formen werden dünner, das Strebewerk im Äußern, die Pfeiler im Innern verjüngen sich, die Wände verschwinden. Der romanische Bau haftet am Boden, der gotische strebt in den Himmel, der eine entwickelt sich in der Horizontale, der andere in der Vertikale.

Der neue Stil macht rasch Schule, was bei der hohen Schön-



Roger van der Weyden. Hl. Magdalena. National Gallery London

heit seiner Schöpfungen nicht Wunder nehmen kann. Er hat den romanischen Stil sofort verdrängt, mit solchem Erfolg, daß mancher im romanischen Stil begonnene Bau schließlich gotisch geendet wurde. Die Gotik bemächtigte sich auch alsbald des Privatbaues, wie denn der ganze Baubetrieb aus den Händen des Klerus in die der Laien übergeht. Bei den großen Kathedralen entstehen die Bauhütten, technische Einrichtungen, die für die Kunst von der größten Bedeutung geworden sind. Sie waren nicht nur dem jeweiligen Bau bestimmt, sondern zugleich Werkstätten, in denen der heranwachsende Architekt, der Steinmetz, der Bildhauer, der Maurer seine Ausbildung empfing. Die einzelnen Bauhütten standen miteinander in Verbindung, sie hielten die Kunst hoch und sorgten dafür, daß die Überlieferung der handwerklichen Technik nicht verloren ging.



Aus einer Handschrift des Valerius Maximus. Badestube. Miniatur von Simon Marmion. Um 1460. Univ. Bibliothek, Jena

In der Gotik brechen sich frische Kräfte Bahn, der begeisterte Schwung, der die Kreuzzüge beseelte, macht sich in ihren genialen und kühnen Schöpfungen geltend und greift weit in die Kreise der Laien hinüber. Noch bilden Kirchen die Hauptsache, und wo immer man Kathedralen aus dieser Zeit findet, ob in England, Deutschland, Spanien, Italien, Frankreich, da entzücken sie durch das hohe Maß des Intellektes, der bei ihrer Erbauung obwaltete. In viel höherem Maße als der romanische Stil hängt der gotische mit der Persönlichkeit des schaffenden Künstlers zusammen; ist er dort gebunden, so ist er hier frei und darf den Eingebungen seiner Phantasie folgen. Während die romanischen Kirchen sich in allen Ländern gleichen, sind die gotischen überall verschieden, so als ob ein anderer Boden und eine andere Sonne Spitzbogen, Rippengewölbe und Strebewerk zu anderen Gewächsen werden ließen. Überall, wo man sie übte, hat die Gotik



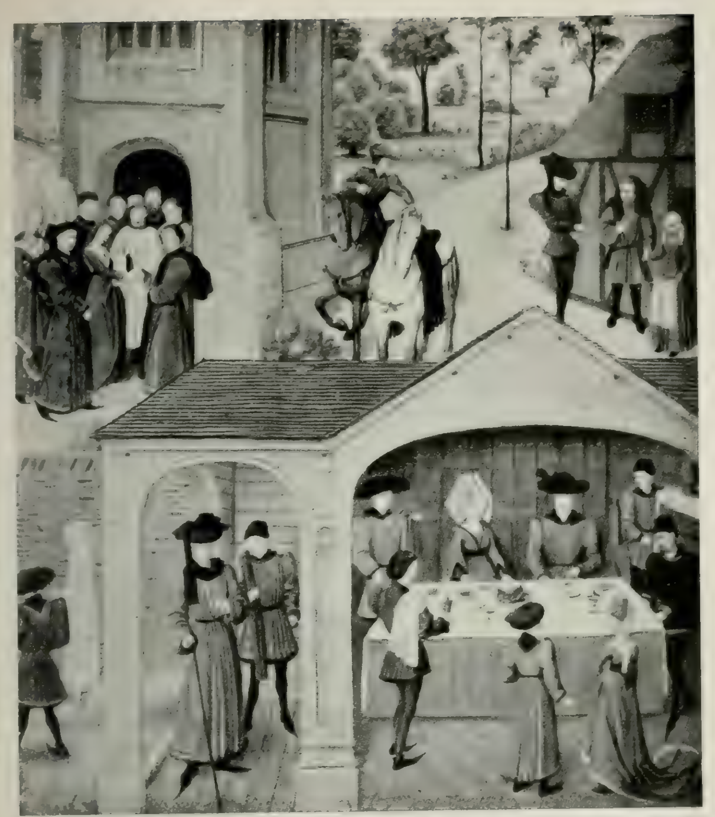
Blick in eine flandrische Stadt. Aus Jean le Tavernier. Chroniques de Charlemagne. Miniatur gemalt im Jahr 1460

eigene und selbständige Formen angenommen, hier energisch, dort zurückhaltend, hier schwungvoller und dort mehr überlegend. Wenn man bedenkt, daß Notre-Dame in Paris und die Kathedralen in Sevilla und Canterbury, die Dome von Köln, Mailand, Orvieto und Siena Abwandlungen des gleichen Stils

vorstellen, und wie sehr sie auch voneinander abweichen, doch noch lange nicht alle Möglichkeiten erschöpfen, die hier gegeben waren, so wird man erst so recht inne, daß die Gotik schon die Befreiung der Kunst bedeutete, ein Tor aufstieß, das aus der Enge in die Weite führte.
Und heute ist der Eindruck ja kein ungetrübter mehr, überall haben spätere Geschlechter das ursprüngliche Wesen angetastet, dazu- und davongetan. In Spanien ist vielleicht am meisten erhalten, in England am ärgsten gewüstet worden, ganz abgesehen von den unnennbaren Schrecken »stilgemäßer« Wiederherstellungen, die die Neuzeit über die Wehrlosen verhängte. Und doch symbolisieren die drei bis vier Jahrhunderte der Gotik das »finstere« Mittelalter! ?
Der gotische Stil entstand in der Zeit, in der die Städte ihre Bedeutsamkeit errangen, er ist wirklich zum Ausdruck bürgerlicher Gesinnung geworden, im Gegensatz zu dem romanischen, in dem der Klerus sein Gesetz niederlegte. Die weltliche Kunst war bis zu dem Grade verpönt, daß die Cisterzienser 1213 den Beschluß faßten, Malerei und Skulptur hätten auf alle anderen Darstellungen als die des Heilands ein für allemal zu verzichten. Seit die Gotik herrschte, erhoben sich überall Privatbauten für die Zwecke der Laien, Prachtpaläste für die großen Herren, Rathäuser für die Magistrate, stattliche Wohnhäuser für die Bürger und den Stadtadel. Das deutsche Bürgertum hat selbst im Kirchenbau



Venetianische Tarock-Karte. Etwa 1460



Simon Marmion. Miniatur aus der ›Fleur des histoires‹ Um 1460
Bibliothek, Brüssel

einen überraschenden Ausdruck für seine Ansprüche und sein Selbstgefühl gefunden. Die Hallenkirche, wie sie die deutschen Städte so häufig entstehen sahen, transponiert in der glücklichsten Weise in die gleiche Höhe ihrer Schiffe das Gefühl der eigenen Würde und Bedeutung derer, die diese errichteten und die sich darum doch nicht weniger dünkten, wenn sie der Geistlichkeit im Gotteshaus auch den Vorrang einräumten.

Bürgerliche Baukunst

Am glänzendsten stellt sich die bürgerliche Baukunst der Gotik in den italienischen Städten dar, die, wie Florenz und Siena,



Friedr. Herlin. Die Enthauptung eines Heiligen. 1462
Städt. Sammlg. Nördlingen

in diesem Jahrhundert einen kulturellen Aufschwung nahmen, der die unbedeutenden Orte förmlich über Nacht zu europäischen Mächten erhob. In ihrer Baugesinnung stehen sie nicht hinter den feudalen Zwingburgen zurück, die, wie die Marienburg der Hochmeister des deutschen Ordens, das Papstschloß in Avignon, das Kastell in Ferrara und so manche andere finster drohend auf ihre Umgebung niederblicken. In der Gotik wechseln die Hilfskünste der Architektur ihre Rollen. Die Malerei, der in der Kirche die Wände fehlen, beschränkt sich auf die Glasfenster und bringt es in diesem Zweige der Darstellung zu höchster Vollendung, dagegen fällt der Plastik eine gegen früher geradezu ungeheure Aufgabe



Buonamico di Cristofano. Die Hl. Franz von Assisi und Sebastian. Museum, Nantes

Gotische Plastik

zu. Die gotischen Bauten lechzen förmlich nach Statuenschmuck, an manchen Kathedralen zählen sie nach Hunderten. Dieser plötzlich einsetzende Massenbedarf hat die Kunst des Bildhauers zwar beflügelt, sie andererseits aber auch wieder herabgedrückt und ihr eine dienende Rolle aufgenötigt. Die Statue wird so abhängig von der Architektur, daß sie ihr die Formen und Linien abborgt, um sich der Streckung der Pfeiler anzupassen. Die übermäßige Länge der Proportionen, die Zartheit der schlanken Glieder, das Fließende der Gewandung nimmt etwas Architektonisches an, um das gleiche Gefühl des Hochstrebens auszudrücken wie Pfeiler und Fialen. Dabei müssen diese dem Rhythmus des Gebäudes anheimgegebenen Figuren auf jede Einzelbewegung Verzicht leisten, aber ihre



Hochzeit des Boccaccio Adimari und der Lisa Ricasoli. Florentiner Truhenplatte. Akademie, Florenz

Ruhe hat doch die Feierlichkeit der romanischen Plastik aufgegeben. Sie haben ein inneres Leben gewonnen, seelische Akzente, die der vorangegangenen Kunst fremd waren. Sie atmen jugendlichen Liebreiz und holdselige Anmut, ein süßes Lächeln überspielt die Züge mit sehnsüchtigem Schmachten. Noch finden sich keine Porträts, nur Typen von Amt und Stand, und es ist noch eine offene Frage, ob man in der Grabskulptur dieser Epoche Bildnisse der Verstorbenen erkennen darf, oder nur ungefähre Erinnerungsbilder. Die Plastik idealisiert noch aber doch schon unter Anlehnung an die Natur. Vielleicht würde das noch mehr hervortreten, hätte nicht die Massenproduktion die technische Arbeit in die Hand von Steinmetzen gelegt, die sich an ihre Vorbilder halten mußten.

Gotische Malerei

Die Malerei, der in der Kirche die Wände fehlten, flüchtet sich in das Privathaus, das sie mit Darstellungen froher Welt-



Hochzeit des Boccaccio Adimari und der Lisa Ricasoli. Florentiner Truhenplatte. Akademie, Florenz

lichkeit verziert. Mit Szenen des gesellschaftlichen Lebens des Tages, die nur manchmal die Maske der Illustration von Romanen oder Heldengedichten annehmen, hell in der Farbe, heiter in der Auffassung, unbekümmert in der Zeichnung. Das meiste davon dürfte verloren gegangen sein. Am bekanntesten sind die Fresken auf Runkelstein; aber Ulm, Konstanz, Winterthur, Regensburg und andere Städte haben teilweise noch ganz beträchtliche Reste gotischer Malereien bewahrt. Das Verschwinden der Kirchenwände zwang die Malerei zu einem großen technischen Fortschritt, sie widmet sich von nun ab dem Tafelbild, mit solcher Bevorzugung desselben, daß man noch bis in unsere Tage hinein die Geschichte der Malerei eigentlich erst mit dem Staffeleigemälde beginnen ließ, unter völliger Mißachtung der Wand- und Buchmalerei. Anfangs bewahrt das Tafelbild noch den hieratisch-byzantinischen



Hochzeit des Boccaccio Adimari und der Lisa Ricasoli Florentiner Truhenplatte. Akademie, Florenz

Charakter der hergebrachten Kunstübung, wie es auch am Goldgrund festhält, im Laufe der Zeit aber ringt sich die Auffassung zu größerer Freiheit durch. Das Menschliche wird betont, der Christenhimmel steigt auf die Erde herab. Der individuelle Ausdruck wird stärker, die Figuren drücken ein anderes Gefühl aus. Die Madonna auf dem Wolkenthron wird zur lieblichen jugendlichen Mutter, das Christuskind ein süßer Balg, der leidende Heiland opfert sich nicht freiwillig, sondern wird von rohen Schergen zu Tode gemartert.
Die Entwicklung vollzieht sich ungefähr parallel in den verschiedenen Ländern, und wenn Italien immer die stärkere Beachtung gefunden hat, so erklärt sich das durch die hervorragenden künstlerischen Kräfte, die hier am Werke waren. In Italien wurde nach Jakob Burckhardts Worten die Kunstgeschichte zuerst Künstlergeschichte. Nur in Italien steht am



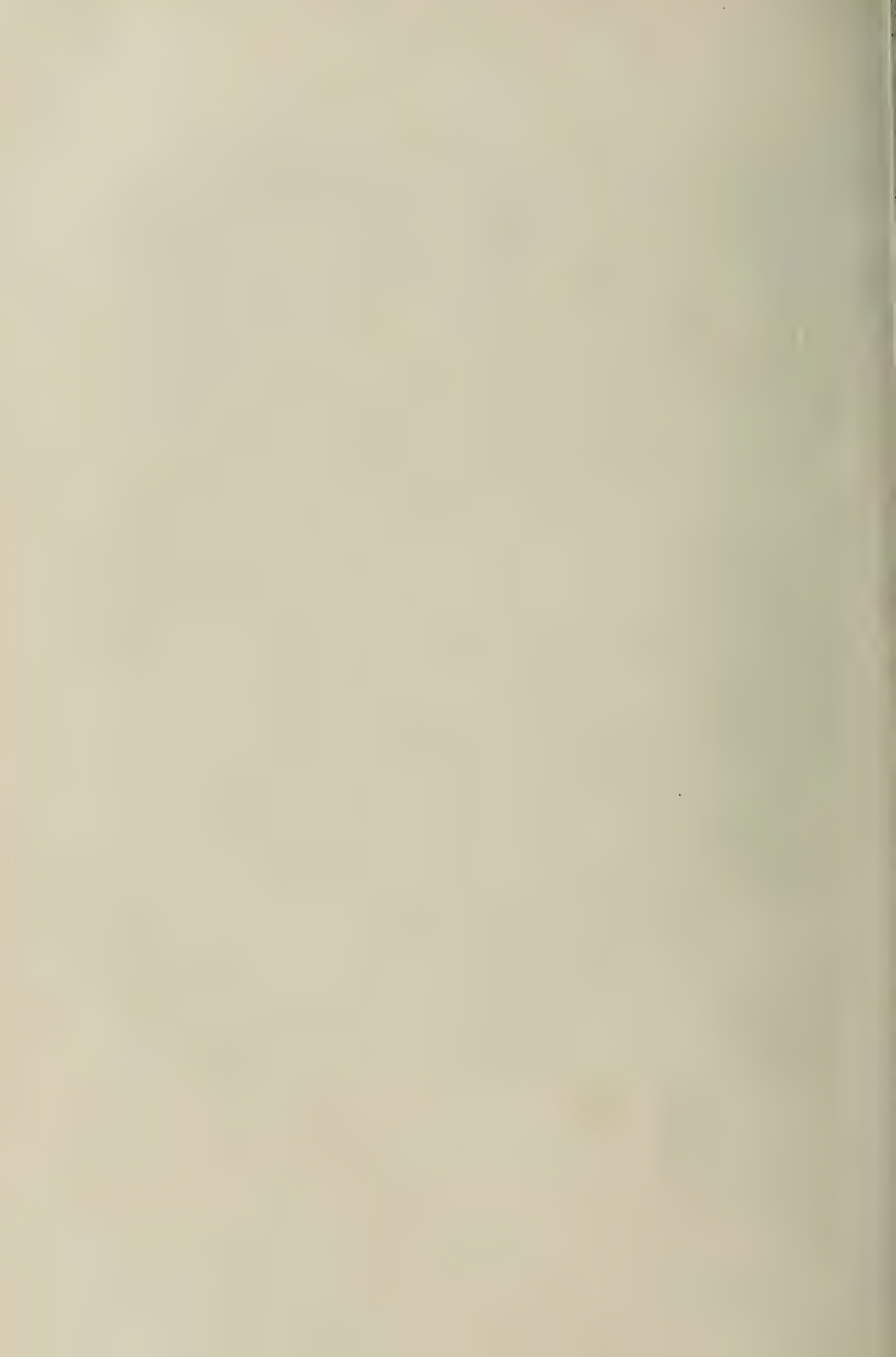
Hochzeit des Boccaccio Adimari und der Lisa Ricasoli. Florentiner Truhenplatte. Akademie, Florenz

Anfang einer langen Entwicklungsreihe ein Giotto, dessen schöpferischer Genius die Kunst auf neue Wege führt, ihr einen neuen Inhalt und neue Formen gibt. Frankreich gibt die Führung in der Kunst an Italien und an Burgund ab.
In Italien bildet sich, seit Niccolo Pisano im dreizehnten Jahrhundert den Anschluß an die Antike wiedergefunden hat, ein neues Formenideal und eine veränderte Auffassung. Es ist eine Rückkehr zur Natur mit dem Umweg über die Antike. Man schult Auge und Hand an den Resten des Altertums, aber man füllt die Seele mit Leben und Gegenwart. Der ungeheure, völlig bezwingende Reiz der italienischen Frührenaissance, man kann sich auf Florenz beschränken, beruht auf der glücklichen Verbindung höchster formaler Schönheit und warmer frischer Empfindung. Die Ursprünglichkeit beider, die völlige Naivität des Fühlens gaben den überzeugenden

Wohlklang der Wahrheit. Kunst, nicht Künstelei. Der Stil der Renaissance hat in Italien einen Ausdruck gefunden, der sich immer an die besten Seiten des menschlichen Gemütes wendet, er verkündet Ordnung, Klarheit, Ruhe, und weckt eine Stimmung schönheitsfroher Zuversicht, die eine Ahnung der ewigen Seligkeit hervorruft.
Man ist im Norden um diese Zeit auf anderem Boden. In Burgund huldigen die van Eyck, die Memling u. a. auch der Natur, aber sie sehen sie anders und finden die Schönheit unter anderen Aspekten. Sie lieben den Glanz der Farben und den Reichtum des Daseins in Material und Stoffen, aber sie kommen von der Erde nicht los und bleiben in der Fülle stecken. Es sind nicht die Gegensätze von Idealismus und Realismus, die sich gegenüberstehen, zwei Weltanschauungen treffen aufeinander, beide vom gleichen Werte und von gleicher Berechtigung, beide künstlerisch auf Formeln gebracht, die das letzte aussprechen und im Bilde das geben, was Worte immer schuldig bleiben müssen : die Seele. Die mittelalterliche Kunst hatte Größtes geleistet und Werke geschaffen, die nicht übertroffen werden können. Als ihre Zeit zur Rüste ging, hinterließ sie folgenden Geschlechtern ein Erbe von einem Umfang und einem Reichtum, der sie selbst zu dem Höchsten verpflichtete.

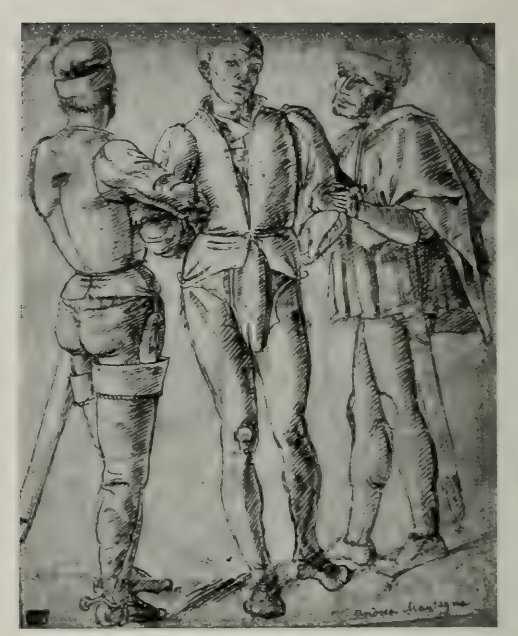


Vittore Pisano. Hl. Eustachius (Ausschnitt)
National Gallery, London





Unbek. Florentiner Meister. Aeneas und Dido (Ausschnitt). Truhenbrett. Kestner-Museum, Hannover



Andrea Mantegna. Drei stehende Männer. Handzeichnung. British Museum, London

Die Tracht

Von allem, was das Altertum dem Mittelalter als Erbe hinterließ, hat sich nichts so lange behauptet als die Kleidung. Ihre Schnitte und Formen haben das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung überdauert und sich in gewissen Amtstrachten bis heute erhalten. Man darf nicht von den Statuen, die unbekleidet oder mindestens sehr unvollkommen bekleidet erscheinen, einen Rückschluß auf die Zustände der Wirklichkeit machen. Römer und Römerinnen der Kaiserzeit haben sich nicht weniger eingehüllt als die heutigen Italiener. Sie mußten es, denn man hat Grund anzunehmen, daß sich das Klima seit dieser Zeit nicht änderte.

Die Tunika

Die Tracht der beiden Geschlechter war so ziemlich die gleiche, Unterschiede sind nur in der Art hervorgetreten, wie man die einzelnen Teile anlegte. Das Hauptstück war die Tunika, ein ursprünglich ärmelloses Kleid, das aus Wolle angefertigt

wurde. Erst seit im dritten Jahrhundert der Einfluß des Orients in Rom an Boden gewinnt, kommen lange Ärmel auf und die Leinwand tritt an Stelle der Wolle. Da dieses Hemd ziemlich weit war, so mußte es gegürtet werden und in der Art, wie dies geschah, machten sich nicht nur Unterschiede des Geschlechts, sondern auch des Standes geltend, Frauen gürteten niederer, Männer höher, am kürzesten Soldaten. Die Gürtung mußte über den Hüften erfolgen, weil die Tunika bis über das Knie herabreichen sollte. Es gab ein Herkommen darin, Gewohnheiten der Schicklichkeit, von denen man nicht abweichen durfte; sich garnicht zu gürten, galt für grobe Nachlässigkeit und wurde nur den niederen Ständen nachgesehen. Nur in Afrika ging man ohne Gürtung und der Afrikaner Tertullian macht sich denn auch darüber lustig und meint, es wäre doch viel einfacher, die Tunika gleich in der gewünschten Kürze zuzuschneiden, dann könnte man sich die Unbequemlichkeit sparen.



Mann, die Hosen annestelnd Handzeichnung der Florentiner Schule, Kreis des Maso Finiguerra. Christ Church Oxford

Die Tunika, ohne Ärmel, mit halblangen oder langen Ärmeln war das Hauptkleidungsstück des römischen Anzugs und wurde in und außer dem Hause getragen. Nach den Beobachtungen, die Joseph Wilpert an den Mosaiken und Fresken der frühchristlichen Kunstdenkmäler machte, war sie stets genäht. Erst seit dem vierten Jahrhundert bürgert sich die talarartige Tunika ein, bis auf die Füße reichend, weit, lose, mit langen Ärmeln. Sie war schon lange bekannt, aber da sie für ein Merkmal weibischer Gesinnung galt, hatte Cicero sie als ein entehrendes Kennzeichen der Anhänger Katilinas brandmarken können. Auch die wenig geachtete Klasse der Kitharöden trug sie und erst Augustinus schreibt, daß es einem anständigen Manne zur Schande gereiche, keine Talar-



Drei Gewandstudien eines jungen Mannes

tunika mit Ärmeln zu besitzen. Als Kleidungsstück der Priester erhielt sie den Namen Alba, der im Laufe der Zeit den eigentlichen Namen Tunika verdrängte. Die Tunika war stets sichtbar, während die Unterkleidung nicht zu sehen war. Diese setzte sich zusammen aus einer zweiten Tunika, die nur enger geschnitten war und je nachdem aus einem Lendenschurz oder Kniehosen. Alte oder frostige Leute machten es wie heute und häuften die Stücke. Sueton erzählt, daß Kaiser Augustus außer einem Mantel, im Winter vier Tuniken übereinander legte und darunter noch ein Hemd, ein wollenes Leibchen, einen Schurz um die Hüften und Binden um die Beine. Seit dem vierten Jahrhundert bestand die Unterkleidung immer aus Leinwand. Beinkleider waren in Rom etwas sehr Ungewöhnliches und wurden erst durch

Das Beinkleid




Handzeichnung der Florentiner Schule, Kreis des Maso Finiguerra
Uffizien, Florenz

die nordischen Barbaren bekannt. Wenn sie ihres Ursprungs wegen anfänglich auch verachtet wurden, so waren die Vorzüge, die sie besaßen, doch so einleuchtender Natur, daß sie sehr rasch in Aufnahme gekommen sind. Im Maximaltarif Diokletians erscheint der Schneider schon unter der Bezeichnung »Hosenmacher« und der Versuch, den die Kaiser Arcadius und Honorius im Jahre 397 machten, den Gebrauch der Hosen bei Strafe der Gütereinziehung und Verbannung zu untersagen, scheiterte. Zunächst reichten die Beinkleider nur bis an die Knie, sie müssen aber bald eine größere Länge angenommen haben, da Lampridius von dem Kaiser Alexander Severus berichtet: er trug weiße Hosen, nicht scharlachrote, wie sein Vorgänger, so muß man doch annehmen, daß sie unter die Tunika hinabreichten. Die Denk-

mäler schweigen darüber, Wilpert ist geneigt, an Pumphosen zu denken in der Form, wie sie wenigstens noch vor dem Kriege in Dalmatien getragen wurden.

Die Toga Über der Tunika legte man als Straßenkleid die Toga an. Sie wurde nur umgeworfen, bestand aus weißer Wolle und besaß eine Form, über die man sich, trotz so vieler erhaltener Denkmale, nicht hat klar werden können. Jedenfalls bot die Art, wie man sich mit ihr drapieren mußte, große Schwierigkeiten dar, so große, daß sie allmählich außer Gebrauch kam. Sie war das eigentliche Nationalkleid der Römer und noch am Ende des vierten Jahrhunderts durfte kein Senator es wagen, ohne sie im Senat oder vor Gericht zu erscheinen, aber schon Juvenal schreibt, man habe die Toga nur noch den Toten angezogen. Sie wich Mänteln, die praktischer und bequemer waren. Dazu gehörte das Pallium, das man von den Griechen übernahm, ein Umhang, dessen Vorteile Tertullian in einer eigenen Schrift hervorhob. Es war etwa drei mal so lang wie breit und wurde auf der linken Schulter mit einer Spange befestigt. Da es die Tracht der Gelehrten bildete, so haben die Maler der frühchristlichen Zeit Christus und die Apostel mit dem Pallium dargestellt. Wie die Tunika, ging es in die liturgische Kleidung über und wurde, allerdings in stark zusammengeschmolzener Form, ein Abzeichen der bischöflichen Würde. Da das Pallium nicht wesentlich einfacher zu handhaben war als die Toga, so mußte es seiner-

Das Pallium



Barth. Montagna. S. Rochus (Ausschnitt). Galleria Carrara, Bergamo



Meister des Amsterdamer Kabinetts. Liebespaar

seits Mantelformen weichen, die sich weniger durch Fremdartigkeit und Eleganz als durch Brauchbarkeit empfahlen, das waren die Chlamys, die Paenula und die Lacerna. Sie stammten aus den Kreisen der Soldaten und Handwerker und gingen in die bürgerliche Kleidung über in einer Zeit, die den altrömischen Charakter je länger je mehr verleugnete. Die Chlamys war leichter und kürzer als das Pallium und wurde auf der rechten Schulter befestigt. Noch im Jahre 382 galt sie im Kleidergesetz Theodosius d. Gr. als ein Uniformstück des Militärs. Als kleidsames Gewand wurde sie von den Bürgern angenommen und da sie nur etwas verlängert in die Hoftracht des oströmischen Reiches überging, blieb sie auch im Westen noch lange Jahrhunderte das Oberkleid der höheren Stände.

Die Paenula war ein Radmantel mit Kapuze aus schwerem Stoff, gelegentlich aus Leder, eine Erfindung der Ureinwohner Italiens, man begegnet ihr auf etruskischen Denkmälern schon im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. Sie galt vorwiegend als Reisemantel. Kaiser Trajan trägt sie auf den Reliefs der nach ihm benannten Säule, und der Apostel Paulus war vergeßlich genug, die seine bei der Durchreise durch Troas liegen zu lassen. Er beauftragte den Timotheus, sie ihm nachzusenden. Die Paenula bürgerte sich so schnell ein, daß die Advokaten, die von Rechts wegen in der Toga vor Gericht auftreten sollten, nach der Angabe von Tacitus in der Paenula erschienen. Alexander Severus wollte sie nicht dulden und nur alten Leuten gestatten, aber seine Verordnungen hatten das Schicksal aller ähnlichen Gesetze, sie wurden nicht beachtet. Die Paenula behielt zwar ihre Form, aber sie büßte ihren Namen ein; als Casula ging sie in den geistlichen Ornat über und ist als Kasel noch jetzt die Bekleidung des Messe lesenden Priesters. Die Lacerna war wie die Chlamys den Soldaten eigentümlich. Sie stammte aus Asien, von wo Lucullus sie mit nach Rom gebracht hatte. Der heil. Augustinus erwähnt sie als ein modisches Gewand, mit dem man sich gern im Zirkus sehen ließ. Ein männliches Oberkleid war schließlich noch die Dalmatika. Sie glich im Schnitt der Tunika und unterschied sich von ihr nur durch die breiteren und kürzeren Ärmel, sowie durch den Umstand, daß man sie nicht gürtete. Sie kam in Rom zur Zeit der Antonine auf und wurde auf der Straße getragen. Als der heil. Cyprian zur Hinrichtung geführt wurde, trug er über der Dalmatika noch einen Mantel.
Die Tunika als männliches Hauskleid unterschied sich gar nicht von der Tunika der Frauen. Diese trugen sie nur länger. Sie gürteten sie unter der Brust und ließen sie bis auf die Knöchel hängen. So hatte die heil. Thekla, als sie sich als Mann verkleiden wollte, nur nötig, ihre Tunika zu schürzen. Auch im Schnitt der Ärmel folgte die weibliche Tunika der männlichen, erst seit dem vierten Jahrhundert wird ihre Form sehr breit. Betrat die Frau die Straße, so nahm sie als Mantel die Palla um, die sie über den Kopf zog. Außerdem bediente sie sich zum Verhüllen des Haares entweder der Haube oder eines Schleiers. Dieses Verbergen der Haare war ein drin-



Meister des Hausbuches. Liebespaar. Herzogl. Museum, Gotha

gendes Erfordernis der Sitte, beim Gebet wurde von den Christinnen völlige Verhüllung verlangt.
In der alten Zeit war die Farbe der Kleidung gelblich wie die Naturfarbe der Wolle, aus der die Stoffe hergestellt wurden, Tunika und Dalmatika heller als Chlamys und Paenula, aber bei dem in Rom zusammenströmenden Reichtum ist es bei dieser Einfachheit nicht geblieben. Die Tunika war nur durch die beiden Purpurstreifen ausgezeichnet, die vom Hals zum Saum niederstiegen. Diese Zier, »clavus« genannt, war, wenn sie schmal war, eine Standesauszeichnung der Ritter, breit dagegen ein Vorrecht der Senatoren. Man mußte beim Anlegen der Tunika sorgfältig darauf achten, daß sie gerade und parallel verliefen. Im vierten Jahrhundert verkürzte sich der Clavus und reichte kaum unter die Brust. Dafür stellte sich als Ersatz eine reiche Verzierung ein. Seit dem dritten Jahrhundert beginnt man die Tunika am Saum, um den Halsausschnitt und an den Ärmeln mit bandartigen Streifen zu besetzen, seit dem vierten Jahrhundert erschienen auf den Tuniken kreisrunde Purpurflecke als Musterung. Dieses Schmuckbedürfnis erstreckte sich auf alle Kleidungsstücke. Die Toga der Senatoren hatte schon immer einen breiten Purpursaum besessen, jetzt nehmen auch das Pallium, die Chlamys und die Dalmatika an der Ornamentierung teil. Besonders hat der Luxus in der Bekleidung seit der Regierung Diokletians zugenommen und sich aller Stücke des Anzugs bemächtigt. Man bestickte die Stoffe so dick mit Gold und besetzte sie so reich mit Edelsteinen, daß sie die Möglichkeit einbüßten, Falten werfen zu können. Die sogenannte Triumphaltoga war ganz unbiegsam und zwang den Träger dazu, sich so steif zu halten wie ein Götzenbild. So schildert Ammianus Marcellinus Kaiser Konstantius II., dessen Einzug in Rom er im Jahre 356 miterlebte, so sah Eusebius Konstantin d. Gr. beim Konzil von Nicäa. Hieronymus der Kirchenvater macht den römischen Damen den Vorwurf, daß sie auf ihren Tuniken die heiligen Geschichten einsticken ließen und Claudianus hat ein Gedicht auf die Toga eines frommen Senators verfaßt, von der er behauptet, sie habe 600 Bildchen aus der Heilsgeschichte enthalten.
Die ganze Tendenz wurde bald in ein System gebracht. Die Chlamys der Beamten erhielt ein viereckiges Ornament in



Der Planet Mars mit Widder und Skorpion. Federzeichnung aus dem „Hausbuch" im Besitz des Fürsten Waldburg-Wolfegg

der Gegend der Brust, das von anderer Farbe sein mußte als der Mantel selbst und zur Bezeichnung der Rangunterschiede diente. Theodosius d. Gr. führte diesen Gebrauch im Jahre 382 als Gesetz ein. Der Kaiser trug persönlich einen Purpurmantel mit dem »Tablion«, so hieß das rechteckige Zierstück, in Gold, die hohen Beamten weiße Mäntel mit dem Ornament in Purpur usw. Diese Prunkgewänder wurden immer kostbarer, immer schwerer und immer steifer, seit die orientalischen Seidengewebe nach dem Westen kamen und sich sofort der größten Beliebtheit erfreuten. Besonders wurde dieser Luxus in Byzanz am Hofe der oströmischen Kaiser gepflegt. Die Seidenstoffe waren gemustert, meist mit stilisierten Tierfiguren, in der älteren Zeit Ton in Ton, später um die Jahrtausendwende in abweichenden Farben. Der heil. Johannes Chrysostomus schildert den Kaiser Arkadius in Seide, die mit Drachen durchwirkt war. Dafür, daß die Verschwendung sich durchaus nicht auf den Hof und die Laienwelt beschränkte, ist derselbe heilige Mann ein Zeuge, denn er hält es für nötig, die gottgeweihten Jungfrauen vor dem Gebrauch golddurchwirkter, mit Stickereien und Juwelen verzierter Kleider zu warnen.

Auch Pallium und Dalmatika wurden reicher ausgestattet. Das erstere musterte man mit kleinen Rechtecken und bestickte es gern mit den Buchstaben des griechischen Alphabets. Sie haben aber nach den Untersuchungen von Wilpert keinerlei Bedeutung, besonders keine mystische, sondern sollen nur als Ornament wirken. An der Dalmatika wurde der sehr breit gebildete Clavus ausgestickt und der Saum mit Fransen besetzt. Die Neigung für einen im Übermaß angebrachten Schmuck stammte aus dem Orient, traf aber in Byzanz auf einen außerordentlich günstigen Boden, der ihr allen möglichen Vorschub leistete. Unter ihrer Einwirkung entstanden neue Formen von Prunkgewändern, zumal bei den Frauen. Sie trugen um die Schultern einen breiten Kragen, von dem vorn und hinten zwei Streifen hinabgingen, bis nahe an den Saum, die ungefähr in der Kniegegend durch ebenso breite Horizontalstreifen miteinander verbunden waren. Dieses Streifengerüst war zur Aufnahme von Perlen und Edelsteinen bestimmt, die es, je dichter je besser, bedeckten.

Die Germanen Während die römische Kleidung der Kaiserzeit in Byzanz



Die Sonne mit dem Löwen. Federzeichnung aus dem „Hausbuch“ im Besitz des Fürsten Waldburg-Wolfegg

Schnitte annahm, die in ihrer Versteifung die Formen des Körpers bis zu völliger Unkenntlichkeit versteckten, ging sie im Westen durch die Berührung mit den eindringenden Germanen eine Verwandlung ein, aus welcher die allgemein nachrömische Tracht in Europa hervorging. Die Kleidung der germanischen Völker war bescheiden, sie diente anscheinend nur dem Bedürfnis und hat ästhetische Ansprüche so wenig berücksichtigt als solche des Luxus. Nach Tacitus hätten die Deutschen die Fellkleidung bevorzugt, die Männer schlossen ihre engen Röcke auf der Schulter, während die Frauen ärmellose Linnengewänder anlegten. Die römischen Denkmäler, zumal die Reliefs der Trajanssäule, ergeben ein etwas abweichendes Bild. Sie zeigen auch die Männer in wollenen und leinenen Ärmel-Röcken, nicht unähnlich der römischen Tunika, nur wesentlich kürzer, vor allem aber geben sie allen Germanen das Beinkleid. Anfänglich lang, bis an die Knöchel reichend, wo es gebunden ist, schrumpft es während der Völkerwanderung zusammen und erreicht als Kniehose nicht mehr den Unterschenkel. Der Mantel der Männer erscheint auf den Reliefs wie ein viereckiges Tuch, das ganz ähnlich wie die Chlamys auf der rechten Schulter durch eine Fibel zusammengehalten wird. Auch mit Kopfloch kommt er vor, zum Überziehen, oder mit Kapuze, wie einige Formen der Paenula. Das Kleid der germanischen Frauen unterscheidet sich nicht von der römischen Tunika, und es drängt sich nur die Frage auf: war die Kleidung wirklich so ähnlich oder haben die Bildhauer, welche die Reliefs der Trajans- und Markussäulen ausführten, auch nach der Natur gearbeitet oder sich damit begnügt, einfach das wiederzugeben, was sie an Römerinnen vor Augen hatten?

Mit diesen Stücken erschienen die Germanen in Italien, wo der »zivilisatorische Beruf der Eitelkeit«, wie Jakob von Falke einmal so hübsch sagt, seine Wirkung geltend machte. Die mannigfaltige, bunte, reich verzierte Kleidung der Lateiner verfehlte ihren Eindruck auf die kindlichen Gemüter der Eindringlinge nicht, sie nahmen so viel Elemente von ihr an, daß sich die mitgebrachte Eigenart verwischte. Sidonius Apollinaris beschreibt um das Jahr 470 das Gefolge Sigismers in engen, buntbesetzten Kleidern mit grünen Mänteln, die einen breiten Purpursaum tragen. Auch Angelsachsen und



Der Planet Venus mit Stier und Wage. Federzeichnung aus dem „Hausbuch" im Besitz des Fürsten Waldburg-Wolfegg

Longobarden schildert Paulus Diaconus als sehr farbenfreudig. Auf Miniaturen sieht man ihren König Adebald, der von 616 bis 626 regierte, mit scharlachroten Hosen.

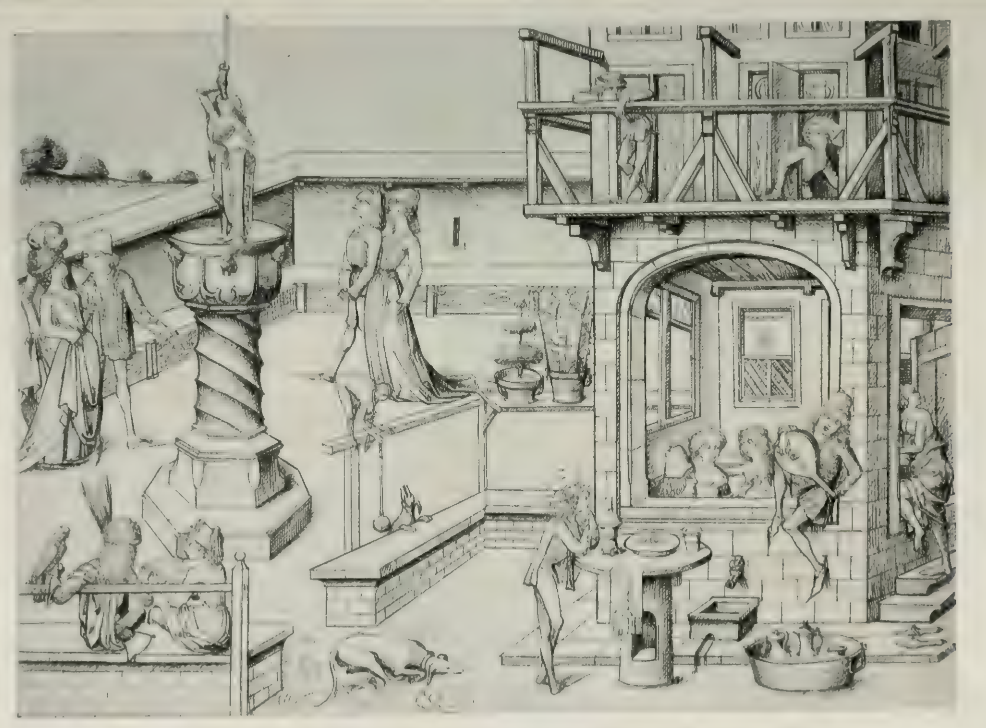
Die Franken Einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der abendländischen Kleidung übte Gallien, das, seit der Eroberung durch Caesar völlig romanisiert, einen Vorposten der lateinischen Kultur bildete. Es vermittelte den Franken römische Sitte und römischen Geschmack und wurde darin von Byzanz unterstützt, das z. B. den König Chlodwig, als ihm die römische Konsulatswürde erteilt wurde, mit Gewändern von Seide und Purpur beschenkte. Zu den Zeiten der Merowinger kann man bei den Franken schon drei Stücke der männlichen Bekleidung als feststehend annehmen, den Rock, die Hose und den Mantel. Wahrscheinlich werden nur die Wohlhabenden im Besitz aller dieser Bestandteile einer vollständigen Kleidung gewesen sein, aber auch nur in ihrem Kreise haben sich Veränderungen im Sinne der Mode geltend machen können. Dazu gehört es, daß die römische Tunika auf den Schnitt des germanischen Rockes wirkt. Er wird weiter und länger, erhält Ärmel, die bis zum Handgelenk reichen, und wird über den Hüften mit einem Bausch gegürtet. Der Benediktiner Richer schildert z. B. die Geistlichen in Reims in kostbaren Gewändern, die den Körper in reichen Falten umgeben und in weiten Ärmeln ausgehen. Die Stoffe blieben noch lange die heimische Wolle oder Leinwand, Seidengewebe kamen nur als Geschenke des oströmischen Hofes oder als Beute ins Land, wie denn Karl d. Gr. im Schatze des Longobardenkönigs Desiderius einen beträchtlichen Vorrat gold- und silbergewirkter Gewänder gefunden hat. Dieser größte Herrscher der Franken trug selbst Hemd und Hose von Leinen, eine wollene Tunika von mäßiger Weite, die er mit einem seidenen Gürtel zu schürzen pflegte, und einen wollenen Mantel, im Winter einen solchen von Pelz. Hat sich der Künstler, der das Mosaik im Triclinium Leo III. in Rom fertigte, an sein Modell gehalten, so liebte der Kaiser die bunten Farben. Karl d. Gr. erscheint auf diesem Gemälde in einem braunen Mantel mit grüner Borte und in ebensolchen Beinkleidern, die grüne Binden umwickeln, auf dem Kopf eine gelbe Mütze. Der Mönch von St. Gallen schildert den Monarchen in Scharlachhosen von Leinwand mit scharlachenen Binden, einem



Meister E. S. Der Liebesgarten

Rock von glänzender (weißer?) Leinwand und einem grünen oder blauen Mantel mit Kopfloch, lang genug, um bis auf die Füße zu reichen, die goldverzierte Schuhe trugen. Zur vollständigen Bekleidung des Mannes, wenn es sich um einen Freien handelte, gehörte selbstverständlich das Schwert. Nie hätte ein solcher sich in der Öffentlichkeit ohne Waffen zeigen können. Das war ursprünglich eine Notwendigkeit, da niemand vor einem Angriff sicher war und reiche oder vornehme Männer sich doppelt vorzusehen hatten, und es wurde schließlich eine Gewohnheit, die die Jahrhunderte überdauerte und so in die Sitte überging, daß man noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als jene Nötigung längst fortgefallen war, einen Herrn ohne Degen kaum für einen Gentleman ansehen wollte.

Karl der Große Die Qualität der heimischen Stoffe muß schon in den karolingischen Zeiten eine ganz vorzügliche gewesen sein. Man verstand sich vortrefflich darauf, das Gewebe zu köpern und zu mustern. Karl d. Gr. pflegte friesische Tuche als Geschenke zu verwenden und hat z. B. den Sultan Harun-al-Raschid damit begabt. Zu seiner Zeit muß es sogar schon eine Ausfuhr von nicht geringem Umfang ins Ausland gegeben haben. Auch das englische Tuch wurde hoch geschätzt. Als im Jahr 764 der Erzbischof von Mainz ein Geschenk englischer Tuche empfing, galt dies als sehr wertvolle Gabe. Baumwollerzeugnisse waren im Abendland eine Seltenheit. Ein Fremder, der im Jahre 580 Tours besuchte und einen baumwollenen Mantel trug, wurde ebenso angestaunt wie die Baumwollzelte, die Harun-al-Raschid im Jahre 807 Karl d. Gr. schenkte. Der Kaiser bevorzugte die heimische Tracht und gab aus volkswirtschaftlichen Gründen ein gutes Beispiel. »Ausländische Tracht«, schreibt sein Biograph Einhard, »wies er zurück, mochte sie auch noch so prunkvoll sein, und ließ sich solche niemals anlegen, ausgenommen zweimal in Rom, wo er einmal auf Wunsch des Papstes Hadrian und ein anderes Mal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo die lange Tunika, die Chlamys und die römischen Schuhe anzog. Einzig bei festlichen Gelegenheiten erschien er in golddurchwirktem Kleide und mit Edelstein besetzten Schuhen, den Mantel durch eine goldene Spange zusammengehalten und auf dem Haupte ein Diadem von Gold.«



Badehaus. Federzeichnung aus dem „Hausbuch" im Besitz des Fürsten Waldburg-Wolfegg

Indessen selbst ein Mann wie Karl d. Gr. war ohnmächtig gegen die Mode. Sie kam dazumal aus Byzanz und verführte durch die köstlichen Seidenstoffe, die freilich von den einfachen Hausmachergespinsten fränkischer Herkunft arg abstechen mochten. Bekannt ist ja die Geschichte, wie der Kaiser einmal, als sein Gefolge sich um ihn versammelt hat und alle Herren in ausländischen Stoffen prunken, die ganze Gesellschaft mit auf die Jagd nimmt. Nachdem er sie bei schlechtem Wetter den ganzen Tag über durch dick und dünn geführt hat, nimmt er, nach Haus gekommen, einen Kleider-Appell vor und lacht die Teilnehmer seiner Partie gehörig aus, denn ihre seidenen Gewänder sind zu nassen Fetzen geworden, während sein ordinärer Schafspelz sich den Strapazen gewachsen gezeigt hat. Genützt hat diese demonstratio ad oculos wenig oder nichts, da die Strenge Karls sich anscheinend nur gegen den Luxus der Männerkleidung richtete und die Frauen nicht berücksichtigte. Diese aber gaben ein Beispiel der Verschwendung, das lieber befolgt wurde als die kaiserliche Einfachheit und Sparsamkeit. Schon Gregor von Tours schildert sie, wie sie »überdeckt mit schimmerndem Golde, mit prächtigem Geschmeide und kostbaren Edelsteinen ge-



Meister von 1464. Der Jungbrunnen



David Aubert überreicht Herzog Philipp dem Guten von Burgund sein Buch
Miniatur von Jean Hennecart (?). Gemalt 1462

ziert« zum Gottesdienst reiten, und erzählt, daß die Äbtissin eines Frauenklosters in Poitiers einen schwerseidenen Altarumhang ihrer Kirche dazu benutzte, ihrer Nichte ein Kleid daraus machen zu lassen. Die massiv goldenen Blättchen wurden zu einer Coiffure verwendet. Diese Neigung für den Prunk muß eher zu- als abgenommen haben, sie durfte sich ungescheut unter den Augen Karls d. Gr. entfalten. In einem Gedicht, welches Angilbert, der Kaplan des Kaisers, auf einem Jagdzug verfaßte, an dem die Frau und die Töchter Karls teilnahmen, kann er sich nicht genug tun in der Schilderung der Köstlichkeiten ihres Anzuges. Sie müssen mit Goldschmuck überladen gewesen sein. Die Mäntel und Schleier mit Gold-



König Heinrich VI. von England † 1471. Miniatur aus dem Reisetagebuch des Ritters von Ehingen

fäden durchwirkt, die Haare mit Goldschnüren durchflochten, goldene Kronen und Diademe auf dem Haupt, an Hals und Brust Smaragde, Topase und andere funkelnde Steine. Auch der dem kaiserlichen Vater so unähnliche Sohn Ludwig der Fromme huldigte in seinem Auftreten dem Geschmack für das Glänzende. Er trug eine goldene Tunika, goldgestickte Hosen und einen golddurchwirkten Mantel und duldete, ja beförderte ähnlichen Luxus in seiner Umgebung. An Festtagen beschenkte er sein Gefolge mit kostbaren Gewändern, und als der aus seinem Reich vertriebene Dänenkönig Harald sich taufen ließ, statteten der Kaiser und die Kaiserin Judith als Paten den Täufling und seine Angehörigen mit Kleidern aus, die von Goldstickerei und Edelsteinen starrten. Die dänische Königin erhielt überdies schweren Goldschmuck für Hals, Brust und Gürtel, Ketten von geflochtenem Golde und Armspangen.

Der Schnitt der Kleidung beider Geschlechter hat sich um diese Zeit zu einer festen Norm entwickelt. Die Männer tragen einen dem heutigen Herrenhemd ähnlichen Rock mit engen Ärmeln, der bis auf die Hälfte des Oberschenkels reicht, dazu Beinkleider, die um den Unterschenkel mit Binden umwickelt sind, die Vorfahren der Wickelgamaschen, und einen auf der rechten Schulter mit einer Spange geschlossenen Mantel. Die Frauen kleiden sich so wie die Römerinnen der letzten Kaiserzeit. Änderungen werden erst angebahnt, seit die Nachfolger Karl d. Gr. in rege Beziehungen zu dem byzantinischen Hofe treten und sich bemühen, die äußeren Formen desselben wenigstens in der Kleidung nachzuahmen. Karl der Kahle scheint damit den Anfang gemacht zu haben. Ihm war das oströmische Wesen in Italien nahegekommen, »und als er nach Gallien zurückgekehrt war«, berichten die Annalen des Klosters Fulda zum Jahre 876, »nahm er neumodische und ungewöhnliche Trachten an. Mit einem dalmatischen Talar bekleidet, nebst einem darüber geschlungenen Gürtel, welcher bis auf die Füße hing, den Kopf mit einer seidenen Haube, dem Diadem darüber, bedeckt, pflegte er an Sonn- und Festtagen auf seinem Kirchgange zu erscheinen. Mit Verachtung aller Sitte fränkischer Könige hielt derselbe griechischen Prunk für den annehmlichsten«. Auf Miniaturen erscheint der Kaiser noch in fränkischer Tracht mit dem kurzen Rock, Hosen und Wickelgamaschen und es wird auch überliefert, daß er abzuwechseln liebte und die Synode von Pontion in fränkischer Kleidung eröffnete, aber in griechischer schloß.

Dieser Neigung zum ausländischen, die sich mit dem sehr natürlichen Bedürfnis nach Abwechslung verschwisterte, verdankt die Mode ihr Erwachen. Die Kleidung genügte allen Ansprüchen, die Schutzbedürfnis und Schamgefühl irgend stellen konnten. Sie hatte sich lange Zeit mit den im Inlande fabrizierten Stoffen begnügt, ein Wechsel war erfolgt, seit die Seidengewebe des Orients auf dem Handelswege regelmäßig geliefert werden konnten, nun war man daran gewöhnt und verlangte nach Neuem. Die Kreuzzüge erteilten auch nach dieser Richtung äußerst fruchtbare Anstöße. Sie brachten verschiedene Völker zusammen, schärften den Blick für Besonderheiten der Art und Kleidung, lenkten den Luxus in die Städte und schufen eine neue Gesellschaft mit neuen Ansprüchen.



Vermählung der hl. Waltraut. Aus Guillaume Vrelant. Chroniques de Hainaut Miniatur, gemalt 1467—1468

Mi-parti Als erstes Element einer Erscheinung, die nur der Laune ihre Existenz verdankt, möchten wir das mi-parti ansehen, die in den Farben geteilte Kleidung. Sie hat sich bei den Männern zuerst geltend gemacht, was nicht Wunder nimmt, denn das ganze Mittelalter hindurch sind die Herren in der Geckenhaftigkeit ihres Anzugs stets den Damen vorausgewesen. Man kann diese Mode bis in die Zeit der Ottonen zurückverfolgen und sieht dann diese Herrscher in Hosen, die ihrer Länge nach entweder rot und grün oder rot und gelb gefärbt sind. Woher diese eigentümliche Mode stammt, ist schwer zu sagen; der phantasiereiche Kopf, der sie aufbrachte und den Papageien ihr buntes Gefieder beneidet haben muß, ist nicht bekannt. Aber sie hat ein zähes Leben gehabt und sich Jahrhunderte hindurch in der Gunst der beiden Geschlechter zu behaupten gewußt, erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist sie wieder verschwunden. Ein anderer Faktor der Mode ist der Wechsel im Schnitt, der sich um die Jahrtausendwende ankündigt, um sich im fünfzehnten Jahrhundert als maßgebend durchzusetzen. Er beginnt schüchtern mit einer Änderung des Ärmels und



Vasco de Lucena überreicht Herzog Karl dem Kühnen von Burgund sein Buch
Miniatur von Loyset Liédet, gemalt 1470

greift erst in der Folge auf die anderen Teile des Anzugs über. *Der Ärmel*
Der Ärmel hatte bis dahin den Arm eng umschlossen, glatt oder in kleine Falten gelegt, die das Glied quer teilten, jetzt bildet man ihn trichterförmig, am weitesten um das Handgelenk. Diese Mode kam aus Byzanz. Bischof Luitprand von Cremona, den Otto I. als Gesandten nach Ostrom geschickt hatte, hält sich in seinem Bericht über die »weitgeöffneten Hängeärmel« auf, welche die »weibischen Männer« am byzantinischen Hofe trügen. Jedenfalls haben die Damen sie sofort kopiert und sind nicht müde geworden, ihre Form in immer neuen und oft sehr absonderlich anmutenden Gestalten abzuwandeln. Das elfte Jahrhundert bevorzugte einen Ärmel, der bis zum Handgelenk eng anschloß und sich hier plötzlich ganz unvermittelt und unlogisch so erweiterte, daß die Fülle des Stoffes bis auf den Boden hing. Dieser sonderbare Ärmel geht ebenfalls in die Zeit der Ottonen zurück. Man erkennt ihn an der Tracht einer Dame auf einer Elfenbeinskulptur im Besitz des Fürsten Trivulzio, die nach



Streit zwischen Karl dem Kahlen und Girart de Roussillon. Aus der Histoire de Charles Martel des Jan van de Gheyn. Miniatur von Loyset Liédet, 1470
Louvre, Paris

Goldschmidts Annahme die Kaiserin Theophano vorstellt. Dann wäre diese Mode direkter griechischer Import. Diese Ärmelform war es, die mit einem hineingebundenen Stein den Frauen bei dem gerichtlichen Zweikampf als Waffe dienen konnte. Eine weitere Modeerscheinung ist die Verlängerung der Tunika beider Geschlechter, wenn man noch für diese Zeit an der alten Bezeichnung des Hauptkleidungsstückes festhalten will. Der Leibrock des Mannes erreicht den Knöchel, die Frau erhält die Schleppe. Die Männer machten die Bekanntschaft mit dem langen Ärmelhemd im Orient, woher es ja seit geraumer Zeit über Byzanz als Hofkleidung nach dem Westen gekommen war. Die Schleppe ist dagegen eine mittelalterliche Erfindung. Griechinnen und Römerinnen haben die Schleppe nicht gekannt und damit eine Eigentümlichkeit der Kleidung entbehrt, die wohl ein ganz wesentliches Element der Schönheit ist. Die antike Bühne kannte sie für gewisse Rollen, auch die römischen Männer ließen manchmal ihre Togen »schleppen«; die Schleppe, wie wir sie seit Jahrhunderten besitzen, war dem Altertum fremd. Nicht einmal die oströmischen Kaiser und Kaiserinnen, die doch den Kleiderprunk in einem gewissen Sinne bis auf die

Die Schleppe



König Pippin tötet einen Löwen im Garten seines Palastes. Aus der Histoire de Charles Martel des Jan van de Gheyn. Miniatur von Loyset Liédet. 1470
Louvre, Paris

Spitze getrieben haben, machten von diesem Mittel, die Würde des Auftretens zu steigern, Gebrauch. Schließlich macht um die Jahrtausendwende auch der Besatz noch eine Wandlung durch. Er verläßt die Säume an Hals, Ärmeln und Rock und nimmt die Gestalt einer querverlaufenden Musterung an, die z. B. den Frauenrock in Kniehöhe umzieht. Selbst die Kleidungsstücke, die sich im Schnitt nicht ändern, wie der Mantel, werden wenigstens in einer von der bisherigen abweichenden Art und Weise getragen. Man schließt ihn nicht mehr auf der einen Achsel, wie es seit Römerzeiten der Gebrauch gewesen war, sondern nimmt ihn gleichmäßig über beide Schultern und verbindet ihn vorn auf der Brust durch ein Schmuckstück.
Alle diese neuartigen Motive treten nach und nach auf und machen sich auch durchaus nicht auf einmal geltend. Im Gegenteil bleibt neben dem Neuen das Alte noch lange bestehen. Das macht es auch ziemlich schwer, eine chronologische Folge festzustellen, um so mehr als die Denkmale, an die man sich dabei zu halten hätte: Miniaturen z. B., selbst immer nur annähernd datiert werden können. Noch vor der Wende des ersten zum zweiten Jahrtausend erscheint eine Neuheit der Frauenkleidung. Der obere der beiden Röcke wird ganz be-

deutend gekürzt, so daß er zwischen Knie und Knöchel aufhört. Er wird anscheinend enger geschnitten und mit einer breiten Borte abgeschlossen. Das Unterkleid tritt in volleren Falten hervor und man erkennt deutlich, daß es sich längt und bereits am Boden aufliegt: die Schleppe kündigt sich an. Diese Art des Doppelrockes macht sich auch am Oberkörper bemerkbar. Das Oberkleid hat weite und kurze Ärmel, welche die langen, engen Ärmel des Unterkleides vortreten lassen. Beide Röcke unterscheiden sich auch in der Farbe, der obere ist auf den Bildern dunkler, der untere heller, wenn nicht ganz weiß, so daß die Vermutung nahe liegt, man habe es mit dem Hemde zu tun.

Das Hemd Das Sichtbarwerden der Unterkleidung ist ein Effekt, den sich die Mode bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein nicht wieder nehmen ließ. Daß sie ihn vielfach nur vortäuschte, indem sie mit Ärmeln zum Anknöpfen arbeitete, ist eine Sache für sich. Das Altertum hatte das Hemd gekannt, es war in Rom schon vor der Kaiserzeit getragen worden. Der H. Hieronymus beschreibt es in einem Briefe an Fabiola, Moritz Heyne möchte es mit der Drillichjacke unserer Soldaten vergleichen. Im frühen Mittelalter ging der Gebrauch wieder verloren und man wird seine Wiederaufnahme wohl durch die Bekanntschaft mit orientalischen Gewohnheiten erklären dürfen. Es wird bald so allgemein, daß es für ein besonderes Zeichen der Abtötung des Körpers galt, wenn jemand sich seiner enthielt oder nur ein grobhärenes Gewebe auf dem Leibe trug, statt feinen Linnens. Im Parzival wird das Hemd auch bei Männern schon als eine Selbstverständlichkeit betrachtet. Übrigens wurde es nur am Tage angelegt, ins Bett ging man ganz nackt. Das Frauenhemd blieb am Halse sichtbar; es in feine Säumchen zu legen oder mit Stickereien zu verzieren, galt als »englische Mode«. Konrad von Würzburg beschreibt eines in weißer Seide, das am Halsausschnitt mit edelsteinverzierten Borten besetzt war. Es wurde am Oberkörper so eng geschnitten, daß es die Form der Büste erkennen ließ, von der Taille an fiel es in weiten Falten bis auf die Füße. Dadurch, daß man es an der Seite durch Schnüren verengen konnte, gab es Veranlassung zur

Das Korsett Entstehung des Korsetts. Das Kleid sollte, wie man es nannte, »heimelich« sitzen, d. h. die Formen möglichst deutlich er-



Die Hochzeit des Girart de Roussillon mit Alexandrine von Ungarn. Aus der Histoire des Charles Martel des Jan van de Gheyn. Miniatur von Loyset Liédet. 1470. Bibliothek, Brüssel

kennen lassen. »Wie Ameisen pflegen in der Mitte schlank zu sein, so schlank war auch das Mägdelein«, singt Wolfram von Eschenbach. Auch Männer haben von der Sitte des engen Schnürens Gebrauch gemacht, wie wir von Meister Rennaus hören, denn das Schnürleib hat sich bald vom Hemde losgemacht und wurde ein eigenes, besonderes Kleidungsstück. Petrarca erwähnt einmal in einem Briefe an seinen Bruder die Qualen, die sie beim Schnüren aushielten.

Die Frauen begnügten sich nicht mit der Schnürung, sie begannen den Halsausschnitt tiefer zu machen und hatten damit allerdings ihrem Anzug einen von dem früheren wesentlich geänderten Charakter verliehen. Im Anfang des elften Jahrhunderts klagt Thietmar von Merseburg in sehr beweglichen Tönen über die Unanständigkeit der weiblichen Tracht.

Kleidung des Ritters

Die »höfische« Zeit der eigentlichen Blüte des Rittertums gab beiden Geschlechtern die gleiche Kleidung, wenigstens ungefähr, nur waren die Stücke des weiblichen Anzugs alle etwas weiter und fielen in vollen Falten zu Boden. Dieses oft getadelte »weibische« Aussehen der Männerkleidung bezieht sich nun allerdings nur auf ihr »Zivil« sozusagen, d. h. auf die Zeit, wenn sie die Rüstung abgelegt hatten. Mit Pan-

zer und Helm werden sie wohl nicht unmännlich ausgeschaut haben. Soweit der männliche Anzug auf Kunstwerken sichtbar wird, erscheint er allerdings merkwürdig unkriegerisch für eine Zeit, der Heldentaten mit Schwert und Spieß als höchste Betätigung des Ritters galten. Der lange talarähnliche Rock reicht bis auf die Füße und ist am Saum manchmal gezattelt, in der Mitte wird er durch einen Gürtel zusammengehalten. Darunter trug der Herr Beinkleider, die aus zwei verschiedenen Teilen bestanden. Um die Hüften saß die Bruch, auch Niederwat genannt, ein Kleidungsstück von der Gestalt einer Badehose, die Beine steckten in Hosen, d. h. langen Strümpfen. Da sie stramm sitzen sollten, wurden sie an die Bruch angenestelt, eine unbequeme Prozedur, die aber lange dauerte, denn es sind Jahrhunderte vergangen, ehe Bruch und Hosen zu einem Stück verschmolzen. Über dem Rock konnte der Herr noch einen Mantel anlegen, der in seiner Form dem weiblichen ganz entsprach. Parzival empfängt auf Monsalvatsch einen Mantel von arabischer Seide, den die Königin bis dahin selbst getragen hatte. Der Mantel war einfarbig, während Rock und Hosen bunt beliebt waren, sehr gern ihrer Länge nach in den Farben geteilt. Die Miniaturen zeigen bei Angehörigen der höheren Stände meist helle Töne, gelb, blau, grün, wo Muster erscheinen, sind sie wohl dem Orient entlehnt.

Pelzwerk Das Pelzfutter spielte eine große Rolle. Im elften Jahrhundert schreibt Adam von Bremen: »Wir trachten nach einem kostbaren Marderkleid wie nach der höchsten Seligkeit.« Man trug die Bälge der Zieselmaus, Vehbauch genannt, die Felle des grauen Eichhörnchens, Grauwerk geheißen, schätzte den Zobel, Biber und Hermelin natürlicherweise am höchsten. Als Parzival bei Gurnemanz umgekleidet wird, erhält er Rock und Mantel, die mit Hermelin gefüttert und mit Zobel verbrämt sind. Man trieb solchen Luxus damit, daß König Philipp II. von Frankreich und Richard III. von England auf dem Kreuzzuge des Jahres 1190 den Rittern das Tragen kostbaren Pelzwerkes wie Zobel und Hermelin glaubten verbieten zu müssen. Mit völlig negativem Erfolge, denn als die Seldschukken das Lager der Christen eroberten, bestand ihre Hauptbeute in den köstlichen Pelzen, die sie fanden. Man verstand sich auch auf das Zusammensetzen verschiedener



Michele da Verona. Verlobungsszene. Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Sorten zu Mustern. Dieser Art Pelzmosaik gehört der Mantel an, der im Wigalois als das Eigentum von Gaweins Braut geschildert wird. Im dreizehnten Jahrhundert sprechen die Dichter auch von einer Fischhaut, die man zu diesem Zweck benützte. Sie war lasurblau mit goldenen Punkten und war, wenn sie nicht nur der Phantasie angehört, augenscheinlich ein Kunstprodukt. Man belegte auch die Schilde mit Pelzwerk, daher kommt es, daß die Namen der Pelze als Bezeichnung von Farbe und Figuren in die Heraldik übergingen, denn ursprünglich waren die Wappen nichts anderes als Pelzmuster. Beim Blasonieren gebraucht man noch jetzt die mittelalterlichen Handelsbezeichnungen der Felle als Erkennungszeichen. Wie stark der Verbrauch an Pelzen war, erkennt man auch aus der Tatsache, daß die Zahl der Pariser Kürschner



Mansueti. Das Wunder des hl. Kreuzes (Ausschnitt). Akademie, Venedig

sich binnen einem Zeitraum von acht Jahren, von 1292 bis 1300, von 214 auf 344 vermehrte. Allerdings trieben die französischen Herren auch einen großen Luxus damit. Philipp der Lange ließ in der zweiten Hälfte des Jahres 1316 zum Futter seiner Kleider 1364 Vehbäuche verwenden und Philipp der Kühne von Burgund 1340 in drei Mäntel 1000 Felle des grauen Eichhörnchens und 1170 Vehbäuche verarbeiten.

Die Frau in der höfischen Zeit

Die Frau der höfischen Zeit trug mehrere Kleider übereinander. Über dem Hemd ein Kleid, das im ganzen geschnitten war, und da es die schlanke Taille markieren sollte, den Gürtel fortan entbehren konnte. Darüber legte sie, wenn sie das Haus verließ, ein ärmelloses Überkleid an, dessen Hals- und Ärmellöcher weit ausgeschnitten waren, damit das untere Kleid zur Geltung käme, auch hob sie es wohl zu diesem Zweck mit der Hand. Die Ärmel des Unterkleides waren vielfach nur angebunden. Als Ulrich von Liechtenstein seinen verrückten Zug als Frau Venus unternimmt, läßt er sich zwölf Frauenröcke machen und dazu dreißig Paar Ärmel. Dieser Gebrauch war schon alt. Edgitha, die Frau Otto I., schenkte in ihrer Barmherzigkeit den Notleidenden die Prunkärmel ihrer Kleider, und da die Mode sich geraume Zeit mit dem Ärmel beschäftigte, so hielt man auch an der Sitte fest, sie zum wechseln einzurichten. So konnte es der Königin Yolanthe, der Gemahlin des Königs René von Sizilien, passieren, daß ihr, die eine leidenschaftliche Freundin der religiösen Schauspiele war, ein Dieb, während sie ins Zuschauen ganz vertieft war, einen ihrer kostbaren Ärmel stahl, ohne daß sie es merkte. Auch die Hemdärmel konnten anscheinend ausge-

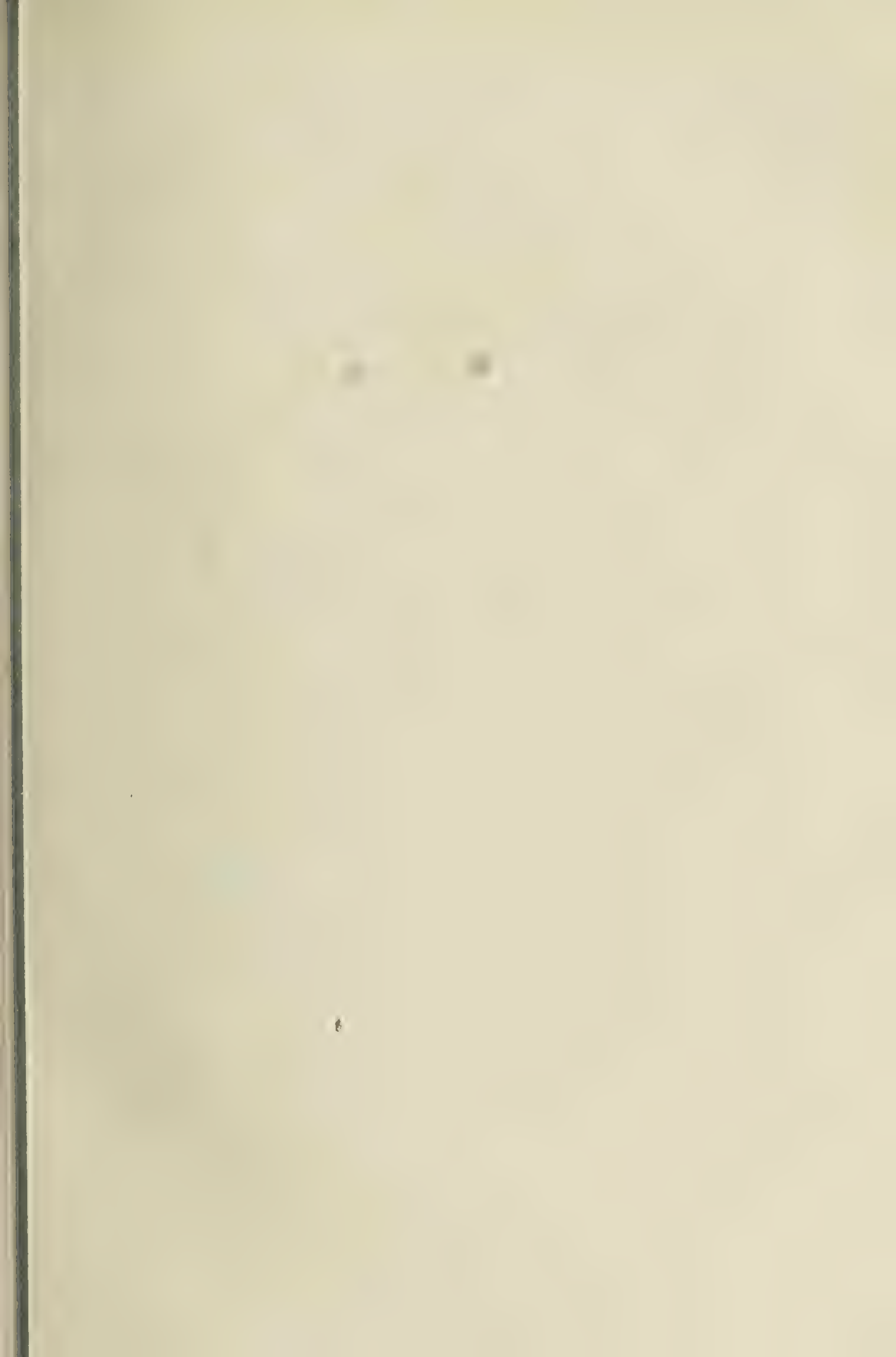


Meister des Marienlebens (Johann van Duyren). Geburt Mariä. Alte Pinakothek, München

wechselt werden. Die Damen gaben sie gern als Liebespfänder ihren Rittern, haben sich auch nicht gescheut, ihnen die ganzen von ihnen getragenen Hemden zu überantworten, damit sie sie beim Turnier über der Rüstung anlegen konnten. Zerhauen und zerstochen, noch besser, blutig, erhielten sie sie dann zurück und trugen sie weiter. Von Gamuret und seiner Frau Herzeleyde behauptet der Dichter, sie hätten dies Spiel achtzehnmal nacheinander getrieben. Dann muß dies Wäschestück schön ausgesehen haben. Es soll sogar vorgekommen sein, daß die »Herrinnen« ihren getreuen Rittern ihr Hemd sandten, mit dem Befehl, es im Turnier anzulegen, ohne Rüstung darunter, ein Verlangen, das so unvernünftig war, daß es nur aus dem Wunsch der Dame, ihren Anbeter loszuwerden, zu erklären ist.
Zur eleganten Kleidung gehört die Schleppe, »swenzelin« nennt sie Konrad von Würzburg, und der Minnesänger Oswald von Wolkenstein belehrt uns, daß sie oft zum anknöpfen ein-

gerichtet war. Wie vor zwanzig Jahren, als die Schleppenmode einmal wiederkehrte, sofort laute Weherufe in den Zeitungen ausgestoßen wurden, so wurden auch damals Klagen über sie vernommen. Nicht wie in unseren Tagen vom hygienischen Gesichtspunkt aus, sondern vom moralischen. Ein Autor, der im Jahre 1180 über die Schleppen Klage führt, vergleicht sie mit Schlangen, ohne daß er imstande gewesen wäre, sie den schönen Trägerinnen zu verleiden. Im Gegenteil: wollte man alles wörtlich glauben, was Dichter und Prediger über die Torheiten der Mode vorzubringen pflegen, so wären die Schleppen immer nur länger geworden und hätten solchen Beifall gefunden, daß selbst Bäuerinnen und Mägde sie bei der Feldarbeit getragen hätten, allerdings hochgerafft und unter den Gürtel gesteckt. Der Anzug der Damen war komplizierter geworden und bedurfte in manchen Dingen der Nachhilfe. Da man auf die Vollendung des Faltenwurfes großen Wert legte, überließ man sie nicht mehr dem bloßen Zufall, sondern nähte sie von vornherein fest, ein Kunstgriff, den Ulrich von Liechtenstein verrät. Als er von dem Kleid spricht, das er als Frau Venus trug, dichtet er: »Ich führt ein Röckel, das war weiß, Daran die Falten mit großem Fleiß, Von Frauenhänden waren gelegt.« Über ihren sonstigen Anzug legt die Dame als wichtigstes Stück ihrer ganzen Toilette einen Mantel an, von halbrunder Form und beträchtlicher Länge. Sie befestigt ihn nicht mehr auf der einen Schulter, sondern vorn auf der Brust. Die beliebteste Art und Weise war mittels einer Schnur oder eines Kettchens, das die »Tasseln«, zwei Schmuckstücke auf beiden Seiten des Mantels, miteinander verband. In diese Schnur legte sie zwei Finger; das war die Haltung von höchstem Schick, die in den Kunstwerken des elften und zwölften Jahrhunders unendlich oft dargestellt wird. Dieser Mantel hatte ebensoviele verschiedene Schnitte wie Namen und wechselte beide wohl nach Geschmack und Laune. Die »Kappe« war z. B. mit langen Ärmeln und einer Kapuze ausgestattet und wurde gern auf Reisen verwendet. Da sie die Trägerin unkenntlich machte, hat die Synode, die 1227 in Trier abgehalten wurde, sie den Nonnen ausdrücklich verboten.

Stoffe Die Stoffe, welche Damen und Herren trugen, waren die gleichen. Von Leinwand wurde die deutsche sehr geschätzt,





Antonio Vivarini. Einer der hl. drei Könige (Ausschnitt)
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin



Antonio Vivarini. Gefolge der hl. drei Könige (Ausschnitt)
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin





Francesco Cossa. Herzog Borso d'Este beschenkt einen Hofnarren (Ausschnitt). Fresko im Palazzo Schifanoja, Ferrara



Francesco Cossa. Triumph der Minerva (Ausschnitt). Fresko im Palazzo Schifanoja, Ferrara



Francesco Cossa. Triumph der Venus (Ausschnitt). Fresko im Palazzo Schifanoja, Ferrara

seit dem zwölften Jahrhundert wurde sie gewerbsmäßig hergestellt, da die Hausweberei der Nachfrage nicht mehr genügte. Baumwolle wurde aus dem Orient über Venedig, oder aus den maurischen Fabriken Spaniens über Barcelona eingeführt. Barchent, ein Gewebe mit leinener Kette und baumwollenem Einschlag, ist seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland bekannt und wurde anscheinend auch in Ulm hergestellt. Die Tuchweberei hatte eine große Ausdehnung gewonnen, die feinsten Stoffe wurden aus Schafwolle angefertigt; Friesland, die Niederlande besaßen einen allgemein anerkannten Ruf dafür, die besten Qualitäten kamen aber aus England. Das am höchsten geschätzte Wollzeug war Scharlach, eine Bezeichnung, die dem Stoff, nicht der Farbe galt. Es gab z. B. auch braunen, grünen, blauen Scharlach. Den besten bezog man aus Gent. Ihnen allen aber wurde die Seide bedeutend vorgezogen, die Schönheit, Kostbarkeit und Seltenheit vereinte. Seit kurz nach dem Jahre 550 der Seidenwurm mitsamt dem Maulbeerbaum nach dem östlichen Europa eingeführt worden war, entstanden in Griechenland Fabriken, deren Erzeugnisse mit den persischen wetteiferten. Die Sarazenen brachten die Seidenweberei nach Sizilien, die Mauren übten sie in Spanien, und Venedig begnügte sich nicht lange mit der Rolle des Zwischenhändlers, sondern legte selbst Manufakturen an, die um 1250 schon sehr gute Qualitäten lieferten. Kaum ein halbes Jahrhundert darauf wird Seide auch schon in Zürich und Regensburg fabriziert. Sammet wurde in Lucca hergestellt, unechter, Wollsammet in Venedig. Man kannte bereits die changeanten Seiden, leichten Taffet, den man Zindel nannte, und schwer mit Gold und Silber broschierte Brokate, Pfeller geheißen. Die Dichter schwärmen geradezu von der Seide, sie haben direkt phantastische Schilderungen der Stoffe entworfen und ihnen ebenso phantastische Namen beigelegt, meist wohl nach mißverstandenen Ortsnamen des Orients. Die köstlichste Seide war der Purpur, eine Bezeichnung, die, wie Scharlach, den Stoff meint, nicht die Farbe, es gab ja violetten, gelben, grünen, rosa, schwarzen Purpur.

Seide

Stickerei wurde fleißig geübt und für die Bekleidungskunst benützt. Einen Mantel Kaiser Otto III. haben wahrscheinlich Nonnen mit Bildern aus der Offenbarung Johannes bestickt, der Dom in Bamberg bewahrt die goldgestickten Gewänder

Stickerei

Heinrich II.; die Königin von Ungarn, Gisela, stickte 1031 den Mantel ihres Mannes, König Stephan des Heiligen. Die Kleider, in denen Kaiser Friedrich II. in Palermo beigesetzt wurde, sind reich mit Stickerei verziert. Das Untergewand trägt an den Rändern und auf den Ärmeln kufische Buchstaben in Goldstickerei, der Gürtel Rosen, der rotseidene Mantel ist besät mit kleinen, gestickten Adlern. Die Damen waren nicht weniger farbenfreudig wie die Herren. Die Kunst des Färbens war in klösterlichen Werkstätten gepflegt und vervollkommnet, schließlich in Flandern auf eine hohe Stufe gehoben worden. Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatte man in Italien den Zeugdruck wieder aufgenommen, mittels dessen Linnen und Wollenstoffe gemustert werden konnten, eine neu geübte Erfindung, die zum Holzschnitt geführt hat. Die Damen wußten schon im zwölften Jahrhundert die punktierten Muster zu schätzen. Kaiserin Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrich II., trug z. B. ein weißes Kleid mit roten Punkten und gelbem Besatz. Auch das mi-parti war bei ihnen Mode, im Wigalois erschienen sie in Kleidern halb rot, halb grün, und Parzival sieht die Hofdamen alle in geteilter Kleidung. Nur gelb hätte von Rechts wegen verpönt sein sollen, da es die Farbe war, welche die Abzeichen der Juden und Huren kenntlich machte. Das hat aber die Mode nicht abgehalten, sich ihr eine Zeitlang doch zuzuwenden, und alles Eifern von den Kanzeln hat nichts dagegen ausrichten können.



Francesco Cossa. Jüngling in Maskenkostüm (Ausschnitt). Palazzo Schifanoja, Ferrara

Schneidern

Seit die Kleidung eine größere Geschicklichkeit in der Her-



Fiorenzo di Lorenzo. Legende des hl. Bernardinus (Ausschnitt)
Pinacoteca, Perugia

stellung verlangte, ging ihre Anfertigung in andere Hände über. Bis tief in das zwölfte Jahrhundert hinein waren nicht nur die Leinen- und Wollweberei häusliche Arbeiten, die den Frauen oblagen, auch das Zuschneiden und Nähen der Kleider beider Geschlechter fiel ihnen zu. Herbort von Fritzlar rühmt einmal als besondere Kunst das Anlegen unsichtbarer Nähte. Die höchsten Damen befaßten sich damit. Als König Günther sich zur Werbung um Brunhild entschließt und zur Fahrt rüstet, da bietet seine Schwester Kriemhild dreißig Mädchen auf, mit denen sie sieben Wochen arbeitet, um den Bruder und sein Gefolge mit Kleidern zu versehen. Das hört in dieser Zeit auf. Die Frauen fahren fort, Borten und Bänder zu wirken, sie sticken auch noch, zumal in den Klöstern, die



Fiorenzo di Lorenzo. Legende des hl. Bernardinus (Ausschnitt). Pinacoteca, Perugia

Schneiderei geben sie zum besten Teil ab. Da es nach so vielen Jahrhunderten heute noch keine Schneiderin gibt, die Maß zu nehmen verstände, woher hätten sie es damals ganz plötzlich können sollen? Anscheinend ist das Schneidern als Handwerk sogar in Deutschland zuerst aufgekommen. Den ältesten Gildenbrief erteilte Heinrich der Löwe schon im Jahre 1152 den Harburgern Gewandschneidern, die Entwicklung des Gewerbes machte aber so schnelle Fortschritte, daß sich die Zunft bereits im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts teilt und man zwischen Mantel-, Gewand- und Flickschneidern unterscheidet. Bald darauf trennen sich auch die Manns- und Frauenschneider und man beobachtet dabei, daß der Name des neuen Gewerbes vom Zuschneiden abgeleitet ist, nicht vom Nähen. Beim Zuschneiden des Stoffes lag die Schwierigkeit. Dasselbe ist in Frankreich der Fall. Die »tailleurs« werden von den »couturiers«, die das Nähen besorgen, unterschieden, und im Jahre 1296 mußte sich die Pariser Schneiderzunft abermals in »pourpointiers« uud »doubletiers« teilen, von denen die ersteren die gewöhnlichen Kleidungsstücke anfertigten, die andern aber nur die abgesteppten Wämser für die Rü-



Fiorenzo di Lorenzo. Legende des hl. Bernardinus (Ausschnitt). Pinacoteca, Perugia

stungen. In den acht Jahren von 1292 bis 1300 hat sich die Zahl der Pariser Schneider beinahe verdoppelt, von 482 Köpfen stiegen sie auf 702. Schon damals haben die Damen, wenn sie es bezahlen konnten, mit Vorliebe bei Herrenschneidern arbeiten lassen. Von der Königin von Frankreich und den vornehmen Damen ist es bekannt, daß sie um das Jahr 1300 nur diese beschäftigten.

Die Frisur Noch ein weiterer Punkt ist es, in dem sich der Geschmack der Herren und Damen begegnete, das ist die Pflege, die sie ihrem Haar angedeihen ließen. Die Männer, man vergesse nicht, daß immer nur von der besseren Klasse die Rede ist, hatten, seit Karl d. Gr. sich in Italien dazu bequemt hatte, die römische kurz verschnittene Haartracht anzunehmen, sich ebenfalls dazu entschlossen, ihr langes Haar aufzugeben. Das war eine Konzession an die Mode, deren ganze Bedeutung nur dann gewürdigt werden kann, wenn man sich erinnert, daß das lange Haar ein Zeichen des freien Mannes war und es scheren soviel hieß, wie Knecht sein. In der höfischen Zeit läßt man es nun wieder wachsen, was nach einer so langen Pause den Zeitgenossen auffällt und z. B. von Orderi-



Fiorenzo di Lorenzo. Legende des hl. Bernardinus (Ausschnitt). Pinacoteca, Perugia

cus Vitalis gerügt wird. Er mißbilligt auch stark, daß die Herren das Haar künstlich kräuseln, zu welchem Zweck König Alfred von England seinem Beichtvater ein silbernes Brenneisen schenkte. Verloren die Herren das Haar, so trugen sie Perücken, am liebsten blond mit einem leichten Stich in das rötliche; wurde das Haar dünn, so durchflocht man es wohl mit gelber Seide oder Goldfäden, um eine größere Fülle vorzutäuschen. Im zwölften Jahrhundert beginnen einzelne mit besonders starkem und langem Haar begnadete Herren Zöpfe zu tragen, eine Mode, welche drei Jahrhunderte andauerte und sich sogar bei Rittern in voller Rüstung kenntlich macht. Zu langem Haar versteht sich Bartlosigkeit eigentlich von selbst, und die Ritter- und Minnesängerzeit kannte nur noch Männer ohne die Zierde, die ihnen die Natur verlieh.

Die Kopfbedeckung

Zu Kampf und Ritterspiel trugen die Männer eiserne Helme, sonst scheinen sie meist mit unbedecktem Haupt einhergegangen zu sein, wenigstens wird es von den Sachsen des zehnten Jahrhunderts als Merkwürdigkeit angeführt, daß sie Strohhüte getragen hätten. Erst in der ritterlichen Zeit begannen die Herren auch ungewaffnet ihren Kopf zu bedecken. Ein-

mal trugen sie den Schapel, der ein Blumenkranz war oder ebensogut ein Metallreif sein konnte. Er hatte bei den Männern die gleiche Form wie bei den Damen, und die Dichter berichten denn auch, daß beide ihren Schapel miteinander tauschten. Dann griffen sie zu Hüten von Stoff, die mit Pelz garniert waren. Eine modische Köstlichkeit der Zeit war der Pfauenhut, ein Gestell von Tuch, das ganz mit Pfauenfedern bedeckt war. Besonders geschätzt wurden die englischen. Wolfram von Eschenbach beschreibt im Parzival den Hut des Königs Amfortas, und Ulrich von Liechtenstein hat in seiner Eitelkeit ebenfalls nicht verschwiegen, daß er einen Pfauenhut besaß.

Das ganze Mittelalter hindurch ging die Frau mit bedecktem Kopfe. Sie verdankte diesen Zwang der Kirche, die sich an die Worte hielt, die der Apostel Paulus im ersten Brief an die Korinther richtet: »Will sie sich nicht bedecken, so schneide man ihr das Haar ab. Nun es aber übel stehet, daß ein Weib verschnittene Haare habe oder beschoren sei, so laßt sie das Haupt bedecken.« Die Verhüllung des Haares sollte die Abhängigkeit der Frau vom Willen ihres Mannes symbolisieren, der allein das Recht hatte, sie in bloßem Haupte zu sehen. Nur die Jungfrau trug ihr Haar offen und frei, geschmückt mit dem Schapel, um den es oft geschlungen wurde. Im karolingischen und ottonischen Zeitalter trug die Verheiratete lange, faltenreiche Schleier von lichtem Stoff, die das Haar bedeckten, aber den Blicken nicht ganz verbargen. Während junge Mädchen es offen hängen lassen durften, pflegten Frauen Zöpfe zu tragen. Möglichst lang, bis an die Knie reichend, und da



Fiorenzo di Lorenzo. Legende des hl. Bernardinus (Ausschnitt). Pinacoteca, Perugia



Hans Memling. Jeanne de France, Herzogin von Burgund (Ausschnitt). Diptychon in Chantilly

die Natur selten so verschwenderisch mit ihren Gaben ist, wie die Mode es fordert, so griff man zu falschem Haar. Prediger und Beichtväter kolportierten zwar abschreckende Geschichten von dem Haar, das nicht nur von Toten stammen könne, sondern schlimmer noch, von Verdammten oder im Fegefeuer Befindlichen, aber die Damen haben sich nicht gruselig machen lassen. Sie ließen sogar einen Moralisten wie Gilles d'Orléans darüber schimpfen, daß sie mehr Schwänze besäßen wie Satan selbst, der doch nur einen hätte, und hingen sich doch zwei Zöpfe an, wenn sie sie zahlen konnten. In der ritterlichen Zeit begann man den Kopfschleier auf mannigfaltige Art zu verwenden, indem man ihn nicht nur turbanartig um den Kopf, sondern auch über das Gesicht wand, so daß die untere Hälfte desselben ganz verdeckt wurde. Man nannte dieses Arrangement »Riese« oder »Gebende«. Es verbarg die Züge und ließ nur die Augen frei. Als Kriemhild mit König Etzel zusammentrifft, muß sie erst ihr Gesicht freimachen. Man konnte diesen Kopfputz sehr reizvoll und kokett gestalten. Tristan ist entzückt von dem köstlichen Gebende Isoldes, und Etienne de Bourbon spricht von einer Dame, die sieben verschiedene Coiffuren ihr eigen nannte, eine immer kostbarer als die andere. Jeanne von Evreux, die dritte Frau Karl des Schönen, hinterließ neun derartige »Hüte« von Goldstoff, alle mit Perlen, Saphiren, Rubinen und Smaragden besetzt. Blanche von Bourbon, die 1358 das Unglück hatte, den König von Kastilien, Pedro den Grausamen, heiraten zu müssen, erhielt zur Ausstattung einen goldenen Hut mit 12 Rubinen, 20 Smaragden, 16 Diamanten und 40 großen Perlen. Der Herzog

von Burgund überraschte 1371 seine Frau mit einem Hut, der aus 600 großen und kleinen Perlen und 50 Unzen kleinster Perlen gebildet war.
Die Kleidung beider Geschlechter war reich und kostbar; wie groß der Wert war, den man ihr beilegte, bezeugen die Dichter der Epoche, welche der Tracht ihrer Helden und Heldinnen die größte Aufmerksamkeit widmen. Gottfried von Straßburg besingt den Anzug Isoldes nach Stoff, Schnitt und Ausputz mit einer Genauigkeit, wie sie Elsa Herzog nicht liebevoller und sachverständiger aufbringt, wenn sie die Toiletten des Opernballes beschreibt. Manchmal empfängt man den Eindruck, als ob sie nach dem Leben schildern und vielleicht diese oder jene Herrin in ihrem größten Putz malen wollen. Wenn Heinrich von Veldecke in seiner Nachdichtung der Aeneide Dido auf die Jagd reiten läßt, so gibt er ihr über ein feines, schön genähtes Hemd mit Goldstickerei ein grünes Sammetkleid, das mit Perlen besetzt und mit Hermelin gefüttert ist. Der Mantel ist von hellgrünem Sammet, ebenfalls mit Hermelinfutter und Besatz von braunem Zobel. Ihr Haar ist mit seidenen Bändern umwunden und mit einem grünen Sammethut bedeckt, den eine Borte umschließt. Als die Königin Ginover die junge Enite, die Gattin Ereks, mit eleganten Kleidern ausstattet, da läßt Hartmann von Aue ihr ein weißseidenes Hemde reichen und eine Robe von grünem Sammet nach französischer Mode, die unter beiden Armen mit Goldkordel tief hinunter geschnürt werden kann. Der Mantel ist von Sigelat mit Hermelin gefüttert und mit Vorstoß von Zobel. Wirnt von Gravenberg läßt sich im Wigalois über den Anzug aus, den die Braut Gaweins trägt. Das weißseidene, goldgestickte und am Halse in Falten gelegte Hemd wird von einem Kleide bedeckt, das zu gleichen Teilen aus rotem und grünem Sammet geschnitten ist. Es trägt Goldstickerei und ist durch und durch mit Hermelin gefüttert. Der weite und lange Mantel besteht aus goldgesticktem Sigelat und ist auch mit einem Hermelinfutter versehen, das mit schwarzem und braunem Zobel besetzt ist. Halbmonde und Sterne aus bläulichem irischem Seehundfell sind auf den weißen Grund gelegt. Das Schapel, das ihre blonden, mit Goldband geflochtenen Zöpfe krönt, ist aus Golddraht mit bunter Seide umwunden.
Der Dichter betont als einen besonderen Vorzug der Toilette



Esther vor Ahasver. Miniatur aus dem Breviarium Grimani

den »französischen« Schnitt derselben. Er denkt genau wie Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und andere Schriftsteller seiner Zeit, die von französischer Sitte und von französischer Tracht immer ganz besonders entzückt sind.

Schmuck

Außer in Stoffen, Farben, Schnitten und Ausputz ergeht sich die Schilderung gern in den Zutaten des Anzugs, vorzüglich dem reichen und kostbaren Schmuck. Die Dichter sparen nicht mit Perlen, Rubinen und Karfunkeln und werden sogar oft genug etwas ausschweifend, denn die Edelsteine hatten außer ihrer großen Kostbarkeit und dem hohen Materialwert

noch eine symbolische Bedeutung gewichtiger Art. Man schrieb ihnen wunderbare Kräfte zu und eine heilsame Wirkung auf Körper und Gemüt. Der Diamant schütze gegen Gift, der Rubin gab inneren Frieden, der Saphir himmlisches Glück, der Smaragd irdisches Wohlgefallen, der Chalcedon Kraft usw. Soweit es sich nicht um Schmuckstücke handelt, die als Armbänder, Broschen, Ringe, Ketten mit dem Kleid nicht zusammenhängen, sondern um Zierraten des Anzuges, ist es meist der Gürtel, auf dessen köstliche Ausstattung Gewicht gelegt wird. Volksglaube oder Aberglaube, Tradition und Mode gingen da Hand in Hand. Solange die Gürtel wirklich zum Gürten gedient hatten, also wichtige Bestandteile der Kleidung bildeten, schrieb man ihnen unter gewissen Umständen zauberische Einflüsse auf den Träger zu. Dieser Glaube hielt sich auch, als der Gürtel ein reines Zierstück geworden war. In den Ritterromanen gewährt ein Gürtel durch die Edelsteine, mit denen er besetzt ist, seinem Träger Ehre und Glück, Ansehen in der Ritterschaft, Unverletzlichkeit gegen Waffen, Feuer und Wasser und allzeit Sieg über seine Feinde. Man braucht sich nur des Gürtels der Brunhilde zu erinnern, der sie unüberwindlich machte, um zu wissen, daß der Gürtel mehr galt als ein bloßer Putzartikel. Man hat sie demzufolge sehr reich ausgestattet und eine fast unwahrscheinlich klingende Verschwendung mit ihnen getrieben. Die Markgräfin Kunigunde von Steiermark kaufte im Jahre 1166 einen Hof an der Fischach, für den sie den Besitzern einen Gürtel als Kaufpreis gab, der eine Mark Goldes schwer und mit sechzig Ellen Perlen besetzt war. Etienne de Bourbon erwähnt einen Gürtel, der nach dem Vorkriegswerte 40000 Reichsmark gekostet hätte, und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß die Dichter, wenn sie Gürtel beschreiben, ebenfalls gern ein übriges tun. Der Meleranz kennt einen Gürtel mit großen Rubinen und vielen Edelsteinen, in die Sprüche eingeschnitten sind. Man liest z. B. »mannes langer Mangel daz ist der herzen angel«, »minne ist süeziu arbeit« und andere beziehungsreiche Sentenzen. Der Gürtel hielt sich in der Mode bei Herren und Damen weit länger, als er notwendig gebraucht wurde. Man trug ihn auch nicht mehr um die Taille, sondern tiefer um die Hüften, er hatte nichts mehr zu gürten, da die Kleidung

Der Gürtel



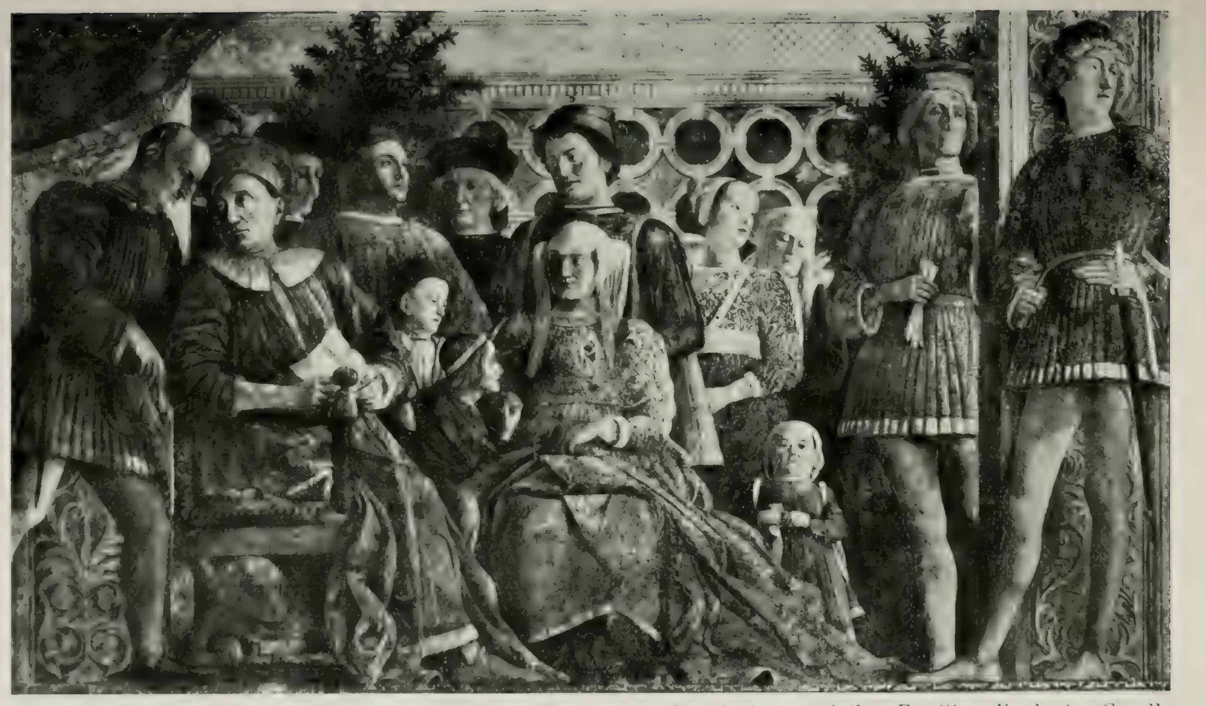
Mantegna. Empfang des Kardinal Francesco Gonzaga am Hofe in Mantua
Fresko im Castello di Corte, Camera de Sposi, Mantua

viel zu fest saß, um seiner zu bedürfen. Aber man verzichtete nicht auf ihn, da er die willkommene Gelegenheit bot, Prunk zu entfalten. Johanna von Burgund, die Gattin König Philipp des Langen, trug bei ihrer Krönung einen Gürtel von Gold, der mit Rubinen und Smaragden besetzt war.
Man würde irren, wenn man annehmen wollte, das Mittelalter habe auf Echtheit großen Wert gelegt. Da so viel Schmuck von der Mode gefordert wurde, war es nicht jedem möglich, echte Stücke zu bezahlen. Es wurde sehr viel falscher Schmuck getragen, auch falsche Perlen, für deren Herstellung man Fischaugen benutzte. Selbst Monarchen haben unechte Schmucksachen angelegt. Oder vielleicht nur im Grabe? Kaiser Fried-

rich II. Leiche trug eine Krone von vergoldetem Kupfer, und König Eduard I. von England, der 1307 starb, ist zwar in köstlicher Kleidung beigesetzt worden, aber alles Gold ist nur vergoldetes unedles Metall, alle Perlen und Edelsteine falsch.
Die Kleidung der ritterlichen Epoche war kostbar und forderte reiche Mittel, wenn man sich nach der Mode richten wollte. Das schloß nicht aus, daß man doch dem Wechsel gehuldigt hätte. Im Nibelungenlied sollen König Gunther und seine Mannen an Brunhilds Hofe so reich ausgestattet auftreten, daß jeder von ihnen in vier Tagen drei verschiedene Anzüge tragen kann. Als die Tochter König Heinrich III. von England im Jahre 1251 mit dem König von Schottland vermählt wurde, kamen zur Hochzeit tausend englische Ritter, alle in Seide gekleidet, und alle konnten am zweiten Tage des Festes in anderem Anzug erscheinen.
Das ritterlich-höfische Wesen hatte eine Kleidung mit sich gebracht, die dadurch auffällt, daß ihre Schnitte für beide Geschlechter ziemlich die gleichen sind. Es ist oft schwer, bei älteren Grabsteinen mit den Abbildern der Verstorbenen sich darüber klar zu werden, wen man vor sich hat, ob ein Männlein oder ein Weiblein. Aber den guten Geschmack hat dieser Anzug nirgends verletzt und nicht gegen die Sitte verstoßen.

Neue Mode

Mit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts wird das anders, es tritt ein Wechsel im Stil der Kleidung ein, die das Aussehen der Menschen ganz gründlich verändert. Dazu hat der soziale Verfall der Klasse, die bisher in der Gesellschaft den Ton angegeben hatte, ebensoviel beigetragen als das Emporkommen einer anderen Schicht, die bis dahin keine Rolle gespielt hatte. Vor allem scheint der Maßstab für das verloren zu gehen, was man bis dahin unter Schicklichkeit verstanden hatte. Das aufsteigende Bürgertum kennt in der Anmaßung seines neuen Reichtums gar keine Grenzen mehr, es will und muß sich ausleben. Es will es den Rittern nicht gleichtun, es möchte es ihnen zuvortun. Dieses Streben macht sich natürlich am deutlichsten in der Kleidung geltend, denn sie ist das Element, in dem ein neues Empfinden von Welt und Umwelt sich am schnellsten kenntlich macht. Es kommen nicht nur andere Formen auf, sie ändern sich auch weit häufiger als bisher; die Mode, im Sinne eines ewigen



Mantegna. Markgraf Lodovico Gonzaga, seine Gattin Barbara von Brandenburg und ihre Familie. Fresko im Castello di Corte, Camera de Sposi, Mantua

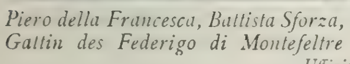


Cosimo Tura. Aus: Triumph der Minerva

Hin- und Herschwankens, des fortwährenden Herumbesserns an der Kleidung erscheint. Sie konnte erst wieder aufleben, seit der Schwerpunkt kulturellen Lebens in den Städten lag. Die Mode braucht Menschen, Spielraum; auf einsamen Burgen und an Hoflagern, die beständig umherziehen, kann sie sich nicht entfalten. Bürger, die sich in der Kirche, auf Markt und Straßen täglich sehen und ihr Aussehen täglich vergleichen konnten, erhielten einen viel stärkeren Ansporn zu Veränderungen der Tracht, als die Ritter in der Abgeschiedenheit ihrer Landsitze. Die Bürger reisten, sahen die Kleidung fremder Länder, brachten abweichende Stoffe und Schnitte heim; ihr Selbstgefühl, ihre Eitelkeit empfing dauernde Anstöße, sich hervorzutun, sich auszuzeichnen, anderen minder Begünstigten etwas vorzuprotzen. Die moderne Mode ist ein städtisches Gewächs. Daß sie gleich lebhafte Genugtuung am







Piero della Francesca, Battista Sforza, Gattin des Federigo di Montefeltre — *Piero della Francesca, Federigo di Montefeltre, Herzog von Urbino*

Uffizien, Florenz

Sonderbaren und Auffallenden findet, kann nicht Wunder nehmen. Sie ging aus dem Widerspruch hervor und setzte dem fein Abgestimmten einer Überlieferung, die an Kraft verloren hatte, das Herrenrecht von Neulingen entgegen, die laut und vordringlich sein mußten, wenn sie sich durchsetzen wollten. Aus diesem Grunde berührt die Kleidung des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in vielen ihrer Züge so seltsam und so wunderlich, sie hat keine Art mehr, alles hat sich in Unart verkehrt.

Einfluß der Rüstung

Die äußere Veranlassung zu dem Wechsel in der Form der Männertracht bot die Rüstung, die sich vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert stark verändert hat. Paul Post, der erste Gelehrte, welcher der Kostümgeschichte mit den Ansprüchen ernster wissenschaftlicher Forschung gegenübertrat, gebührt das Verdienst, diese Zusammenhänge erkannt und klargestellt zu haben. Das dreizehnte Jahrhundert hatte sich mit dem Ringelpanzer beholfen, einem Kettenhemd, dessen Fabrikation auf dem System engmaschig verflochtener eiserner Ringe beruhte. Es reichte dem Träger bis zu den Knien, gestattete



Piero della Francesca. Isotta da Rimini. Galerie Cook, Richmond

ihm also, darunter ein weites und langes Hemd anzulegen. Indem man sich nun nach wirksamen Schutzwaffen umsah, kam man dazu, den Ringelpanzer zugunsten des Plattenpanzers aufzugeben, ein Wechsel, der automatisch auch eine Änderung der Unterkleidung bedingte. Die völlige Panzerung des Rumpfes gibt dem Manne auf einmal den Tailleneinschnitt wieder, den er seit lange eingebüßt hatte. Die Brustplatte des Harnisch, deren unterer Rand zwischen Rippen und Hüften lag, wird so stark eingezogen, daß sie als Schnürung wirkt, der männliche Körper gliedert sich anders als bisher und mehr der Natur entsprechend. Diese zusammenhängende Panzerung des Oberkörpers wird seit 1390 erkennbar und hat sich bis 1430 ungefähr vollzogen. Sie wird begleitet von der Eisenumhüllung der Beine, die sich allmählich auch auf den Oberschenkel erstreckt, so daß der Plattenrock verkürzt werden kann. Man sieht sie etwa von 1350 bis 1390 in der Ausbildung.



Israel von Meckenen. Fest der Herodias. B. 9

Aus dem an Rumpf und Beinen anliegenden Panzer herausgeschält, mußte der Mann in anderer Kleidung erscheinen als bisher, alles eng und knapp, denn die Plattenpanzerung bot nur dann einen wirklich wirksamen Schutz, wenn sie sowohl am Körper wie am Panzer möglichst dicht schloß. Hier liegt der Wendepunkt, der die abendländische Männertracht von der bis dahin üblichen, immer noch mit der Antike zusammenhängenden, endgültig emanzipierte; die Tunika verschwindet und macht der Zweiteilung in Rock und Beinkleid Platz. Dieser Wechsel beruht auf keiner Modelaune, sondern, wie P. Post richtig erkannte, auf dem geänderten Prinzip der Bewaffnung.

Der lange Rock wurde kürzer. Schon vor dem Jahre 1350 reichte er nur noch bis an die Knie und war 1364 bis zu den Hüften eingeschrumpft. Dadurch wurden die Hosen sichtbar, und wenn man vorher von den Körperformen des Mannes so gut wie nichts hatte erkennen können, so sah man jetzt auf einmal zu viel. Es gab große Aufregung in allen Lagern, wo alte Leute zu Worte kamen. »In jenen Tagen«, schreibt die Mainzer Chronik, indem sie das Jahr 1367 im Auge hat, »ging die Torheit



Die törichten Jungfrauen. Statuen von Erhard Küng am Hauptportal des Münsters in Bern. 1475?

der Menschen so weit, daß die jüngeren Männer so kurze Röcke trugen, daß sie weder die Schamteile noch den Hintern bedeckten. Mußte sich jemand bücken, so sah man ihm in den Hintern. O, welch unglaubliche Schande.« Ihr sekundiert der Verfasser der großen Chronik von St. Denis, der den Verlust der Schlacht von Crécy als Folge des göttlichen Zorns über die unanständige Tracht der Männer in Frankreich auffaßt. »Die einen trugen so kurze Gewänder«, schreibt er, »daß sie, wenn sie sich bücken mußten, um einen Herrn zu bedienen, denen, die hinter ihnen standen, die Hosen, und was darunter, zeigten. Und waren diese Hosen so eng, daß sie dazu beim An- und Ausziehen, indem man sie gleichsam abschälen mußte, noch



Die klugen Jungfrauen. Statuen von Erhard Küng am Hauptportal des Münsters in Bern. 1475?

besonderer Hilfe bedurften.« Auch das männliche Rumpfkleid verengt sich und liegt so dicht anschließend um den Oberkörper, daß es nicht mehr über den Kopf gezogen werden kann. Man schneidet es auf und besetzt es mit Knöpfen, worin man sich, wie es scheint, nicht genug tun konnte, denn man hört von fünf bis sechs Schock Knöpfen an einem einzigen Kleidungsstück. Sollte ein so knapp sitzendes Wams einen gewissen Schick haben, mußte man es wattieren wie die Waffenröcke des Militärs vor dem Kriege. »Etzliche«, bemerkt der böhmische Chronist Hagecius ab Hagek im Jahre 1367, »trugen auch auf der Brust mit Baumwollen gefütterte und ausgefüllte Brustlätze, auf daß es ein Ansehen haben



Art des Sandro Botticelli Weibliches Bildnis

(Galt für Lucrezia Tornabuoni, Mutter d. Lorenzo Magnifico) Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

müßte, gleich als wenn der Mann so wohl gebrüstet wäre als eine Weibsperson, und pflegten also dieselbigen falschen Brüste und Bäuche gar sehr einzuschnüren.« Die Ärmel sind um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eng und enden in einem langen schmalen Lappen, der bis zur Erde reicht. »Die Herrn und Ritter, wenn sie hoffahrten«, schreibt die Limburger Chronik unter dem Jahr 1349, »hatten lange Lappen an ihren Ärmeln, bis auf die Erde herabhängend, gefüttert mit Bunt oder kleinem Spalt (einer Art Pelzwerk) als wie es den Herrn und Rittern gebührt.« Als Zierstück fährt der Mann fort einen Gürtel zu tragen, der aber nicht um den Tailleneinschnitt schließt, sondern lose über den Hüften hängt, er pflegt eine Tasche und einen Dolch daran zu befestigen.

Die »Schecke« (Jacket), wie man das Kleidungsstück nannte, welches den männlichen Oberkörper bedeckte, erfährt bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts noch verschiedene Ände-



Der Monat April

Miniatur aus dem Breviarium Grimani. Bibliothek, Venedig





Piero della Francesca.

Bildnis einer Dame
Palazzo Pitti Florenz

rungen. Es erhielt einen hochstehenden Kragen, der Schoß wird abgesetzt und in künstlich abgenähten Falten angesetzt, und schließlich werden die Ärmel weit und glockenförmig, so daß sie über die Hände fallen. Das Sonderbarste an der Schecke dieser Zeit ist die Zattelung. Ärmelöffnungen und Schoß wurden lappig ausgezackt, eine Art der Verzierung, die großen Beifall gefunden haben muß. Man hat sich lange von ihr nicht wieder trennen können und sie förmlich gehäuft, indem man mehrere Reihen von Zatteln etagenförmig übereinander setzte und sich nicht damit begnügte, nur den Rock zu zaddeln, sondern auch die Kopfbedeckung. Besonders geckenhafte Ritter ließen sich auch die langen Waffenröcke, die sie über die Rüstung anlegten, auszatteln, eine Eitelkeit, die dem englischen Feldherrn John Chandos das Leben kostete. Er stolperte über die Zatteln seines Mantels, fiel hin und wurde erschlagen, ehe er sich wieder auf die Füße helfen konnte.

Zattelung



Kaiser Maximilian I. als Erzherzog in der Tracht des Ordens vom Goldenen Vließ. Miniatur aus den Statuts de la Toison d'Or Gemalt etwa 1481

Mi-parti In der Farbe hielt man sich an das Bunte. Das Mi-parti blieb nicht nur, man gab ihm auch die mannigfachste Gestalt. Man teilte die Kleidung nicht nur vertikal, sondern auch horizontal, schräg oder schachbrettförmig. Bernhard von Rohrbach und die mit ihm verbundene Jeunesse dorée von Frankfurt a. M. trug um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Farben des Anzugs über Kreuz, in Streifen, Quadraten, Drei-



Herzog Karl der Kühne von Burgund als Großmeister des Ordens vom Goldenen Vließ. Miniatur aus den Statuts de la Toison d'Or. Gemalt etwa 1481

ecken, schachbrettartig oder wie es ihnen sonst einfiel. »Von kleinen Bletzlein zusammengestückelt«, schreibt Geiler von Keisersberg, »also daß sie mehr kosten machen denn das Tuch werth ist.« Genau so, fast mit denselben Worten, hatte sich schon zweihundert Jahre zuvor Bruder Berthold von Regensburg über die Mode der geteilten Farben geäußert. Auf die Miniaturen kann man sich in dieser Beziehung, wie P. Post

nachgewiesen hat, nicht mit Sicherheit verlassen. Die Maler waren, wie die Darstellung der Architektur deutlich zeigt, an den Gebrauch konventioneller Lokalfarben gewöhnt, sie setzten die Kleidungsstücke nur farbig voneinander ab und hatten nicht bestimmte Modelle vor Augen. In England scheint man Grün bevorzugt zu haben, in Frankreich gab König Karl III. seinen Hofnarren eine grüne Livree, und Emanuel Philibert von Savoyen, der sich nie anders als grün kleidete, erhielt von dieser Vorliebe den Beinamen »der grüne Graf«, gerade wie der Sohn König Eduard III. nach der Farbe seines Anzugs »der schwarze Prinz« genannt wurde. Aus dieser von rein persönlichen Motiven eingegebenen Wahl der Kleiderfarbe gingen die Tinkturen der Wappen und die Farben der Livreen hervor. Die Grafen von Flandern wählten dunkelgrün, die Grafen von Anjou lichtgrün, die Grafen von Blois himmelblau, die Herzoge der Bretagne schwarz und weiß usw., aber dieser Gebrauch blieb noch viele Jahre hindurch eine Laune, so daß die Herren ihre Farbe häufig gewechselt haben.

Stickerei Sehr beliebt war die Verzierung mit Stickerei. In den Kreisen der vornehmen Gesellschaft wurde die Spielerei mit Symbolen, Devisen und Emblemen eine Unterhaltung für Verstand und Herz. Sie erstreckte sich bis auf die Kleidung. Als der Herzog von Burgund 1392 in Amiens eine Zusammenkunft mit dem Herzog von Lancaster hatte, brachte er zwei Röcke mit. Auf dem einen, der von kirschrotem Sammet gemacht war, sah man auf der Brust einen großen Bären in Silberstickerei mit einem Maulkorb von Rubinen und Saphiren, auf dem andern von schwarzem Sammet trug der linke Ärmel einen Zweig von 22 Rosen, jede aus Saphiren, Rubinen und Perlen zusammengesetzt.

Herzog Karl von Orléans hatte seinen Leibrock mit 960 Perlen besticken lassen. Die weiten Ärmel trugen eingestickt ein ganzes Liebeslied, und zwar Text und Musik, jede Note bestand aus vier Perlen, die auf goldene Linien gesetzt waren. Man wählte auch Namenszüge, Monogramme, Akrosticha, Abkürzungen und gab jedem Einfall freien Lauf, je rätselvoller, je besser. Nur war es gut, wenn man nicht mit anderen kollidierte. Froissart erzählt von einem blutigen Streit zwischen zwei Rittern, die sich aus keinem anderen Grunde entzweiten, als weil sie die gleiche Devise am linken Ärmel



Meister der Magdalenen-Legende. Reitende Dame, angeblich Maria von Burgund, erste Frau Kaiser Maximilians I. (Ausschnitt). Colnaghi, London

trugen. Solcher Art verzierte Röcke konnten sehr kostspielig sein; der Herzog von Burgund verpfändete in London sein Perlengewand für 4200 Goldgulden. Diese Mode blieb lange in Geltung. Bernhard von Rohrbach in Frankfurt a. M. ließ sich 1464 auf das rechte Hosenbein einen silbernen Skorpion mit vier M sticken, auf seine Kappe aber vier U. Das sollte bedeuten »Mich Mühet Manch Mal Untreu, Unglück und Unfall«.

Mäntel

Die Herrenmäntel folgen der allgemeinen Tendenz der Verkürzung und Verengung, sie werden zu Überwürfen, die ihren Träger kaum noch schützen, zu kurzen Glocken, wie sie die Limburger Chronik unter dem Jahr 1350 aufführt, oder sie

schlagen in das Gegenteil um und werden so lang getragen, daß auch der Mantel der Männer eine Schleppe erhält. In dieser Gestalt war das Kleidungsstück in Frankreich beheimatet und hieß Houppelande, in Deutschland Tappert. Seit die Mode unter der Regierung König Karl VI. von Frankreich einen großen Aufschwung genommen hatte, wurde die Houppelande immer willkürlicher gestaltet und in Stoffen, Futter und Stickerei immer kostbarer, schließlich schleppten auch ihre Ärmel auf dem Boden. Daher hört man aus England und Frankreich schon im Jahre 1377 Klagen darüber, daß Herren und Damen nicht mehr zu unterscheiden seien.

Es kommt gegen früher in der Tracht eine starke Willkür zur Geltung, und man sieht, mustert man die Miniaturen dieser Periode, daß allerlei Moden zu gleicher Zeit getragen werden konnten. Die Limburger Chronik trägt diesem Tatbestand Rechnung und bemerkt zum Jahre 1380: »Wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hat sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen, in so kurzer Zeit.«

Die Gugel An dem Wechsel des Schnittes, wie er eben zu schildern versucht wurde, nahm natürlich auch die männliche Kopfbedeckung teil. Der Herr nahm die Gugel an, das war eine Kapuze mit Schulterkragen, die den Kopf und Hals verhüllte und nur das Gesicht frei ließ. Sie ist im vierzehnten Jahrhundert so allgemein verbreitet, daß Paul Post sie mit Recht das kostümliche Kennzeichen der Gotik nennt. Das Merkwürdigste an ihr war eine schwanzartige Verlängerung an der Hinterseite des Kopfes, die in ihrer Länge schließlich so zunahm, daß verschiedene Magistrate Verordnungen darüber erließen. Diese lange Stoffbahn konnte man auch um den Hals legen oder turbanartig um den Kopf wickeln. Die Gugel blieb bis in das fünfzehnte Jahrhundert im Gebrauch und hielt sich im Bühnenkostüm sogar noch länger. Sie wurde, und dann gern mit einer Art Eselsohren versehen, das Kennzeichen der Hofnarren und der Fastnachtskleidung verschiedener Narrengesellschaften der Zeit. Sie verdrängte alle anderen Kopfbedeckungen, wie die unter dem Kinn gebundenen Hauben, da sie sie vollkommen überflüssig machte.

Der Schuh Die Stelle des Männerschuhes vertrat eine Ledersohle, die an den Beinlingen der Hose befestigt war, auch sieht man auf



Lorenzo Costa. Giovanni II. Bentivoglio und seine Familie. 1488
S. Giacomo Maggiore, Bologna

Bildern wohl Halbschuhe, die bis zu den Knöcheln reichen und meist an der Seite geschnürt werden. Das Charakteristikum der Epoche aber und würdige Seitenstück zu der langschwänzigen Gugel sind die Schnabelschuhe. Die Erfindung, die Spitzen der Fußbekleidung weit über die Notwendigkeit hinaus zu verlängern, soll aus England stammen, Odericus Vitalis spricht schon 1089 darüber. Sie fand großen Anklang und artete, wie das immer zu geschehen pflegt, wenn eine Mode sich allgemeinen Beifalls erfreut, sehr bald in große

Übertreibung aus. Die Spitzen wurden länger und länger, bis man begann, den Grad der Vornehmheit des Trägers an der Ausdehnung der Schnabelschuhe zu erkennen. Barone durften solche von zwei Fuss Länge haben, gewöhnliche Leute, auch wenn sie reich waren, hatten sich auf einen Fuß Länge zu beschränken. Da man mit derartigen Gehwerkzeugen alles andere konnte, als zu Fuß gehen, so bog man die Spitzen auf und befestigte sie mit kleinen Kettchen am Knie. Das soll erstmals König Jakob I. von Schottland getan haben. Auch dann noch mußte derjenige, der sich auf der Straße bewegen wollte, Unterschuhe zu Hilfe nehmen, die sogenannten »Trippen«, Holzsohlen von der Art, wie sie noch heute in Berlin als Pantinen getragen werden. Auch der Schnabelschuh erlebte eine Zeit der Blüte, die etwa um das Jahr 1300 liegt. 1422 wurde er von König Karl VI. von Frankreich verboten, aus der Mode verschwunden ist er aber doch erst gegen Ende des Jahrhunderts; man kann mit Falke etwa das Jahr 1480 als das Jahr annehmen, nach dem er sich nicht mehr zeigt. Wie sehr er den Herren ans Herz gewachsen war, sieht man daraus, daß eine Form sogar in die Rüstung übergegangen war. Zu spät erkannte man, daß man dem Widersinn der Mode das Opfer des Intellektes gebracht hatte. Als die österreichischen Ritter 1386 bei Sempach zu Fuße kämpfen mußten, kamen sie wegen ihrer Eisenbeschuhung nicht vom Fleck, so daß sie genötigt waren, zuerst sich selbst die Schnäbel von den Füßen zu schlagen.



Ghirlandajo. Die Geburt der hl. Jungfrau (Ausschnitt: Lodovica Tornabuoni). Fresko in S. Maria Novella, Florenz

Wie die männliche Kleidung, verengte sich auch die der Frau. Sie kann nicht mehr hineinschlüpfen, d. h. sie über den Kopf ziehen, sie muß sie ebenfalls knöpfen. Das untere der beiden Kleider, die »cotte«, liegt eng an, das obere, Surcot, Kürsit, Suckenie genannt, ist ärmellos, aber an den Seiten so weit offen, daß man durch diese »Teufelsfenster« den schlanken Wuchs zu erkennen vermag. Seit dem zweiten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts taucht in Frankreich und England etwa gleichzeitig ein apartes Leibchen auf, das den Oberkörper dicht umschließt, oberhalb der Hüften aufhört und keine Ärmel besitzt. Es gehört zur Tracht vornehmer Damen, und wo es dargestellt wird, besteht es immer aus kostbaren Stoffen mit ebenso kostbarem Besatz. Johanna von Bourbon, die Gemahlin König Karl V. von Frankreich, soll die erste gewesen sein, die es durch Einfügen der Planchette korsettartig ausgestaltete. Es trägt Knöpfe, einige fünfzig Stück fanden darauf Platz. Beide Röcke endeten in langen Schleppen, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert kann man mit Fug und Recht als die Periode der Schleppenmode bezeichnen. Man hört von ellenlangen Schleppen, die Mäntel, welche die vornehmen Damen bei großen Festen trugen, sollen fünf Meter lang auf dem Boden gelegen haben. Auf den französischen Königinnen dieser Zeit lastet der Vorwurf, wenn es einer ist, der Mode und ihren Torheiten großen Vorschub geleistet zu haben. Christine de Pisan beschuldigt die Königin Johanna, sie habe sich mehrmals am Tage umgezogen und dadurch ihren Damen ein schlechtes Beispiel ge-

Knöpfe

Die Schleppe



Ghirlandajo. Die Heimsuchung (Ausschnitt: Giovanna degli Albizzi Tornabuoni) Fresko in S. Maria Novella, Florenz

geben, vor allem aber ist die Königin Isabeau de Bavière zum Prototyp der Modenärrin geworden. Sie war eine Tochter des Herzog Stephan von Bayern und wurde 1385, erst fünfzehn Jahre alt, mit dem nur zwei Jahre älteren König Karl VI. von Frankreich vermählt. Dieses an einen sittenlosen Hof versetzte Kind, das mit einem Manne verheiratet war, der nicht im Besitz seiner geistigen Kräfte war, soll die Erfinderin all der bizarren Kopftrachten sein, die um das Jahr 1400 herum auftraten.

Die Hauben Die Frauen behielten die Verhüllung des Kopfes bei, an die sie gewöhnt waren. In der Zeit, in der bei den Männern die Gugel aufkam, nehmen sie eine Haube an, die man »Kruseler« nannte, nach den krausen, getollten Rüschen, mit denen sie das Gesicht umgaben. Sie sehen von vorn so aus wie die Hauben, die vor fünfzig und sechzig Jahren die Großmütter trugen, nur daß sie die Rüschen häufen. Man ging auch mit diesen gleich so hitzig vor, daß einzelne Städte, wie z. B. Speyer, Vorschriften darüber erließen, wieviel Rüschen die Frauen an ihren Hauben anbringen dürften. Diese höchst sittsame Tracht macht gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts sehr extravaganten Schöpfungen Platz, und sie sind es, deren Erfindung man mit Recht oder Unrecht der Königin Isabeau zuschreibt. Da ist vor allem der berühmte Hennin. Er war ein Kopfputz in spitzer Kegelform, so wie früher die Zuckerhüte aussahen, von einem Meter Höhe. Man fertigte ihn aus kostbarem Stoff und ließ aus seiner Spitze heraus lange Schleier bis auf den Boden fallen oder womöglich nachschleppen. Ein abenteuerliches Ding, aber es blieb ein volles Jahrhundert und länger die große Mode, es muß also den Wünschen der Damen entsprochen haben. Die vornehmen Damen trugen den Hennin einen Meter hoch, Bürgerfrauen sollten 50 bis 60 cm nicht überschreiten. Ein Karmeliter Mönch Thomas Conette ärgerte sich so über diesen Kopfputz, daß er einen Feldzug gegen ihn eröffnete. Er hielt Predigten dagegen und hetzte die Straßenjungen auf. Aber er zog gegen die Mode den Kürzeren, 1434 wurde er als Ketzer verbrannt. Der Hennin war noch lange nicht der wunderlichste Kopfputz, mit dem die Damen sich schmückten, die Engländerinnen scheinen es der französischen Königin durchaus an Phantasie gleichgetan zu haben. Man sieht sie auf Grabdenkmälern mit



Ghirlandajo. Die Geburt Johannes des Täufers (Ausschnitt). Fresko in S. Maria Novella, Florenz

Coiffuren von so sonderbarer Form, daß man beinahe zweifeln möchte, ob sie der Wirklichkeit wohl entsprochen haben können. Breiter als die Schultern überragen sie seitwärts das Haupt, bepackt mit Diademen, Stickerei und Schleiern von schwerem Stoff. »Die Frauen gleichen den gehörnten Hirschen« äußert sich der Ritter de la Tour Landry in den moralischen Erzählungen, mit denen er seine Töchter für alle Tugenden gewinnen will, »welche den Kopf senken, wenn sie in den Wald gehen.« Die Zeitgenossen wollten wissen, man habe im Schlosse zu Blois, wo der französische Hof zu residieren pflegte, die Türen breiter machen müssen, da die Königin und ihre Damen sonst nicht hätten durchgehen können. Juvenal des Ursins schildert die schwierigen Manöver, welche die Damen



Vittore Carpaccio. Conon nimmt Abschied von seinem Vater. Aus der Ursula-Legende. Akademie, Venedig

mit Bücken, Drehen und Wenden ausführen mußten, wenn eine Tür auf ihrem Wege lag, die sie nicht in voller Front passieren konnten. In Oberitalien kommt um diese Zeit der Balzo auf, die große Stoffwulst, die den Kopf wie ein Turban umgibt, und die noch von Isabella d'Este über ein Jahrhundert später getragen wurde. Alle diese Kopfputze sind von schweren Stoffen und müssen die Damen sehr echauffiert haben. Sie verbargen das Haar völlig und wo es, wie etwa auf der Stirn und an den Schläfen, doch noch sichtbar gewesen wäre, wird es sorgfältig abrasiert. Übrigens haben die Damen alles mitgemacht, was die Herren etwa an Exzentrizitäten der Kleidung vornahmen. Sie trugen die Ärmel mit den langen Stoffbahnen am Handgelenke, die Schnabelschuhe, und sie zattelten ihre Kleidungsstücke an den Säumen genau so lappig aus wie die Herrenmode es vorschrieb.

Die Schellen Sie schreckten auch vor jener Sonderbarkeit nicht zurück,

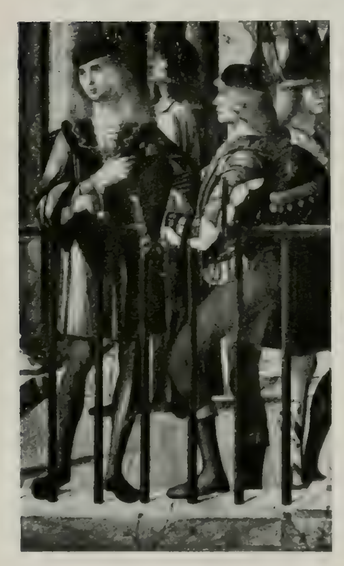


Vittore Carpaccio. Conon begegnet der hl. Ursula (Ausschnitt). Akademie, Venedig

welche die Herrentracht um das Jahr 1400 herum auszeichnet, vor der Schellenmode nämlich. Wie schon bei den Schnabelschuhen und anderen Besonderheiten der Kleidung des Mittelalters festgestellt werden konnte, hielten sich manche Moden jahrhundertelang und behaupteten sich mit einer Zähigkeit, wie sie späteren Erscheinungen der Mode nicht mehr beschieden gewesen ist. Die Schellenmode war eine ganz spezifisch deutsche und hat zwar auf den Norden und Süden übergegriffen, die westlichen Nachbarn Deutschlands haben sich dagegen frei von ihr gehalten. Eine deutsche Erfindung scheint sie nicht zu sein, sie ist wahrscheinlich ein Import aus dem Osten, mit dem die Deutschen erst im zehnten Jahrhundert Bekanntschaft machten, als sie die Schellen tragenden Ungarn in der Schlacht auf dem Lechfelde besiegten. Am frühesten beglaubigt ist der Krönungsmantel Kaiser Otto III., der mit 355 goldenen Glöckchen in der Form von Granat-

äpfeln besetzt war. Er stiftete ihn in die Kirche Ara Coeli in Rom. Das Nibelungenlied kennt die Schellen zwar am Zaumzeug der Pferde, aber nicht an den Kleidern, und im Parzival charakterisiert Wolfram von Eschenbach noch den Anzug des eitlen Segamors: »Wer ihn zu suchen war erpicht, der fand ihn wieder, am hellen Klang der läutenden Schellen.« Dann aber geht der Besatz mit kleinen Glöckchen in die Mode über, die Säume des Rockes und der Gugel, der Gürtel und die Schuhspitzen werden mit Schellen garniert. »Wo Herren sein, klingeln die Schellen« wurde geradezu ein Sprichwort. Die schwedische Reimchronik, die von Herzog Albrecht von Mecklenburg spricht, der 1361 als König von Schweden starb, sagt:

Käm' einer noch so arm aus deutschem Land,
So hat er doch ein Schwert in der Hand.
Und kann er tanzen, hüpfen, springen,
Da müssen seine vergoldeten Glocken dazu klingen.



Vittore Carpaccio. Ankunft des englischen Gesandten beim König Tornatus (Ausschnitt). Akademie, Venedig

Von den Festen, die der Herzog Otto von Braunschweig um 1370 in Göttingen veranstaltete, berichtet die Göttinger Chronik, daß da erschienen seien »viele Ritter, Weiber und Jungfrauen, geziert mit herrlichen Purpurgewändern und klingenden silbernen und goldenen Gürteln und Borten, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle schurr, schurr, kling, kling«. Ulrich von Liechtenstein erzählt, daß Herr Ilsung von Scheuflich, mit dem er Lanzen verstach, ihm in einem Anzug entgegenritt, der mit 500 Schellen besetzt war. Die Stadt Nürnberg hatte schon 1343 verordnet, »kein mann soll keinerlei Glocken oder Schellen, noch keinerlei gemacht Ding von Silber hängend an einer Kette am Gürtel tragen«. Wyclef und



Vittore Carpaccio. Conon und die hl. Ursula verabschieden sich (Ausschnitt) Akademie, Venedig

Vincenz von Beauvais ereifern sich über Geistliche und Tempelherren, die dieser Mode huldigen, alle selbstverständlich ohne jeden Erfolg. Bei dem festlichen Einzug, den Herzog Friedrich von Sachsen 1417 in Konstanz hielt, trugen er und sein ganzes Gefolge mit Schellen besetzte Gürtel. Diese Zeit bedeutet aber auch den Höhepunkt der Mode, dann flaut sie allmählich ab und zwischen 1460 und 1480 sind die Schellen aus dem Anzug von Herren und Damen verschwunden.

Décolleté der Herren

Enger und knapper als die Kleidung der Herren etwa im Jahre 1400 war, konnte sie nicht werden. Da die Tendenz aber fortwährte, so kam man dazu, den Männerrock noch an Hals und Schultern auszuschneiden und den Körper bloßzulegen; die Herren gehen im Décolleté. Man führte den Halsausschnitt von Schulter zu Schulter, dadurch, daß die Schlüsselbeine freigelegt wurden, nicht eben vorteilhaft. Den tiefen Ausschnitt auf der Brust deckte ein Latz, der vorn verschnürt

wurde, genau so, wie heute noch das Mieder des weiblichen Anzugs bei verschiedenen Volkstrachten. Dürer hat sich noch auf den ältesten seiner Selbstporträts, die aus dem letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts stammen, so abgemalt, auch die Jugendbilder Kaiser Max I. zeigen ihn mit dem bloßen Hals. Läßt der Brustausschnitt das Hemd sehen, so wird es schön gestickt.

Neben dieser Tendenz der Verengerung, die zuletzt bis auf die Haut durchgeführt werden muß, geht als eine zweite die Stilisierung des männlichen Körpers. Jede Mode hat ein Idealbild des Menschen vor Augen, das sie zu erreichen strebt. Da sie den Mann so eng bekleidet hatte, wie es nur irgend möglich war, so erkannte sie, daß nur die wenigsten Exemplare des stärkeren Geschlechts dem Ideal entsprachen, das sie sich von ihnen gemacht hatte. Nun betont die Mode in der Kleidung die sekundären Geschlechtsmerkmale: die Breite der Schultern, die Schlankheit der Taille und der Extremitäten.

Burgund Im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ging die Führung der Mode an Burgund über, das in einer Zeit, da Frankreich und England die verheerendsten Kriege miteinander führten, in Ruhe und Frieden lebte, bei dem Fleiß seiner Bürger in Wohlstand, ja in Reichtum schwamm und durch den Geschmack seiner Herzoge in allen Fragen tonangebend wurde, die mit der Kultur zusammenhingen. In der Kleidung hat der burgundische Einfluß sich insofern geltend gemacht, als die Wege des Hergebrachten nicht verlassen wurden, man hat die herrschende Tendenz nur bis zur äußersten Übertreibung durchgeführt. Die Schultern wurden durch eingelegte Kissen oder Wülste, in Frankreich Mahoitres genannt, so weit als möglich verbreitert, die Brust wurde wattiert und die Taille eingeschnürt. Je breiter der Oberkörper erscheinen sollte, um so schlanker mußten die Beine wirken. In dieser Zeit verschmelzen Bruch und Beinlinge endgültig zu einem Kleidungsstück, das mittels Bänder an das Wams angenestelt wird. Die Jungfrau von Orléans, der die englischen Richter ein Verbrechen daraus machten, daß sie Hosen angelegt hatte, als ob sie unter der Rüstung hätte Röcke tragen können, pflegte die ihren mit zwanzig Nesteln anzuknöpfen, ein äußerst umständliches und unbequemes Verfahren. Die bis auf die



Vittore Carpaccio. Zwei venezianische Kurtisanen auf dem Dach ihres Hauses. Museo Civico, Venedig

Spitze getriebene Knappheit der Beinkleider läßt die Schamkapsel, von den Franzosen Brayette oder Braguette genannt, unbescheiden hervortreten, um so unverschämter, als es Ehrensache war, sich durch die Größe derselben auszuzeichnen, die Herren also der Natur nachzuhelfen pflegten. Mit Recht haben sich die Schriftsteller der Epoche, wie Gilles de Monstrelet u. a. über die Unanständigkeit der männlichen Kleidung beschwert, während andere, wie Peter Suchenwirt, mit nicht geringerem Recht sich darüber lustig machen, daß die Herren sich in ihrem Anzug nicht bewegen können. Falke hat schon darauf





B. 79 *B. 80*

Martin Schongauer

aufmerksam gemacht, daß die eigentümliche Haltung, welche die Maler auf ihren Bildern den Herren geben, die eckigen, ungeschickten Bewegungen mit der Zeitmode zusammenhängen und von den Künstlern wohl der Wirklichkeit abgelauscht waren.

Die Hornfessel

Da die Männer in ihren Kleidern steckten wie die Wurst in der Pelle, so hätten sie Gürtel nicht gerade gebraucht und sie haben sie auch nur als Zierat benützt. Allerdings in einer neuen Form, der sogenannten »Hornfessel«. Dieser Gürtel ging von der Schulter zur Hüfte und war für das Anbringen von Schellen förmlich prädestiniert. Man hat ihn auch immer als Luxusgegenstand behandelt und kostbar ausgestattet, Joh. von Rohrbach zahlt 1466 in Frankfurt a. M. 145 fl. für eine Hornfessel mit Schellenbesatz. Der Herrenmantel wird so kurz, daß er kaum das Gesäß erreicht. Neben ihm aber hält sich, zumal für ältere Männer und Standespersonen, die auf Würde Anspruch machten, der lange, bis auf die Füße reichende Mantel, ein Oberkleid, das, mit Ärmeln versehen, allmählich die Gestalt der Schaube annimmt, die im sechzehnten Jahrhundert das Bild der Herrenkleidung bestimmt.



B 81 *B. 82*

Drei kluge und eine törichte Jungfrau

Der Ärmel

Die Phantasie fand immer noch Spielraum, ihr blieben Ärmel und Kopfbedeckung des Mannes als Schauplatz der Betätigung. Der Ärmel hat seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die wunderlichsten Formen angenommen. Man kann mit Paul Post den Düten-, Sack-, Puff-, Beutel-, Schlitz-, Bausch-, Keulen- und andere Ärmel unterscheiden und hat damit noch lange nicht alle Varietäten namhaft gemacht, die nacheinander oder gleichzeitig getragen worden sind. Man hat sie mit Absicht viel zu lang gemacht, so daß sie über den Unterarm zurückgeschlagen werden mußten, oder im Stoff außer der Öffnung für die Hand noch einen Schlitz an der Seite angebracht, so daß man sie in verschiedener Art und Weise tragen konnte, wenn man wollte, sogar einen Ärmel abweichend vom andern. Die Schlitzung war bestimmt, das Hemd sehen zu lassen, was die Vermutung nahelegt, es werde im fünfzehnten Jahrhundert noch nicht allgemein zur Kleidung des Mannes gehört haben. Anfänglich wurde nur der Ärmel am Oberarm geschlitzt, seit den fünfziger Jahren aber auch der Teil vom Ellenbogen bis zum Handgelenk, der dann

wieder verschnürt wurde, aber immer das weiße Hemd zeigte. Matthieu de Coucy beklagt sich 1467 über den Luxus, der jetzt mit der Leibwäsche getrieben werde.

Der Hut

Nicht weniger eigenartig und mannigfaltig waren die Formen, welche die Kopfbedeckung der Herren in der burgundischen Periode annahm. Die Gugel ist aus der großen Mode verschwunden. Sie hatte den Kopf knapp umschlossen, nun entwickelt sich der Kopfputz ins Gegenteil, er kann nicht groß, nicht umfangreich genug sein. Schon im vierzehnten Jahrhundert meldet sich der Hut an. Er wurde in den Niederlanden in größter Vollkommenheit hergestellt, im Osten dagegen von russischen Handwerkern fabriziert, die eigens dafür nach Preußen kamen. Filzhüte von Biberhaaren, daher auch Biberhüte genannt, waren etwas äußerst Kostbares und wurden ihrem Preise entsprechend ausgestattet. Am höchsten geschätzt waren die aus Brügge. In seinen Aufzeichnungen berichtet Froissart, daß nach der Einnahme und Plünderung von Brügge 1382 die Sieger in Tuch gekleidet, mit Pelzwerk und Biberhüten ausgestattet, den Eindruck erweckt hätten, als seien sie reiche Leute, jeder mit mindestens tausend Francs Einnahme im Jahr. Im fünfzehnten Jahrhundert wird der Filzhut, bis dahin nur das Vorrecht der Hochstehenden, ein Modeartikel, den sich niemand mehr versagen mag und der, ebensooft allein getragen wie als Unterlage der waghalsigsten Kombinationen gehäufter Stoffe dienend, die Form der männlichen Kopfbedeckung während der Herrschaft der burgundischen Mode bestimmt.

Einmal war die Form des Hutes schon an sich von ungewöhnlicher Größe, hoher Kopf und breite Krämpe, dann aber hat man den Umfang durch lange Stoffbinden noch gesteigert.

Die Sendelbinde

Man nannte sie nach dem Material, aus dem sie bestanden, einem leichten Seidenzeug Zendal, »Sendelbinden«. Diese hingen seitwärts lang herunter und wurden während der französischen Bürgerkriege zu Partei-Abzeichen. Die Bourguignons ließen ihre auf der rechten, die Armagnacs sie auf der linken Seite herunterhängen. Andere ließen sie nicht hängen, sondern wickelten sie turbanartig um den Hutkopf, indem sie Sorge trugen, daß das freie Ende hoch emporstand, kurz, es entstanden so viele Formen, als Launen in den Köpfen wohn-



Höfisches Gastmahl. Holzschnitt aus dem Schatzbehalter. Nürnberg 1491

ten, die sie trugen. Es war einmal eine Mode, die der Individualität Spielraum zur Entfaltung gewährte. Am burgundischen Hofe bürgert sich die Gewohnheit ein, die Sendelbinde über die Schulter zu nehmen und den daran befestigten Hut auf dem Rücken zu tragen, während man eine Kappe auf den Kopf setzte. Junge Männer trugen zu festlichen Gelegenheiten Blätterkränze, die, wenn die Bilder richtig zeigen, das Haupt ringsum weit überragten, vornehme Leute schmück-

ten ihre Hüte gern möglichst kostbar. Leo von Rozmital bewunderte im Schatz Philipp des Guten den Hut des Herzogs, der auf 60000 Kronen geschätzt wurde, eine Straußfeder allein auf 50000 Kronen. Der Hut Karl des Kühnen, der sich unter der Siegesbeute von Granson befand, war z. B. von gelbem Sammet und trug außer einem goldenen Kronreif, der mit großen Perlen, Saphiren und Rubinen besetzt war, eine sechsfache Perlenschnur mit einem Kleinod aus Diamanten, Rubinen und Perlen. Eine weiß und rot gefärbte Straußenfeder schmückte ihn. Jakob Fugger kaufte dieses Prunkstück für eine geringe Summe und gab immer noch 4300 Fl. dafür aus. Als Kaiser Friedrich 1468 seine Romfahrt antrat, beschenkte ihn der Papst mit einem Hut, der nach Angabe des Spenders 8000 Dukaten wert gewesen sein soll.

Haar und Bart Haar und Bart waren, wie es scheint, der Willkür überlassen, im vierzehnten Jahrhundert trifft man auf Bildnissen sowohl Bärte wie völlige Bartlosigkeit. Die böhmische Chronik des Hagecius ab Hagek tadelt im Jahre 1329, daß etliche anfingen, lange Bärte zu tragen oder Knebelbärte nach heidnischer Art, wie Hunde und Katzen, und in Deutschland glaubte der Rat der Stadt Speyer im Jahre 1356, alle Bärte überhaupt verbieten zu sollen. Da in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Mehrzahl der europäischen Herrscher einen Bart trägt, wir denken an Kaiser Karl IV., Wenzel von Böhmen, die englischen Könige, so wird man wohl annehmen dürfen, daß ihr Gefolge sich ihnen anschloß und im weiteren Sinne alle, die mit den Höfen in Berührung kamen. Im fünfzehnten Jahrhundert herrscht jedenfalls völlige Bartlosigkeit. Die Gugel hatte zu kurzem Haarschnitt genötigt; seit sie allmählich abkommt, tritt eine neue Haartracht auf. Man läßt die Haare auf dem Wirbel lang, rasiert aber um Ohr und Nacken den Kopf ganz glatt, etwa zwei bis drei Finger breit. Das gibt den Herren das Aussehen, als trügen sie schlecht gemachte Perücken, eine Mode, die von den Amerikanern ja eben wieder aufgebracht wurde, und da sie selbst diejenigen entstellt, die schönes Haar besitzen, wird sie auch bei uns eifrig befolgt. Seit der Mitte des Jahrhunderts wird das Haar wieder seinem natürlichen Wuchs überlassen, man kürzt es nicht mehr, sondern frisiert es sorgfältig; es wird gewickelt, gebrannt und von jungen Männern mit bunten

Bändern und Schnüren durchflochten. Sebastian Brandt behauptet im Narrenschiff, also im letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts, die Männer pufften ihr Haar mit Harz und brächten es mittels Eiweiß in feste Formen.

Kostbare Stoffe

Die Farbenfreude in der Tracht bleibt, die Kostbarkeit nimmt unter dem Einfluß des burgundischen Hofes zu. Gold- und Silberbrokate sind keine ungewöhnlichen Stoffe mehr; im Zelte Karl des Kühnen wurden nach der Schlacht bei Granson hundert gestickte goldene Röcke gefunden, die der Herzog als unentbehrlich mit ins Feld genommen hatte. Als er zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich nach Trier kam, trug er einen Waffenrock, der hunderttausend Gulden wert war. Er und seine Umgebung überstrahlten den Kaiser und seinen Hof derartig, daß zwischen den Rittern ernsthafte Mißhelligkeiten ausbrachen und Friedrich, gereizt und verärgert, ohne Abschied von seinem Gast zu nehmen, heimlich die Stadt verließ. Ein von so hoher Stelle gegebenes Beispiel fand nur zu willig Nachfolge. Ehe Leo von Rozmital seine große Reise antritt, kann er nichts Besseres tun, als sich und seine Begleiter sämtlich in Rot zu kleiden, außerdem erwirbt er in Nürnberg »viel guldner und sammeter Schauben und Perlen Ärmel!«, um sich auch unterwegs seinem Stande gemäß präsentieren zu können. Ein vor-



Meister des hl. Bartholomäus. Die hl. Christina (Ausschnitt). Alte Pinakothek, München

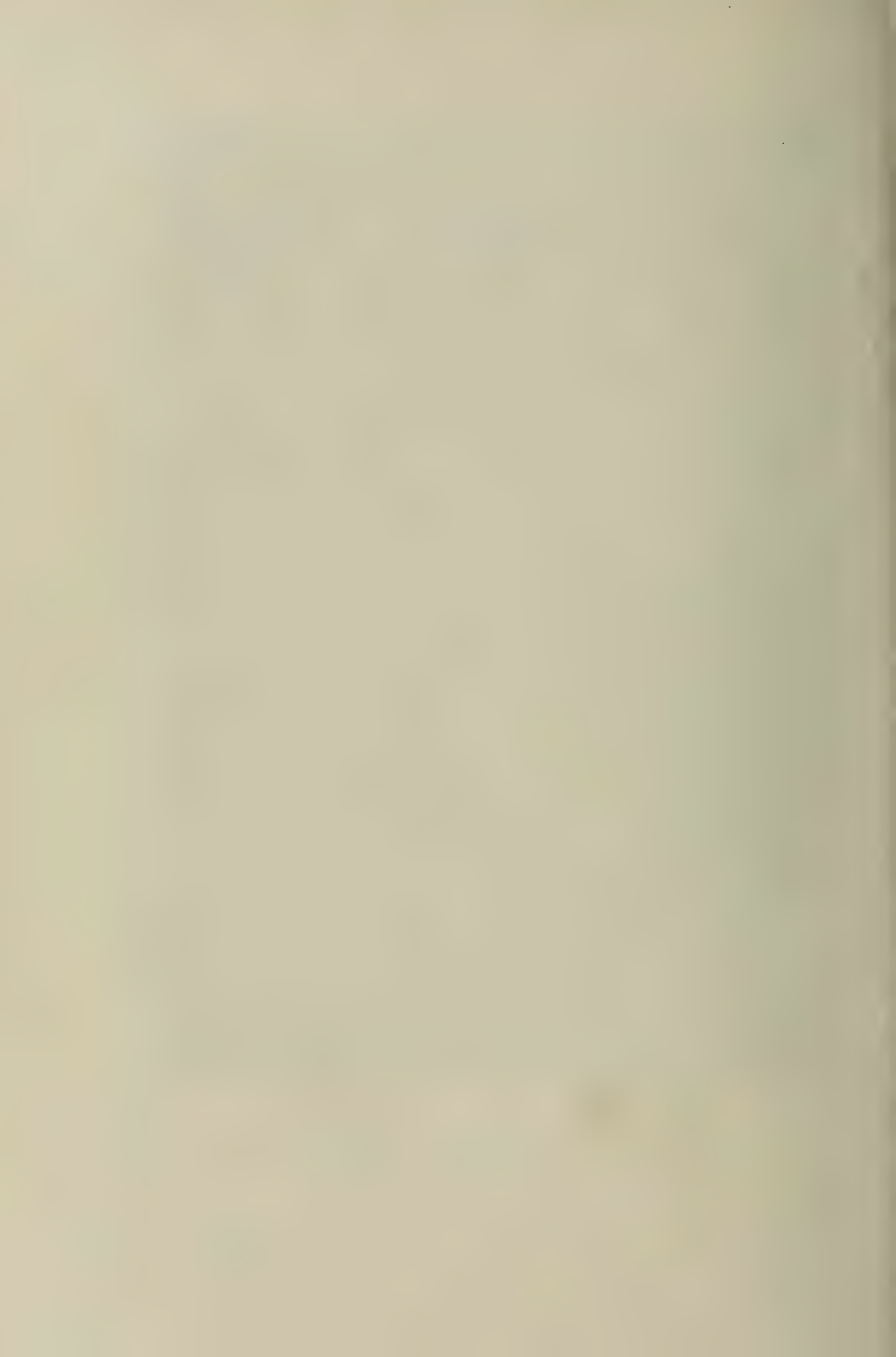
nehmer Mann, schon gar ein König, erregte durch Einfachheit unliebsames Aufsehen. So ging es Ludwig XI. von Frankreich bei seiner Zusammenkunft mit König Heinrich IV. von Kastilien. »Unser Herr«, schreibt Philipp von Comynes, »trug ein überaus kurzes Jäcklein, so kümmerlich und so erbärmlich, daß es nicht zu sagen ist, aus dem wohlfeilsten Drillich, und obendrein ein wehleidig Hütlein, das von den andern gewaltig abstach, darauf ein bleiern Bild. Darüber lachten die Kastilianer und sagten, diese Tracht verriete so recht seinen stinkenden Geiz.« Ludwig XI. ließ sich vielleicht außer durch Gleichgültigkeit gegen Äußerlichkeiten, auch durch Gründe volkswirtschaftlicher Natur bestimmen; er soll Seide erst getragen haben, seit sie nicht mehr importiert werden mußte, sondern auf französischem Boden hergestellt wurde. Sein Zeitgenosse, der gute König René von Sizilien, der in seinem Erbherzogtum Anjou residierte, war ganz anders gesinnt. Er ließ sich, ohne Rücksicht auf die Kosten, Stoffe aus der Levante kommen, kaufte Brokate in Florenz und Neapel und legte Wert auf Nationaltrachten. Aus Spanien und Portugal mußten Burnus und Mäntel für ihn verschrieben werden, ja, er hat schon versucht, Forschungen über die Kleidung seiner Vorfahren anzustellen.

Der burgundische Hof gab immer den Ton an. Nirgends spielte die Etikette eine so wichtige Rolle, und das mußte seine Rückwirkung auf die Tracht äußern. Es macht sich eine doppelte Kleidung geltend, für alle Tage und für Zeremonien, die erstere sehr knapp, die andere lang und faltig. Man gab viel auf häufigen Wechsel: Pierre Michault, Sekretär Karl des Kühnen, empfahl 1466 jungen Männern, täglich ein anderes Kleid anzuziehen. Es spricht für eine große Einfachheit in den Gewohnheiten, was Jörg von Ehingen über den Nachlaß seines Bruders berichtet. Dieser, Wolff von Ehingen, ein Hofmann des Herzog Ernst von Österreich, war gestorben und der Bruder brachte seine Habe nach Hause, darunter kostbares Pelzwerk. »Nachdem aber der zyt«, schreibt er, »im land Schwaben nit site oder gewon war, sich sollicher kostlichkeit zue gebrauchen« schickte er alles nach Frankfurt zum Verkauf und löste die beträchtliche Summe von 1500 Fl.

Schwarz Eine große Neuerung brachte die burgundische Hoftracht der Männerwelt, nämlich die Bevorzugung des Schwarz. Viel-



Botticelli. Bildnis einer jungen Frau
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin



leicht weil die feinsten Qualitäten der niederländischen Tuche schwarz waren, vielleicht auch nur aus Widerspruch gegen die übliche Farbigkeit, wurde das Schwarz als besonders recherchiert angesehen. Als Kaiser Friedrich mit vierzehn Fürsten und Grafen und zahlreicher Ritterschaft 1468 Rom besuchte, da trugen sie alle schwarze Kleidung. Wilwolt von Schaumburg, der dabei war, berichtete es als große Merkwürdigkeit, und es war auch in der Tat etwas ganz Neues. Man liebte im allgemeinen noch die Farben und wußte sich etwas mit ihrer Symbolik, der Herold Sicille in Mons hat noch in den dreißiger Jahren eine Abhandlung darüber geschrieben. Man trug z. B. im zweiten Jahrzehnt zu einem blauen Rock rote und blaue Hosen und dazu eine rote Mütze, denn es ist die Regel, daß in der Kopfbedeckung die Farbe eines der Hauptbekleidungsstücke wiederholt wird. Um die Mitte des Jahrhunderts, also zwischen 1446 und 1475, hat Paul Post festgestellt, daß man trug: blauen Rock und rote Hosen; schwarzen Rock, kirschrotes Untergewand und grüne Hosen; blauen Rock, violettes Untergewand und mattgrüne Hosen; ein Untergewand von Goldbrokat, grüne Hosen und



Meister des hl. Bartholomäus. Weibliche Heilige (Ausschnitt). Museum, Mainz

Farben schwarzen Mantel. Der schon genannte König René trug Grau, Weiß und Schwarz, der Herzog von Berry blaues Obergewand, graues Untergewand, weiß und graue Hosen.

Aus der Farbigkeit entwickelt sich immer bestimmter die Uniform gewisser Kategorien von Hof- und Staatsbeamten, die sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts stärker durchsetzen. Man gab am Hofe Kleider von der gleichen Farbe, die sich aber je nach dem Range des Trägers in der Qualität der Stoffe unterschieden. Auch städtische Uniformen treten auf. Augsburg kleidete 1473 seine Soldaten dreifarbig: weiß, rot und grün, die Militäruniform erscheint bereits. Als der Pfalzgraf bei Rhein 1459 dem Landgrafen von Hessen 1300 Ritter zu Hilfe schickte, kleidete er sie in seine Wappenfarben blau-weiß geteilt. Da war es selbstverständlich eine auffallende Veränderung, wenn der burgundische Hof, auf den alle Augen blickten, als offizielle Hofkleidung seine Angehörigen von Kopf zu Fuß in schwarzen Sammet steckte. Es ist das erstemal, daß Schwarz sich in der Kleidung als Nuance von besonderer Delikatesse geltend macht; je feierlicher bis dahin die festliche Gelegenheit gewesen war, für die man sich anzuziehen hatte, um so bunter war die Farbenwahl ausgefallen. Nun tritt das Schwarz auf und man kann durch die folgenden Jahrhunderte seinen düsteren Weg verfolgen. Wie ein Strom vergossener Tinte breitet es sich aus, immer weitere Kreise in seinen Bann ziehend. Im fünfzehnten Jahrhundert wird es durch die spanische Tracht unterstützt, die es im siebzehnten an Holland weitergibt, wo es von der ernsten lutherischen Bürgerschaft dankbar angenommen wird. Welche Rolle es im neunzehnten Jahrhundert im Herrenanzug spielt, braucht man niemand zu sagen, es ist die ausschließliche Farbe jeder festlichen Gelegenheit geworden.

Die Schleppe Die burgundische Mode, einem Hofe entstammend, der den größten Wert auf Repräsentation legte, hat bei der Frauentracht die Schleppe zu übermäßiger Entwicklung gebracht. Wenn ein kleines schlesisches Städtchen wie Kreuzburg den Bürgerfrauen Schleppen von vier bis fünf Ellen Länge gestattete, wird man annehmen müssen, daß dies wohl das Mindestmaß darstellte und daß es bei den vornehmen Damen gewiß überschritten wurde. Man behauptet, daß die schöne Agnes Sorel, die Geliebte König Karl VIII., diese Mode auf



Antwerpener oder Mechelner Meister von 1493. Schützenfest im Zunftgarten
Museum, Antwerpen

die Spitze getrieben habe, so daß der Klerus, der sich stets mit der Mode beschäftigte, dagegen eingeschritten ist. Die Franziskaner verweigerten den Damen, die Schleppen trugen, die Absolution, aber sie richteten, wie immer, nichts aus. Am Hofe von Burgund gab es genaue Vorschriften darüber, ob

eine Dame sich die Schleppe tragen lassen durfte oder sie selber auf den Arm zu nehmen habe, auch die Länge war von der Etikette geregelt. Der obere der beiden Röcke wurde seitwärts gehoben, um das Unterkleid, das ebenfalls von kostbarem Stoff sein sollte, auch zu zeigen. In der Form der Ärmel schlossen sich die Damen der Herrenmode vollständig an, sie haben all die wunderlichen und absonderlichen Dinge mitgemacht, sie geschlitzt und gezaddelt und in der Regel viel zu lang getragen, so daß auch der Ärmel eine Schleppe erhielt.

Je länger die Kleidungsstücke nach unten wurden, je mehr nahmen sie oben ab, der Halsausschnitt, der schon im vierzehnten Jahrhundert beginnt, setzt sich allgemein durch. Man trug ihn en coeur, vorn und rückwärts dreieckig zulaufend. Als Zierstück benützen die Damen ebenfalls die Hornfessel, *Schmuck* wie sie überhaupt ein wahres Übermaß von Schmuck an Ketten, Agraffen, Kolliers, Armbändern usw. getragen haben. Das Leibchen, das sich schon in der französischen Mode des vierzehnten Jahrhunderts ankündigte, erscheint häufiger. Oft ist es ganz aus Hermelin gefertigt, immer charakterisiert es sich als Kleidungsstück, dessen sich nur vornehme Damen bedienen.

Das Auffallendste an der weiblichen Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts ist der Kopfputz. Die Kopfbedeckung der Herren dieser Epoche war schon seltsam genug, aber den Damen *Damenhüte* ist doch unendlich viel mehr eingefallen. Was sie alles an Wülsten, Bändern, Hüten, Turbanen aufgesetzt haben, ist gar nicht zu klassifizieren; in Kugel- und Kürbisform, rund, oval, spitz wählten sie ihre Coiffuren und trugen oft genug mehrere zur gleichen Zeit übereinander. Als alles nicht groß, phantastisch, nicht extravagant genug schien, drapierten sie ihre Schleier über Drahtgestellen, die den Kopf nach allen Seiten mächtig überragten. Wie der Hennin, dessen Beliebtheit in dieser Zeit keineswegs abnahm, sich in manchen Volkstrachten des nördlichen Frankreich bis in die jüngste Zeit behauptete, haben sich auch die Schleierhauben der Mode des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kleidung mancher katholischer Nonnen erhalten. Alle diese Veranstaltungen erfüllten den Hauptzweck ihrer Bestimmung, das Haar zu verbergen, vollständig. Man darf nicht glauben, daß die Prachtfrisuren von Locken, Zöp-



Giov. Ant. Boltraffio (od. Ambrogio de Predis?)

Lodovico il Moro, Herzog von Mailand
Sammlung Trivulzio, Mailand

fen, Haarsträhnen, durchflochten mit Perlenschnüren und geschmückt mit Juwelen, welche die Maler der italienischen Renaissance so gern darstellten, der Wirklichkeit entsprochen hätten, es waren Schöpfungen der Phantasie, die höchstens in der Werkstatt des Künstlers zustande kamen.
Die burgundische Mode bevorzugte kostbare, reiche und schwere Stoffe, was den Anzug der Damen, die sich danach richten wollten, sehr kostspielig machte. Die Hofdamen der Herzogin von Burgund erhielten im Jahr 4000 Brabanter Taler Toilettengeld, welche Summe ein Licht auf die Ansprüche wirft, die an sie gestellt wurden. Als Lucrezia Borgia sich mit Alfons von Este verheiratete, kosteten die Roben ihrer Ausstattung zwischen fünfzehn und zwanzigtausend Dukaten, einzelne Prunkärmel kamen auf 300 Dukaten zu stehen, die Hüte das Stück zehntausend Dukaten. Beim Empfang ihres künftigen Schwagers, des Kardinal Hippolyt d'Este, trug sie ein Kleid von weißem goldgesticktem Tuch mit einem Über-

wurf von maulbeerfarbenem Sammet, die Ärmel von Goldbrokat. Beatrice d'Este, die Frau des Herzogs von Mailand, besaß 84 derartige Prunkgewänder, deren Leibchen mit Perlen, Smaragden und Rubinen besetzt waren. Diese Verschwendung setzte sich nach unten fort. In demselben Jahr 1485, in dem der Rat von Regensburg den Bürgerfrauen nur drei Paar kostbare Ärmel gestatten wollte, starb eine Frau in Leipzig, die sieben Paar derartiger Kleidungsstücke hinterließ, außer anderen Putzartikeln natürlich.

Kleider-Ordnungen

Eine solche Verschwendung ruinierte notwendig alle, die da glaubten, die Mode mitmachen zu müssen, und aus den Kreisen der am empfindlichsten Getroffenen, der Ritter und Adligen, erfolgten Versuche, die Herren und Damen, die zu ihnen gehörten, zur Einfachheit zu verpflichten. Vor dem Turnier, das 1497 in Würzburg stattfand, erließ die fränkische Ritterschaft einen Aufruf gegen den Toilettenprunk, der bei derartigen Veranstaltungen sonst herkömmlich war, und die Ritterschaft der Vierlande tat 1485 ein gleiches, als ein Turnier in Heilbronn bevorstand. Ob es wohl etwas genutzt hat? Es scheint nicht. Jedenfalls war es der erste Versuch, gütlich zu bewirken, was einer langen Reihe obrigkeitlicher Verbote bis dahin nicht gelungen war. Vorwiegend waren dieselben allerdings darauf gerichtet gewesen, in der Kleidung äußerlich sichtbare Standesunterschiede aufrechtzuerhalten. Das hatte schon Karl d. Gr. unternommen, als er im Jahre 808 in einem Capitulare eine Kleiderverordnung erließ, die erste, soweit Deutschland in Frage kommt. Sie regelte die Kleidung nach dem Stand, ob mit Erfolg, ist nicht bekannt. Erst in der Epoche der beginnenden Städtekultur, als ein neuer Stand sich neben den bis dahin vornehmsten zu stellen wagt, und der Bürger sich ebenso kleiden will wie der Ritter, werden neue Versuche gemacht, sich diesem Unterfangen entgegenzusetzen. Am Ende des zwölften Jahrhunderts, als die Preise von Stoffen und Pelzwerk auf das Doppelte gestiegen waren, werden Klagen laut, der gemeine Mann sei besser gekleidet wie die Barone, und Heinrich der Teichner behauptet sogar: das Gesinde übertrifft die Herrschaft im Putz. Die köstliche, wahrscheinlich wirklich passierte Geschichte von Meier Helmbrecht, die Freytag so lebendig nacherzählt hat, beweist ja, wie stark der Nachahmungstrieb im gemeinen Volk war. Ein

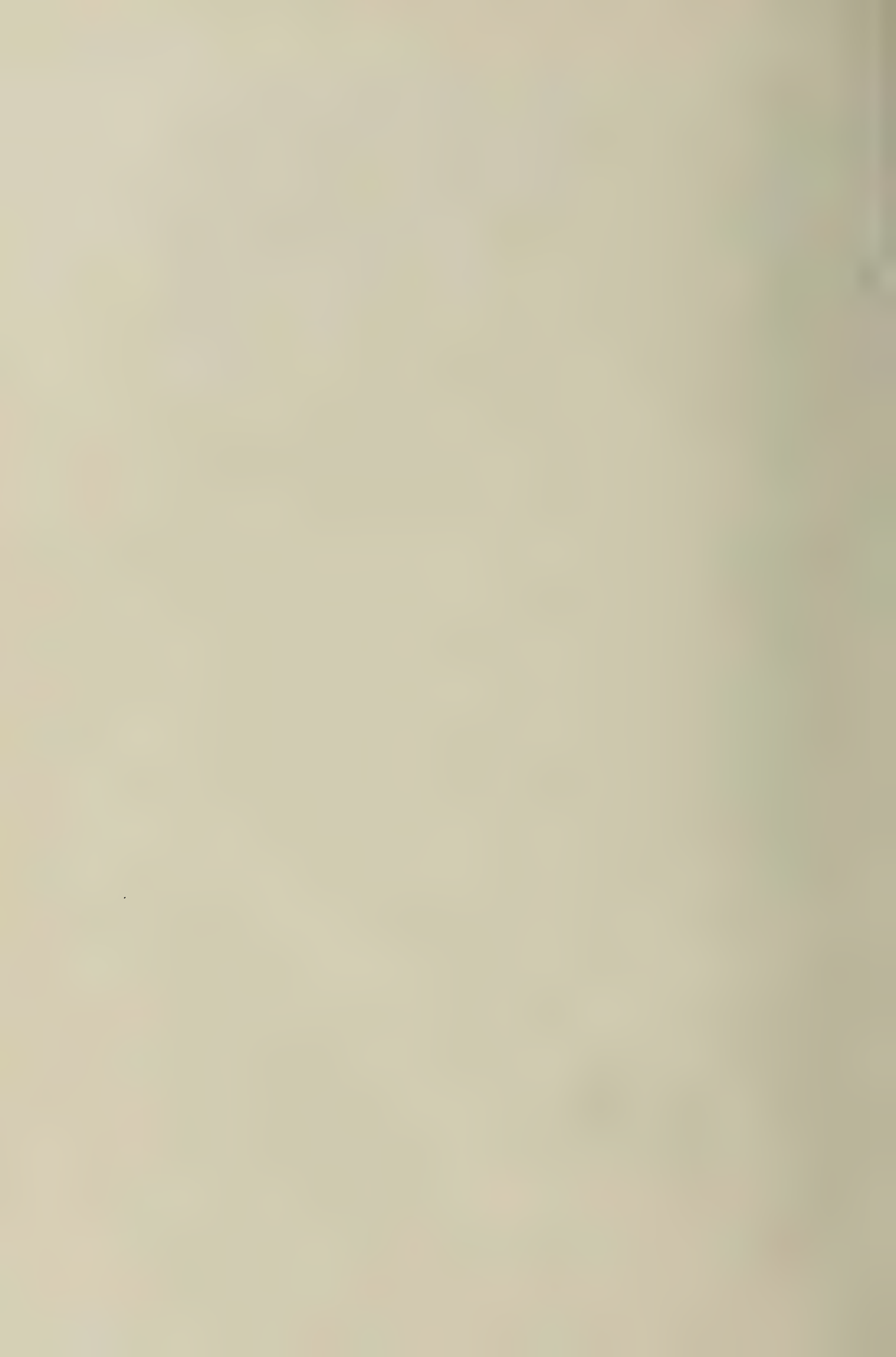


Albrecht Dürer. Venezianerin. 1495. Federzeichnung. Albertina, Wien

Regen von Befehlen und Verboten geht nieder, in allen Ländern und fast zur gleichen Zeit. Während der deutsche Landfrieden Verordnungen gegen den Luxus der Bauern erläßt, geben Jakob I. von Aragonien 1234 und Alfons I. von Castilien 1256 Kleiderordnungen heraus, und die französischen Könige Ludwig der Heilige und Philipp IV. folgen ihrem Beispiel. Je geringer der Erfolg war, den die Gesetzgeber zu verzeichnen hatten, um so größer war die Zähigkeit, mit der sie an ihren Plänen festhielten. Verfolgt man die Erlasse der deutschen Magistrate, so erstaunt man darüber, um welche Dinge der Rat einer Stadt sich damals alles gekümmert hat. Was Straßburg, Ulm, Speier, Nürnberg, Zürich alles an Besätzen, Stoffen, Zutaten, Schnitten ihren Bürgern untersagt haben, das berührt geradezu komisch, wüßte man nicht, daß es nur den Zweck hatte, gewisse Dinge dem Adel als Auszeichnung zu reservieren. Die italienischen Demokratien waren in dieser Beziehung nicht minder peinlich, Florenz hat mit seinen Damen Kämpfe ausgefochten, bei denen die Lacher immer auf seiten der holden Weiblichkeit waren, die es nur zu gut verstand, dem Rat ein Schnippchen zu schlagen. Bologna gab 1453 eine Kleiderverordnung heraus, die selbst das Futter der Anzüge berücksichtigte. Schließlich, als alles nichts fruchten wollte, entschlossen sich einige besonders helle Köpfe dazu, nicht das Tragen gewisser Kleidungsstücke zu verbieten, sondern das Machen. Straßburg, Ulm, Zürich, München haben diesen Weg eingeschlagen, der sie aber auch nicht zum Erfolg geführt hat. Man hat es doch immer aufs neue versucht, Standesunterschiede fixieren zu wollen, die sich dauernd verschoben. Isabella, die Katholische von Spanien, die doch selbst den Ruf hatte, den Putz zu lieben, und Wert darauf legte, keinen Gesandten zweimal in dem gleichen Kleid zu empfangen, erließ 1494 eine gepfefferte Ordonnanz gegen den Luxus ihrer Untertanen. Der Kurfürst von Sachsen schrieb 1482 den adligen Damen vor, daß sie nicht mehr als einen seidenen und zwei gestickte Röcke besitzen sollten, kein Kleid dürfte eine Schleppe haben, die länger sei als zwei Ellen, und keine ihrer Roben dürfte mehr kosten als 150 Fl. Da diese Summe sich, nach dem Vorkriegswert des Geldes berechnet, auf etwa tausend Gulden belaufen würde, erscheint die landesväterliche Fürsorge nicht unberechtigt.



Unbekannter Meister. Bianca Maria Sforza
Zweite Gemahlin Kaiser Maximilian I. Vermählt 1494, † 1511





Gentile Bellini. Prozession auf dem Markusplatz in Venedig 1496 (Ausschnitt). Akademie, Venedig

Das gleiche Schicksal wie die Verordnungen gegen die Verschwendung der Laien, teilen die Bestrebungen, dem Klerus die Modekleidung der Weltleute zu verleiden, sie blieben ohne Wirkung. Zur Zeit Karl d. Gr. wird die Eitelkeit der Geistlichen gerügt; sie wählten zu enge Kutten und trugen kleine Spiegel auf ihren Schuhen, um bei jedem Schritte die Freude zu haben, sich betrachten zu können. Im Jahre 972 klagt Erzbischof Adelbero von Rheims den Klerus seiner Diözese hart an und wendet sich namentlich gegen den Kleiderluxus der Mönche. Sie schnürten ihre Kutten so knapp, daß man den Hintern erkenne, sie trügen zu kostbare Stoffe und Pelze und sollten sich auch der bunten Farben enthalten. Die Angehörigen des Klerus scheinen aber durchgängig gar keinen Wert darauf gelegt zu haben, daß man sie an ihrer Tracht von den Laien unterscheiden könne; im vierzehnten Jahrhundert verbietet Bischof Konrad von Breslau seinen Klerikern die affenmäßige Kleidung, in der sie sich gefielen. Im



Gentile Bellini. Das Wunder des hl. Kreuzes (Ausschnitt: Caterina Cornaro mit Damen der Aristokratie). Akademie, Venedig

ganzen fünfzehnten Jahrhundert hat sich aber darin nur wenig geändert, erst im sechzehnten und erst infolge der Reformation nahm die katholische Geistlichkeit, soweit sie nicht Ordenskleidung zu tragen verpflichtet war, eine ausgesprochene Standeskleidung an, die der Würde ihres Berufes entsprach.

Die Mode Die Mode hat es im Mittelalter nicht ebenso leicht gehabt, sich zu verbreiten, wie heute, es standen ihr weder Bilder noch Worte zu Gebote, und sie war, wenn man nicht schon die Modepuppen kannte, darauf angewiesen, durch lebende Träger ihre Schöpfungen zu empfehlen. Jeder abenteuernde Ritter ein Mannequin!

Woher stammte die Mode in jener Zeit? Die Uniformität der Tracht entstand aus dem kulturellen Ausgleich, der ganz unmerklich unter den Nationen vor sich ging. Sie sind ungefähr gleich gekleidet, die Abweichungen sehr gering. Macht

sich zu irgendeiner Zeit ein bestimmter Einfluß besonders geltend, so dürfte er auf das Vorwiegen eines Hofes oder die Suggestivwirkung eines Stoffes, eines Schnittes zurückzuführen sein. Diese Rolle fiel lange dem oströmischen Kaiserhof in Byzanz zu, er hat die Mode noch über die Epoche Karl des Großen hinaus bestimmt. Dann bringen die Kreuzzüge die Berührung mit dem Orient, und in der höfischen Zeit ist es Frankreich, das sich den Ruf erringt, besonders elegant zu sein. Den Franzosen ist die kindische Scheu vor dem Selbstlob stets fremd gewesen, sie haben immer glänzend verstanden, sich in Szene zu setzen, und an Dummen, die ihre dröhnende Selbstverherrlichung ernst nehmen und an sie glauben, fehlt es ihnen bekanntlich bis heute nicht. Indessen sind es durchaus nicht nur die Deutschen, die fremdsüchtig wären, keineswegs, man hört schon im hohen Mittelalter, daß die Moralprediger jeder Nation ihr eigenes Volk beschuldigen, die guten Sitten der Väter aufzugeben, um die Unsitten der Fremden anzunehmen. Noch niemand hat ergründet, wann denn nun eigentlich die gute alte Zeit von Zucht und Sitte gewesen ist. Man weiß nur, sie »war«. So behauptet Villani, die Florentiner wären nach Art der mit der Toga bekleideten Römer schön und würdig erschienen, dann aber hätte das Beispiel Gauthiers von Brienne, Herzogs von Athen, ihre Sitten verdorben und sie hätten fremde Trachten angenommen.



Gentile Bellini. Prozession auf dem Markusplatz in Venedig 1496 (Ausschnitt). Akademie, Venedig

Er erkannte zu seiner Zeit nicht, daß seine Landsleute nur der großen Mode folgten, als sie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die weiten Schnitte mit den engen vertauschten. Das hätten sie unzweifelhaft auch dann getan, wenn der Herzog von Athen nie in ihren Mauern

erschienen wäre. In Deutschland tadelten die Patrioten die Annahme französischer Moden, kamen diese dann auf ihrer Wanderung nach Osten bis Norwegen, so wurden sie dort als deutsche Moden in Acht und Bann getan und König Haakon Magnussohn ergriff scharfe Maßregeln, um ihnen zu steuern. Alle Nationen haben zu der Weltmode des Mittelalters beigetragen, die einen vielleicht mit etwas mehr Geschmack, die anderen mit weniger. Es macht keine eine Ausnahme. Betrachtet man z. B. die dem Pisanello zugeschriebenen Fresken im Palazzo Borromeo in Mailand aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts oder die Malereien Lorenzo Cossas im Palazzo Schifanoja in Ferrara, so findet man die Kleiderschnitte, die Hörnerfrisuren, den Hennin und andere Dinge genau in der Gestalt, in der die burgundische Mode sie vorschrieb. Italien nimmt keineswegs eine Ausnahmestellung ein. Es hat nur im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Brokate, die es herstellte, eine Änderung der Mode herbeigeführt, indem diese Stoffe so schwer waren, daß sie die Schleppe einfach nicht mehr erlaubten. Der Frauenrock wird im Übergang zum sechzehnten Jahrhundert rund, was man in Italien eher beobachtet als auf dieser Seite der Alpen. Alle gaben etwas dazu, aber erst wenn es im großen Schmelztiegel Paris die letzten Weihen erhalten hatte, konnte es mit dem Segenspruch »französische Mode« in die Welt entlassen werden.



A. Dürer. Selbstbildnis. 1498. Prado, Madrid

Das Haus

Alles, was mit der Kultur der Wohnung und der Häuslichkeit zusammenhängt, wird man sich im Mittelalter nicht einfach genug vorstellen können. Die Germanen kannten ursprünglich wohl nur Holzhütten, Steinbau und alle Einrichtungen, die zur Behaglichkeit nötig sind, lernten sie erst in den römischen Pflanzstädten an Rhein, Mosel und Donau kennen. Aber die Bekanntschaft bedingte keineswegs die Annahme, das System der römischen Zentralheizung z. B. ging für Jahrhunderte wieder völlig verloren. Wie weit die Annehmlichkeiten gingen, die die Pfalzen Karl d. Gr. boten, läßt sich nicht mehr beurteilen. Die Pfalz in Ingelheim, deren letzte Reste erst 1831 eingestürzt sind, galt als ein Wunder der Kunst, der Kaiser hatte Marmorsäulen von Ravenna kommen lassen, um sie auszuschmücken, aber das sagt noch nichts über die Bequemlichkeit. Der große Festsaal scheint bei den Pfalzen, wie man noch heute in Eger und

Gelnhausen sehen kann, das Zentrum gewesen zu sein, gegen das die Wohnräume zurücktreten mußten.

Die Burg Vor allem wird man sich von den Burgen ein Bild machen müssen, das keine seiner Farben von dem Spielzeug leihen darf, das man seit der romantischen Zeit vor hundert Jahren aufführte und »Burgen« nannte, wirklich ein »lucus a non lucendo«. Eine Burg hatte in erster Linie ein gesicherter Wohnsitz zu sein, der schon durch die Art seiner Anlage den Bewohnern Schutz gewährte. So entstanden sie gewöhnlich um einen großen Turm als Mittelpunkt, der häufig noch aus römischer Zeit stammte, in Frankreich später Donjon, in Deutschland Bergfried geheißen. Der Zugang wurde möglichst erschwert, Sicherheit war die Losung. Erst seit dem elften Jahrhundert beginnt man eine gewisse Wohnlichkeit zu beanspruchen, neben dem großen Turm erscheint der Palas, der in friedlichen Zeiten dem Leben der Familie dient. Nur sehr vornehme Leute bedurften einer Halle für Feste, die gewöhnlichen Burgen boten nur ganz enge Räume und ungenügende Unterkunft. An die Wartburg von heute darf man nicht denken, wenn man sich das Mittelalter vorstellen will. Die Fensteröffnungen waren sehr klein und da man Glasscheiben nicht kannte, mußten sie mit hölzernen Laden geschlossen werden, um die Kälte abzuhalten. Kleine Luft- und Lichtlöcher schloß man mit Hornplatten oder mit gefirnißtem Pergament. In Italien hatte man die Impannate, Fensterflügel, deren Rahmen mit Leinwand oder Ölpapier bespannt waren, um wenigstens das Licht durchzulassen. Gegen die Witterung war man nur mangelhaft geschützt. Die Feuer waren offen, die Schornsteine unzulänglich, die Kamine oft genug höchst unpraktisch an der Außenmauer angelegt. Wie hätte man sich ohne diese Entbehrungen, die der Winter auferlegte, sonst wohl so auf den Frühling freuen können?

Beleuchtung Im Norden besaß man als Hilfsmittel gegen die Dunkelheit der Zimmer den Kienspan, die Fackel und Wachskerzen, bestenfalls Öllampen mit schwimmenden Dochten. Alle miteinander waren höchst feuergefährlich, alle rußten und qualmten und müssen die Besitzer stark belästigt haben. Man hatte Kronleuchter, aber man bediente sich ihrer anscheinend nur in Kirchen, Wachskerzen waren außerdem so kostspielig, daß sie nur den Allerreichsten zugänglich waren. Die Räume waren



Gentile Bellini. Caterina Cornaro, Königin von Cypern. Galerie, Budapest

nicht nur klein, es waren ihrer auch nur wenig, und wenn der Burgherr und seine Familie so glücklich waren, eigene Schlafzimmer zu besitzen, Gäste und Gefolge kampierten im Saal.

Möbel

Die Dichter, zumal die der französischen Heldenepen, beschreiben zwar herrliche Schlafzimmer mit Vergoldung, Betten von Elfenbein u. dergl., aber man darf nicht glauben, daß sie die Wirklichkeit vor Augen hatten; so dürftig wie die Beleuchtung, so bescheiden war das Mobiliar. Hab und Gut bewahrte man in Kisten, die günstigenfalls mit Kissen belegt, zugleich als Sitzmöbel dienten. Tische wurden aufgeschlagen, indem man Bretter über Böcke legte, und auch die Betten waren kein feststehendes Inventarstück, sondern wurden bei Bedarf erst zurechtgemacht. Der Fußboden wurde mit Stroh belegt, im Sommer mit frischem Grün; wenn die Dichter ihn mit Rosen bestreuen lassen, so trägt ihre Phantasie die Verantwortung. Noch im vierzehnten Jahrhundert schildert Frois-



Franc. Gallegos. Die Enthauptung des Johannes. Prado, Madrid

sart die Wohnung des Grafen von Foix, in der der Boden mit Binsen und Gras bestreut wird und die Wände mit frischem Grün verkleidet werden. Bei der Ausschmückung der Zimmer ist immer nur von Teppichen die Rede, in erster Linie als Wandschmuck, in zweiter zum Belegen der Sitzmöbel und des Bodens. Der große Bedarf hat denn auch als erste Luxus-

industrie die Teppichweberei entstehen lassen, die sich in Nordfrankreich und den Niederlanden bald zu großer Blüte entwickelte. Bis dahin hatten Bildteppiche zu den von den Damen bevorzugten Handarbeiten gehört. So hatte die Herzogin Mathilde, die Gattin Wilhelm des Eroberers, auf einen Leinenstreifen von 63 m Länge und 46 cm Breite in bunter Wolle die Taten ihres Gemahls gestickt bis zu seinem Siege über König Harald in der Schlacht von Hastings. Diese berühmte Tapisserie von Bayeux ist mit ihren auf 72 Bilder verteilten 530 Figuren ein glänzendes Denkmal von Fleiß und künstlerischer Begabung derer, die ihn herstellten. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte die Gobelinweberei die höchste Stufe der Vollendung erreicht, die Erzeugnisse der niederländischen Manufakturen waren nicht zu übertreffen, Raffaels Entwürfe wurden nach Flandern geschickt, um gewebt zu werden. Die Fürsten wetteiferten miteinander im Besitz köstlicher Bildteppiche. König René von Sizilien besaß eine Folge von sechs Stück mit Darstellungen aus der Apokalypse, von denen jedes 20 Ellen lang und 5 Ellen breit war. Es war ein besonderer Diener zu ihrer Pflege angestellt, sie befinden sich heute in der Kathedrale von Angers. Die Gobelins, die Karl der Kühne mit in den Schweizerkrieg genommen hatte, gehörten mit zur Schlachtbeute von Granson und Murten und werden jetzt im Museum von Bern aufbewahrt. Wer sich diesen Luxus nicht leisten konnte, ließ sich wohl die Wohn- und Festräume mit Fresken zieren, von denen ja in allen Ländern noch charakteristische Spuren zurückgeblieben sind. Aber das war ein Vorrecht Reicher, im allgemeinen wird man Schlösser und Burgen des Mittelalters nur als sehr kümmerliche Behausungen nach modernen Anschauungen betrachten dürfen. Wie das hohe Haus, das Wilwolt von Schaumburg sein eigen nannte, »unten leer, oben nichts darin«.

Unerläßliche Veranstaltungen eines gewissen Komforts fehlten ganz. Ein Abtritt war eine Seltenheit, war er vorhanden, so führte er ins Freie. Im Schlosse zu Erfurt lag die Kloake unter dem großen Saal. Als Kaiser Friedrich I. 1183 hier einen Reichstag abhielt, brach der Boden unter der Last und alle Teilnehmer stürzten in die schmutzige Flut, in der, außer vielen anderen Rittern und Edlen, acht regierende Fürsten den Tod fanden. Wilwolt von Schaumburg besucht einmal

heimlich seine Herzallerliebste, aber er wird überrascht und muß seinen Aufenthalt unfreiwillig verlängern, sehr gegen seinen Willen, denn er beklagt sich in seinen Erinnerungen bitter darüber, daß kein »heimlich Gemach« vorhanden gewesen.

Erst wenn man sich den Aufenthalt in den Burgen vergegenwärtigt, abgeschieden, dunkel, kalt, schmutzig, übelriechend, versteht man die überschwengliche Freude, mit der die Dichter jener Jahrhunderte den Frühling begrüßen. Er erlaubte die Fenster zu öffnen, brachte Licht, Wärme, Gäste und führte ins Freie. Es fällt einem schwer, sich vorzustellen, wie nach der Erzählung Jörg von Ehingens auf der kleinen Burg Entringen »fünf Edelleute mit ihren Frauen freundlich und friedlich gelebt und hundert Kinder gezeugt haben« sollen.



Maitre de Moulins, Anne de France, Herzogin von Bourbon und ihre Tochter Susanne de Bourbon. Etwa 1498

Gastfreundschaft war nicht nur eine Tugend, sie war eine Notwendigkeit, denn einen großen Teil des Jahres lebten die Burgbewohner von allem Verkehr mit der Außenwelt so gut wie ganz abgeschlossen. Die Dichter machen auch gar kein Geheimnis daraus, wie groß die Langeweile war und wie gern man Gäste sah, besonders wenn sie ordentlich erzählen konnten. Über die Ankunft des Gastes freuen sich sogar die Hunde, hieß es. Wenn ein Gast kommt, sagt ein altdeutsches Sprichwort, geht das Tor von selbst auf. In der Frühzeit gab es keine Gasthäuser. Klöster und Schlösser nahmen die Reisenden auf, um Gottes willen und ohne Entgelt, es war ein moralischer Zwang, dem sie unterlagen und dem sie sich um der Ehre willen



Holländ. Schule, Ende d. 15. Jahrh. Maria mit hl. Frauen. Rijksmuseum, Amsterdam

nicht entziehen durften. Später als es Gasthäuser gab, wurden vornehme Reisende wohl zechfrei gehalten. Der Rat der Stadt verehrte ihnen den Wein, und wenn der Fürst, dem sie ihre Aufwartung machten, nobel war, so bezahlte er ihren Aufenthalt. Das wurde schließlich vielen lästig und sie ließen sich gern verleugnen. Leo von Rozmital vergißt nie, in seiner Reisebeschreibung zu erwähnen, ob jemand, den er mit seinem Besuch zu erfreuen dachte, sich verleugnen ließ oder ihn bei der Abreise »aus der Herberge löste«.

Das Reinlichkeitsbedürfnis des Mittelalters war größer als man gewöhnlich annimmt. Weil die Kirche die öffentlichen Badeanstalten, in denen es um die Sittlichkeit wohl nicht

gerade glänzend bestellt war, mit scheelen Augen ansah, hat man sie als Feindin der Sauberkeit betrachtet. Das ist aber nicht nötig. Gregor der Große wendet sich einmal ausdrücklich gegen die Prediger, die das Baden am Sonntag verbieten wollten, und der heilige Benedikt ordnet in seiner Regel an, daß Abt und Mönche den Reisenden, die bei ihnen einkehren, die Füße waschen sollen. Von dem Erzbischof Adalbert von Bremen, dem Erzbischof Bruno von Köln, die dem zehnten und elften Jahrhundert angehören, wird es sogar als besonderer und auffälliger Akt der Entsagung gerühmt, daß sie sich des Badens enthalten hätten. Das Dampfbad war römisches Erbteil und hielt sich überall, wohin die antike Kultur es gebracht hatte; in England waren die römischen Badeanlagen z. B. in Cambridge noch im elften Jahrhundert in Gebrauch, auch der Seifried Helbling kennt es recht gut. In der schönen Literatur der Zeit ist davon die Rede, daß Herren und Damen sich sofort nach dem Aufstehen Gesicht und Hände mit frischem Wasser waschen, doch wird auch das Bad erwähnt und in fürstlichen Behausungen sogar die Badestube. Darf man den Dichtern glauben, so wären die jungen Ritter dabei von Jungfrauen bedient worden, und Wolfram von Eschenbach läßt deutlich durchblicken, daß die Damen sich bei diesem Geschäft nicht durch übergroße Delikatesse auszeichneten. In Badeorten und Gesundbrunnen pflegten beide Geschlechter gemeinschaftlich in den Heilquellen zu baden, was den Damen die erwünschte Gelegenheit gab, sich mangels anderer Toilette durch besonders eleganten Kopfputz auszuzeichnen. Das beliebteste Modebad war im späten Mittelalter Baden i. d. Schweiz, von dem Poggio, der es 1417 besuchte, eine sehr pikante Schilderung entwirft: es sei »kein Bad heilsamer für Frauen, die gern Kinder haben wollten«. In den Städten war kein Mangel an öffentlichen Badestuben, die ebenfalls von Männern und Frauen, wie es scheint, zu gleicher Zeit benutzt wurden, eine Gewohnheit, die in Deutschland althergebracht war, schon der hl. Bonifaz hatte sie im Jahre 745 verboten. Bäder galten so sehr als Notdurft des täglichen Lebens, daß viele fromme Stiftungen zugunsten des Badens armer Leute gemacht worden sind.

Es ist wohl eine offene Frage, ob der Mangel an Reinlich-



Lionardo da Vinci. La Belle Ferronière. Louvre, Paris

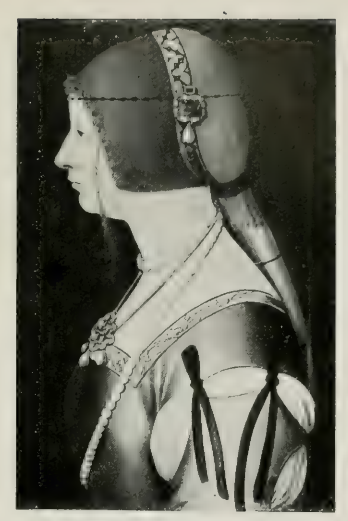
keit und Hygiene oder im Gegenteil ein Zuviel an öffentlichen und gemeinsamen Bädern den Seuchen Vorschub leisteten, die Europa im Mittelalter verheert haben. Eine Pestepidemie ist jedenfalls der andern gefolgt, wobei man unter Pest nicht nur die eigentliche asiatische Beulenpest verstand, sondern so ziemlich jede akute ansteckende Krankheit, wie Typhus, Milzbrand u. a. Im vierzehnten Jahrhundert hielt der Schwarze Tod seine fürchterliche Ernte in Europa. Durch Karawanen aus dem Orient eingeschleppt, verbreitete er sich 1347 von Süditalien aus über das Abendland und soll binnen

drei Jahren 25 Millionen Menschen hinweggerafft haben. Da er zugleich mit Mißernten und Erdbeben auftrat, so verbreitete er ein fürchterliches Entsetzen. Jeder von der Krankheit Befallene war ohne Hoffnung binnen drei Tagen eine Leiche, von fünf Menschen starben immer drei. Alle Bande gesellschaftlicher Ordnung lösten sich. Die einen verzehrten sich in wilden Bußübungen, die andern gaben sich dem tollsten Genußleben hin. Das einzige Hilfsmittel der Prophylaxe



Unbek. französ. Meister. Damenbildnis um 1500. Louvre

war Isolierung, die auf das erbarmungsloseste durchgesetzt wurde. War in einem Hause ein Fall von Erkrankung festgestellt, so verrammelte man Türen und Fenster und ließ die Gesunden mit den Kranken verschmachten. Nicht minder furchtbar wie die häufigen Epidemien war das endemische Leiden der Menschheit des Mittelalters, der Aussatz. Er war eine Infektionskrankheit, die ebenso ansteckend war wie sie entstellend wirkte. Geschwüre zerstörten das Zellgewebe der Haut, die Glieder faulten ab, aber der Tod trat erst nach einer längeren Reihe von Jahren ein, oft nach acht bis zehn Jahren. Da man kein Heilmittel kannte, so half man sich damit, daß man die Erkrankten aus der Gesellschaft ausstieß. Sie waren bürgerlich tot, schieden von ihrer Familie und verloren Hab und Gut, wobei Rang und Stand keine Ausnahme machten. Sie mußten besondere Kleidung anlegen und bei ihren Bettelfahrten ihre Nähe durch eine Klapper ankündigen. Man schloß sie in eigene Hospitäler ein, die schon im sechsten Jahrhundert erwähnt werden. Die Kreuzzüge breiteten die Lepra von neuem aus, im dreizehnten Jahrhundert erreichte sie ihren Höhepunkt. Prinz Alphons, der Bruder des hl. Ludwig, gründete in der Provence 67 Leproserien, in ganz Frankreich zählte man zweitausend, im Abendland überhaupt gegen zwanzigtausend.



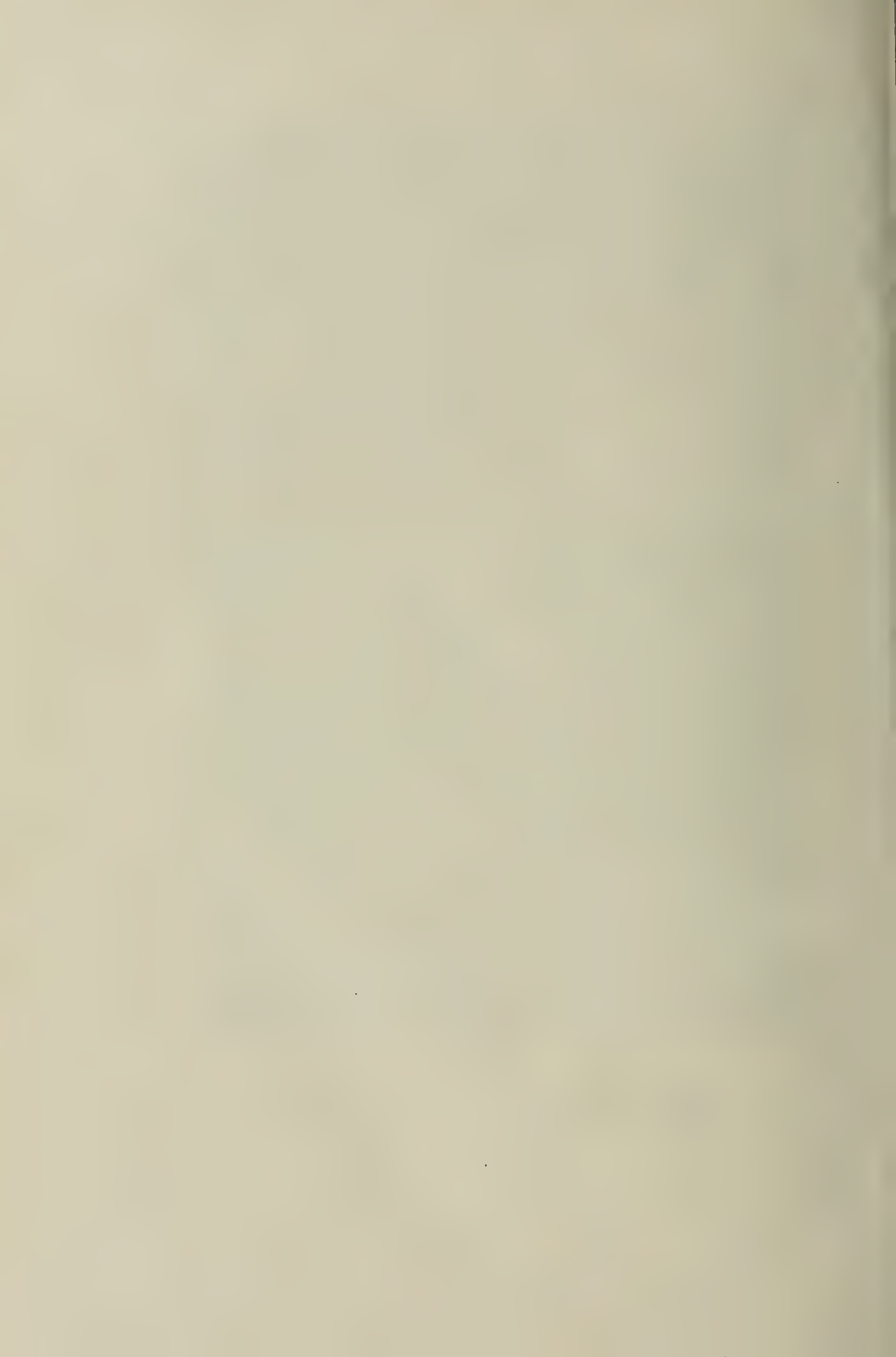
Ambrogio de Predis (?). Bianca Maria Sforza. Galerie, Wien

Die üblen Krankheiten, die den Tod immer in schrecklicher Gestalt und fast immer unvermeidlich im Gefolge hatten, haben die Unsittlichkeit gefördert, sie waren ein Stachel zu schnellem, schrankenlosem Genuß. Die sittlichen Begriffe des Mittelalters waren überhaupt andere als die heutigen, man verheimlichte und beschönigte nichts, sondern nannte ganz offen das Kind mit seinem Namen. Den Kreuzheeren, die

doch der Ehre des Höchsten wegen in den Krieg zogen, folgten ganze Scharen 'feiler Weiber völlig militärisch organisiert. Bei dem zweiten Kreuzzug hätte eigentlich jeder Ritter nur eine Waschfrau zu seiner persönlichen Bedienung mitnehmen sollen, aber diese Verordnung wurde nicht befolgt, und da König Ludwig VI. von Frankreich seine Frau Eleonore von Aquitanien mitnahm, so ließen sich auch andere Damen nicht abhalten, mit einem Troß von Dienerinnen ihre Ehemänner oder solche, die es werden wollten, zu begleiten. Da die französische Königin im Punkte Moral das allerschlechteste Beispiel gab, so kann man sich den Ton denken, der unter dieser zu einer so heiligen Absicht ausgezogenen Gesellschaft herrschte. Das war aber nicht nur bei den Kreuzzügen so. Wilwolt von Schaumburg erzählt, daß sich im Heere Karl des Kühnen vor Neuß eintausend Weiber befanden. Zum Reichstag in Frankfurt a. M. fanden sich 1394 achthundert feile Dirnen ein. Die Kirche suchte eine Heiligung der Ehe durchzuführen, indem sie seit dem achten Jahrhundert auf die kirchliche Trauung bei der Eheschließung hinwirkte, aber es ist ihr nicht so recht gelungen; noch durch das zehnte und zwölfte Jahrhundert gehen die Verbote der Trauung durch Laien. Karl der Große ließ seine sechs unehelichen Kinder zusammen mit den in rechtmäßiger Ehe erzeugten aufziehen und nahm gar keine Notiz davon, daß seine Töchter Kinder bekamen, ohne daß sie doch verheiratet gewesen wären. Der Klerus gab das Beispiel, je höherstehend, je mehr. Der im Jahre 1238 verstorbene Bischof Heinrich von Basel hinterließ zwanzig uneheliche Kinder und an die Päpste des Reformationszeitalters braucht man ja nur zu erinnern, um zu wissen, wie es um ihre Moral bestellt war. In der italienischen guten Gesellschaft wird schließlich zwischen ehelichen und unehelichen Kindern kaum noch ein Unterschied gemacht, viele der berühmten Tyrannenfamilien der Renaissance wurden in Herrschaft und Fortdauer durch die Bastarde gehalten. Die Frauenhäuser in den Städten waren anerkannte Einrichtungen. Als Kaiser Siegmund 1434 durch Ulm kam, wurde er nicht nur vom Rat bewirtet, sondern mit samt seinem Gefolge im Frauenhause freigehalten. Das gleiche tat die Stadt Berlin, die bei einem Besuche, den ihr die Herren von Quitzow 1410 machten, ihren



Ambrogio de Predis (?). Bildnis der Beatrice d'Este
Ambrosiana, Mailand





Albr. Dürer. Oswald Krell 1499. Alte Pinakothek, München

Gästen, um sie zu ehren, schöne Weibsbilder zur Kurzweil anbot.

Sine Cerere et Baccho friget Venus, das wußten auch die Genußmenschen des Mittelalters, und so haben sie den Freuden der Tafel in ausgiebiger Weise gehuldigt, selbst wenn uns, verglichen mit den kulinarischen Künsten von heute, diese Genüsse manchmal sehr fragwürdig vorkommen wollen. Man kannte nur zwei regelrechte Mahlzeiten, das Frühmahl um neun Uhr, das Abendessen gegen drei Uhr nachmittags, bei dem man dann lange sitzen blieb. An Gemüsen beschränkte man sich auf Rotkraut, Sauerkohl, Rüben, Erbsen, Hirse, Schoten und Reis, an landläufigen Obstsorten auf Kirschen, Nüsse, Äpfel, Birnen und Pflaumen. Quitten, Trauben, Rosinen, Datteln, Granatäpfel, Mandeln, Feigen waren kostbare Delikatessen des Auslands, Pfirsiche ein geschätzter Leckerbissen, König Johann ohne Land starb 1216, weil er sich an ihnen den

Magen verdorben hatte. Man aß Weizenbrot, Roggenbrot und Gerstenbrot, das Schwarzbrot meist nicht von der Kleie gereinigt. An Backwerk gab es Pfannkuchen, Lebkuchen und gefüllte Torten. Die Haustiere wurden geschlachtet und verzehrt, auch das Pferd, an dessen Genuß die Deutschen gewöhnt waren. Erst Papst Gregor III. bat den heil. Bonifaz, doch den Deutschen das Essen von Pferdefleisch zu verbieten, aber noch um das Jahr 1000 herum haben die Mönche es in St. Gallen verzehrt. Da es den Winter über nur eingepökeltes Fleisch gab, so zog man Wildbret bei weitem vor, auch Fische und Geflügel spielten auf dem Küchenzettel eine große Rolle. Das Braten erfolgte am Spieß, die großen Stücke wurden auch häufig noch am Spieß serviert. Man aß an Wildgeflügel Kraniche, Schwäne, Störche, Krähen, Trappen, Reiher, Rohrdommeln, vielfach in Pastetenform. Die Hauptsache der mittelalterlichen Küche waren die Gewürze, die man in den größten Quantitäten verbrauchte. Ingwer, Muskatnuß, Nägelein, Senf, Baumöl, Zibeben, Pfeffer, Safran, Kümmel, Zimmet, Kardemum, Rhabarber, Aloe waren unentbehrlich. Konrad von Weinsberg kaufte sie in den Jahren 1437/38 immer pfundweise, Mandeln gleich zentnerweise. Der Minnesänger Steinmar forderte in einem Lied, alle Gerichte sollten so stark gewürzt sein, daß der Mund rieche wie eine Apotheke und ein heißer Dunst wie Rauch daraus hervorkomme. Jedenfalls war der Bedarf an Gewürzen so groß, daß sie im Werte wie bares Geld standen. Die Stadt Pirna ließ sich z. B. den Sandstein, den sie zum Bau des Magdeburger Domes lieferte, mit ausländischen Gewürzen bezahlen.

Man bediente sich der Tischtücher, aber keineswegs der Teller. Man hatte statt ihrer runde, flache Brote, die man zur Unterlage für die Speisen benützte, später Holzbrettchen. Als dann wirkliche Teller in unserem Sinne aufkamen, hatten sich immer zwei Personen in einen zu teilen. Messer mußte man mitbringen; Löffel tauchen erst sehr spät auf, sie fehlen nicht nur bei Herrad von Landsperg im zwölften Jahrhundert, sondern noch auf Bildern aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Das letzte der drei Eßgeräte, ohne die wir nicht glauben würden, bei Tische sitzen zu können, ist die Gabel. Zum ersten Male erscheint sie am Ende des elften Jahrhunderts in Venedig. Ein Doge hatte eine vornehme Griechin



Domenico Veneziano. Bildnis einer jungen Frau. Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

geheiratet, die ihr Essen nicht mit den Fingern anfaßte wie andere ehrliche Leute, sondern mittels einer zweizinkigen Gabel. Sie zog sich lebhaften Tadel zu wegen ihres Hochmuts, und Nachfolger ließen auf sich warten, sogar noch lange Jahrhunderte.

Was unserem Urteil nach an Schmackhaftigkeit fehlt, ersetzte man durch die Menge. Man muß enorm viel gegessen haben. Am Rittertisch der Deutschordensherren gab es nur drei Gänge, aber jeder war aus verschiedenen Schüsseln zusammen-

gesetzt, bei festlichen Gelegenheiten wurde ausgiebiger aufgetragen. Leo von Rozmital wurde vom König von England zum Essen gebeten und erzählt, daß man ihm fünfzig Gerichte auftischte. Er lobt den Herzog Philipp von Burgund, der ihm ein »köstlich fest gab, wobei 31 Essen aufgetragen wurden«. Für diesen Hof konnte das aber als eine bescheidene Veranstaltung gelten, bei großen Gelegenheiten wurden dort drei Gänge serviert, jeder zu 48 verschiedenen Speisen.



Oberdeutsche Schule um 1500. Hl. Magdalena. Schloß Liechtenstein

Als man im Jahr 1303 in Weißenfels den Bischof von Zeitz bewirtete, der gekommen war, die neue Pfarrkirche zu weihen, setzte man ihm an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zu essen vor: Am ersten Tage als ersten Gang: Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig, Hirsebrei, Schaffleisch mit Zwiebeln, ein gebratenes Huhn mit Zwetschgen; als zweiten Gang: Stockfisch mit Öl und Rosinen, in Öl gebackene Bleie, gesottenen Aal mit Pfeffer, gerösteten Bückling mit Senf; als dritten Gang: sauer gesottene Fische, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettig, Schweinskeule mit Gurken. Am zweiten Tage gab man als ersten Gang: Schweinefleisch, Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratenen Häring; als zweiten Gang: kleine Fische mit Rosinen, aufgebratene Bleie, gebratene Gans mit roten Rüben; als dritten Gang: gesalzene Hechte mit Petersilie, Salat mit Eiern und Gallerte mit Mandeln belegt.

Auf die Tafeldekoration wurde großer Wert gelegt, dabei fiel den Schaugerichten, die nicht zum

Essen, sondern nur zum Anschauen waren, ein großer Anteil zu. Als die Signorie im Dogenpalast zu Venedig der Herzogin Beatrice von Mailand 1493 ein Festessen gab, standen 300 ganz vergoldete Schaugerichte auf der Tafel. Es wird noch darauf zurückzukommen sein, denn aus diesen Schaugerichten entwickelte sich die Oper. An reichen Höfen wurde mit dem Tafelgeschirr großer Luxus getrieben, König Karl V. von Frankreich besaß zehn Dutzend große goldene Schüsseln zum Anrichten. Als sein Nachfolger Karl VI. dem Kaiser Wenzel, der sein Gast gewesen war, nach einem Galadiner alles Gold- und Silbergeschirr zum Geschenk machte, das auf dem Tische gestanden hatte, schätzte man den Wert desselben auf 200000 Fl.

Getrunken wurde entsprechend. Wein und Bier, aber in der höfischen Zeit ist es durchaus noch kein Ruhm, zuviel zu trinken; aus der Unmäßigkeit im Trunk ein Verdienst zu machen, ist erst in der Epoche der bürgerlichen Städtekultur aufgekommen. Keiner unserer Minnesänger hat ein Trinklied angestimmt, die ganze deutsche Literatur des dreizehnten Jahrhunderts enthält nur ein Gedicht, das sich auf den Preis des Weins bezieht. Das Bier scheint eine Erfindung der Kelten, bei denen es schon im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt das Volksgetränk bildete, zu Tacitus' Zeit war es bereits bis zu den Germanen vorgedrungen. Kaiser Julian Apostata verhöhnt einmal den Bacchus der Pariser, der Bier trinke. Im



Oberdeutscher Meister um 1500. Maria und Magdalena. Herzog von Urach, Liechtenstein

Mittelalter war das Bierbrauen eine hauswirtschaftliche Beschäftigung der Frauen. Ein König von Schweden, der unter mehreren Mädchen die Wahl hatte, nahm sich dasjenige zum Weibe, das das beste Bier brauen konnte, und eine schwedische Königin, die heil. Brigitte, wiederholte das Wunder der Hochzeit von Kanaan, indem sie Wasser in Bier verwandelte. Es war ein dünnes Getränk, aus Weizen und Hafer hergestellt; erst seitdem man den Hopfen beimischte, der in Schlesien z. B. nicht vor dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angebaut wurde, konnte es haltbar gemacht werden. Gewerbsmäßig wurde das Bier erst seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hergestellt, 1288 wird in Frankfurt a. M. die erste Brauerei genannt und sechzig Jahre darauf wurden schon fremde Biere eingeführt. Das Naumburger und Einbecker Bier hatten großen Ruf, die Hochmeister des Deutschen Ordens ließen sich das Bier aus Wismar, Danzig, Elbing und Bromberg kommen. Ein beliebtes Getränk war der Met aus gegorenem Honigwasser, das man auch mit Hopfen und Salbei versetzte, in der Marienburg schätzte man den Met aus Riga seines hohen Alters wegen.



Lorenzo Costa. Isabella d'Este Gonzaga (Ausschnitt). Louvre, Paris

Der Wein war ein importiertes Gewächs, er ist wohl mit dem Umweg über Frankreich nach Deutschland gekommen. Schon im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit rivalisierte Frankreich mit Italien im Weinbau, Plinius kennt und schätzt den Burgunder, Isidorus von Sevilla den roten Bordeaux. Durch die Täler der Marne kam er im vierten Jahrhundert nach der Mosel, überschritt zur Römerzeit aber nicht den Rhein, erst im sechsten Jahrhundert dringt er an den Neckar vor. Man trank im Mittelalter den einheimischen Wein als Most und in allen Stadien der Gärung; da er aber sehr schnell an Güte einbüßte, so genoß man

ihn meist als Würzwein, mit Beeren oder Honig abgekocht. Unser Glühwein ist das eigentliche deutsche Nationalgetränk, wenn vom Wein gesprochen wird. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters waren die Weine Palästinas wegen ihrer Stärke die beliebtesten; als der Weinbau des Heil. Landes durch den Einbruch der Araber zugrunde ging, traten der Malvasier (aus Griechenland) und der Reynfal aus Istrien an seine Stelle. Sie waren vier- bis fünfmal teurer als der einheimische Rheinwein, und die Pantscher des Mittelalters haben denn auch mit Hilfe von Bleiweiß, Vitriol, Ingwer, Lehm, Asche, Salz, Senf, Weinstein und anderen köstlichen Zutaten aus den billigen heimischen die begehrten fremden Sorten hergestellt. Seit 1487 drängen sich die Reichsgesetze gegen das Weinpantschen. Branntwein galt anfänglich nur als Arznei. In



Span. Meister um 1500. Eine Heilige
Sammlung Somzée, Brüssel

Frankfurt a. M. wird er im Jahre 1361 zum erstenmal erwähnt, ein Genußmittel ist er vor dem fünfzehnten Jahrhundert nicht geworden.

Lange haben die Männer den Freuden der Tafel allein gehuldigt, jeder an einem Tisch für sich. Dann setzte man mehrere zusammen, im Ruodlieb immer zwei, dann kamen die langen Tafeln auf, bei denen immer nur eine Seite mit Gästen besetzt wurde, die andere blieb für das Servieren frei. Da die Frage des Vorranges zu Streitigkeiten führte, löste der sagenhafte König Arthur dies Dilemma durch seine berühmte Tafelrunde, bei der alle Plätze gleich waren. Erst in der hö-

fischen Zeit beginnen die Damen mit am Tische Platz zu nehmen. Man bildet die beliebte bunte Reihe, die Wolfram von Eschenbach als etwas ganz Neues noch ziemlich ironisch behandelt. Die Teilnahme des schönen Geschlechts gab der ganzen Sache gleich ein anderes Gesicht, die Herren mußten sich Zwang antun und Mäßigung auferlegen. In der Tat hat das gemeinsame Speisen für beide Geschlechter eine Schule der Sitten gebildet, von der sich das herschreibt, was wir heute unter Manieren verstehen. Die ersten Ratschläge für eine gute Kinderstube beziehen sich auf das Essen. Vergegenwärtigt man sich, daß man allermeist mit den Fingern aß, so wird man die Notwendigkeit gewisser Regeln nicht verkennen. Man sollte sich vor allem die Hände waschen, nur mit drei Fingern zulangen und die anderen wegspreizen, sich vor dem Trinken den Mund wischen. Thomasin von Zirkläre empfiehlt den Damen Mäßigkeit, sie sollten nicht zu viel auf einmal in den Mund



Bernhard Strigel. Maria Magdalena (Ausschnitt)
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin



Albrecht Dürer. Nürnbergerin im Hauskleid. 1500
Handzeichnung. Albertina, Wien





Meister M. Z. Tanzfest in der Münchener Residenz. B. 13

stecken und ihrem Tischgenossen immer die besten Bissen heraussuchen. Es wurde auf gewisse Dinge mit großer Strenge gehalten. In einem Turnier hatte einmal ein junger Ritter sich durch seinen Mut und seine Bravour so ausgezeichnet, daß er der Held des Tages war, von allen gefeiert wurde und bei Tisch den Ehrenplatz neben der schönsten Prinzessin erhielt. Alles war gut und schön, da ißt der Unglücksmensch eine Birne, ohne sie zu schälen, und aus war es mit Glanz und Ruhm. Er wurde als bäuerisch ausgelacht und verhöhnt und mußte mit Schimpf und Schande abziehen. Ganz glatt scheinen die Regeln des Anstandes bei Tisch nicht eingegangen zu sein, wenigstens wiederholt der Franzose Jean Sulpiče 1483 noch als unerläßlich, daß man nicht mit schmutzigen Händen in die Schüsseln fahren soll, daß man sich beim Essen nicht am Kopfe oder sonstwo kratzen dürfe, nicht mit vollem Munde trinke, nicht mit dem Nachbar zugleich in den Teller lange und weder Tischtuch noch Kleid beschmutze.

Erst im Anschluß an diese Verhaltungsmaßregeln beim Essen entsteht ein Codex von Anstandsregeln, der Herren und Damen



Niederländ. Meister der Josefslegende um 1500

Josef wird in den Brunnen hinabgelassen
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

genau vorschrieb, was sie zu tun oder zu lassen hätten, um »höfisch«, nicht »bäuerisch« zu sein. Unter Zucht verstand man in der Zeit der Hochblüte des Rittertums die edle Bildung des Gemüts, die sich im ganzen Auftreten kund machen mußte und vor allem im Maß halten zur Geltung kam. Die Deutschen standen in dieser Beziehung nicht im besten Ruf, und eine wirklich gute Gesellschaft hat es in Deutschland vor dem zwölften Jahrhundert ja auch nicht gegeben. So haben sich unsere Altvordern denn wohl oder übel nach französischem Muster geformt und da mag vieles wohl als Afferei ihnen erschienen sein, was Franzosen und Provenzalen natürlich war. Auch in Deutschland sind Vorschriften für das Benehmen oft genug in Verse gekleidet worden, aber ob man sie darum wohl auch besser behielt? Am meisten besorgt sind die Dichter immer um die Damen. Sie sollten die Augen niederschlagen, sich nicht umsehen, einen Mann weder ansehen noch anreden, die Arme beim Gehen nicht bewegen, beim Sitzen



Niederländ. Meister der Josefslegende .um 1500

Josef Träume deutend
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

die Beine nicht übereinander schlagen, die Hände im Mantel verbergen. Betrat ein Herr das Zimmer, in dem sich Damen befanden, mußten sie aufstehen, um ihn zu begrüßen, dann kam aus Frankreich die Mode, daß Vornehme sich mit Küssen bewillkommneten. Der Gast küßt die Dame vom Hause und alle, die ihr ebenbürtig waren, in Deutschland auf Mund und Wange, in Frankreich außerdem noch auf das Kinn und den Hals. Wenn Herren sich grüßten, so legten sie die Hand an die Kopfbedeckung und stiessen sie so weit zurück, daß die Stirn frei wurde, nur sehr Niederstehende entblößten das Haupt. Beim Gehen sollte die Frau kleine Schritte machen, der Mann dagegen so stolz auftreten »wie ein Kranich«. Höflichkeitsregeln, die in Frankreich im zwölften Jahrhundert zu Papier gebracht wurden, schärften dem Gast ein, die Einladung Höherstehender sofort anzunehmen, sich bei Aufforderungen Niederer aber erst ein wenig zu zieren. In beiden Fällen aber täte man gut, bei Tisch soviel herunterzuschlingen



Niederländ. Meister der Josefslegende um 1500

Potiphar setzt Josef zum Verwalter ein
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

wie möglich, dem Freund sei es ein Gefallen, dem Feind ein Ärger. Eine gewisse Ziererei war guter Ton; sie unterschied den Gebildeten, den höfisch erzogenen vom gemeinen Pöbel. Sie mag um so notwendiger gewesen sein, als die Anwesenheit der Damen bei allen Vergnügungen und ihre aktive Teilnahme an den meisten, den Herren eine Zurückhaltung aufnötigte, an die sie sich erst zu gewöhnen hatten.
Zu den Freuden stiller Stunden gehörten die Gesellschaftsspiele, die so mannigfaltig waren wie heute. Zu den ältesten rechnen wir das Schachspiel, das wohl als Import der Araber betrachtet werden darf. In Italien ist es seit dem Jahre 1063 nachgewiesen, aber es hat sich sehr rasch verbreitet; in der Mitte des elften Jahrhunderts wird es schon im Ruodlieb erwähnt. Höfisch Gebildete mußten es verstehen. Die besten Schachbretter kamen aus London. Die Spielkarten, die aus China stammen und ebenfalls durch die Araber nach Europa kamen, sind in Deutschland um das Jahr 1300 herum bekannt-



Niederländ. Meister der Josefslegende um 1500

Potiphars Frau beklagt sich über Josef
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

geworden, bereits im Jahr 1329 wurden sie von der Würzburger Synode den Klöstern verboten. Im fünfzehnten Jahrhundert hatten die Frauen der süddeutschen Reichsstädte schon Spielkränzchen, die man »Karthöfe« nannte. Regensburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt a. M. beeilten sich, den Gebrauch der Karten zu verbieten, bis die Spielkarten-Industrie sich in Ulm zu solcher Blüte entwickelte, daß ein faßweiser Transport im In- und Ausland erfolgte. Da wurden die Magistrate nachsichtiger. Sehr verbreitet waren Würfelspiele, die schon damals Bauernfängern und Falschspielern schöne Einnahmen verschafften. Die Obrigkeiten mühten sich umsonst mit Verboten ab. Als Johannes Capistranus 1454 in Nürnberg durch seine Bußpredigten die Gewissen gerührt hatte, wurden 40000 Würfel und 3640 Spielbretter verbrannt. Nach der Abreise des eifernden Mönches dürften sie alsbald durch neue ersetzt worden sein.

Auf die Ausbildung der Sitte und der gesellschaftlichen Ge-

wohnheiten waren die Höfe von größtem Einfluß. In der alten Zeit hatte der Herrscher keinen festen Wohnsitz. Karl d. Gr. zog mit seinem Hofe von einer Pfalz zur andern und mußte mit dem ganzen Schwarm, der ihm folgte, unterwegs von den Klöstern oder der hohen Geistlichkeit unterhalten werden, was oft der hohen Kosten wegen sehr ungern geschah. Noch die Ottonen wanderten, sie brachten die hohen Kirchenfeste gern in einer größeren Stadt zu; der Versuch, Goslar zu einer dauernden Residenz zu erheben, ist nicht durchgeführt worden. Ein wirkliches Hofleben, das äußeren Luxus mit geistigen Ansprüchen verband, entfaltete sich unter Kaiser Friedrich II. in Palermo. Hier reichten sich Glanz und Schöngeistigkeit die Hand, um dem Leben die höchste Weihe zu geben und aus dem Alltag alles herauszuholen, was die gehobene Stellung des Fürsten nur irgend zu erreichen erlaubte; Genuß, Schönheit und Geist. Mehr als der Kaiserhof, dem es an Stetigkeit gebrach, haben die kleinen Höfe der deutschen Fürsten getan, um die Äußerung der Lebensfreude in Bahnen zu lenken, die den Frohsinn durch Kunst und Minne verschönten. Da stand die Hofhaltung der Landgrafen von Thüringen lange in der vordersten Reihe. Die Wartburg hat um die Wende des zwölften zum dreizehnten Jahrhundert unter Landgraf Hermann und seiner Gattin Sophie von Bayern ihre glänzendsten Tage gesehen und in ihren Mauern alle Sterne des deutschen Dichter- und Sängerhimmels vereint. Wenn auch der berühmte Sängerkrieg der Sage angehört, ein festlich heiteres Dasein wurde doch gepflegt. Die Modetänze jener Zeit entstanden auf der Wartburg, im Kreise edler Ritter und schöner Frauen, und nicht wie heute in den Negerkneipen Amerikas. Mit dem Niedergang des Rittertums wurde auch der höfische Einfluß ausgeschaltet; die deutschen Fürsten verzichteten darauf, Vorbilder feiner Sitte aufzustellen, und denen, die es anstrebten, wie Kaiser Karl IV. in Prag und Karlstein, fehlte die Zeit, um sich durchzusetzen. Deutschland versinkt in Rohheit und Zuchtlosigkeit. Kurfürst Albrecht Achilles verheißt einmal in seinen Briefen seiner Frau und ihren Damen gepfefferte Prügel, und Kurfürst Johann Cicero seufzt über die Plumpheit seines Hofes. »Es ist kein Land, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange geht, als in unserer Mark«, schreibt er 1503, ein



Pinturicchio. Aeneas Sylvius Piccolomini wird von Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt. Fresko in der Dombibliothek, Siena, gemalt 1505/1507

Mann, der sich in den Wissenschaften auszeichne, sei in seinen Landen ein weißer Rabe. Da mußte die Führung in allem, was die Gesittung anbetraf, ganz von selbst an das Ausland übergehen und zwar an Italien, denn Frankreich war durch die fortwährenden Kriege mit England in einen Zustand geraten, der es ihm unmöglich machte, tonangebend zu bleiben. Erst war der Hof des König Robert von Anjou in Neapel die Stätte, an der die schönen Künste und die guten Manieren gepflegt wurden, hier wurde das Leben zur höchsten Kunst ausgebildet, dann ging die Vorherrschaft in der Lebensästhetik an die kleinen Tyrannen von Mittel- und Oberitalien über. Die Sforza in Mailand, die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua u. a. m. haben die Gewalt, die sie mit allen Mitteln, außer den erlaubten, errangen und festhielten, dadurch geadelt, daß ihre Höfe einem Kultus der Schönheit huldigten, der einen verklärenden Schimmer über ein meist recht trübes Gewebe von Schändlichkeiten geworfen hat. Als



Pinturicchio. Abreise des Aeneas Sylvius Piccolomini zum Baseler Konzil
Fresko in der Dombibliothek, Siena, gemalt 1505/1507

alles längst vorüber war und die feine Tyrannenkultur der Renaissance schon der Vergangenheit angehörte, hat Graf Castiglione in seinem Cortigiano noch einmal das Muster des Mannes von Welt aufgestellt, wie die italienische Renaissance ihn wünschte: schön, mit durchgebildetem Körper und Geist, unbeschwert von Moral und Glauben. Er gab einen Rückblick, schon war eine neue Zeit da, mit neuen Ansprüchen an Menschen und Dinge.

Im Norden konnte sich nur Burgund mit der italienischen Kultur messen. »Kein Land und mochte es gleich noch so viel größer sein«, schreibt Philipp von Commines in seinen Denkwürdigkeiten, »ist so überfließend gewesen von Reichtümern und Hausrat und stolzen Bauten, an allem Schmuck, Verschwendung, Festen und Gelagen, wie Burgund, als ich dort lebte. Volle 120 Jahre hat ihm dieses gute Glück gelächelt und Gottes Gnade angedauert«. Der Stil der Kleidung und der Feste, wie die Herzöge von Burgund sie gaben,



Pinturicchio. Vermählung Kaiser Friedrichs III. mit Infantin Eleonore von Portugal (Eltern Kaiser Maximilians I.). Fresko in der Dombibliothek, Siena, gemalt 1505/1507

wurde weithin als Vorbild betrachtet, an ihrem Hofe empfing die Etikette eine Ausbildung, der sich alle Fürsten völlig unterwarfen. Seit sie durch Philipp den Schönen nach Spanien verpflanzt worden war und mit Karl V. als spanische Etikette wiederkehrte, beherrschte sie Europa.

Es ist oben gesagt worden, daß die Damen an allen Zerstreuungen der Herren teilgenommen haben. Dazu gehörten nicht nur die rein höfischen, die auf dem Parkett stattfanden, sondern auch die ritterlichen wie Jagd und Turnier. Die Jagd zählte nicht nur zu den ältesten Vergnügungen ritterlicher Herren, sondern auch zu ihren größten. Da die deutschen Wälder noch von Raubtieren wimmelten, Bären und Wölfe waren häufig anzutreffen, so stellte das Jagdvergnügen die größten Anforderungen an Kraft, Gewandtheit, Mut und Unerschrockenheit jedes einzelnen Jägers. Damals hätte kein hoher Herr, von gesichertem Stand aus mit der Kugelspritze blind in die Her-

den zusammengetriebenen Wildes hineinfeuernd, »die tausendste Kreatur« erlegen können, er mußte mit der eigenen Person zahlen. Die höfische Sitte brachte dann aus Frankreich ein umständliches Zeremoniell, mit dem das Weidwerk umgeben wurde. Ein Kavalier, der auf die Jagd ging, mußte das Wild nicht nur töten können, er mußte verstehen, es kunstgerecht zu zerlegen, und jedem das Stück, auf das die Courtoisie ihm ein Recht gab, mit bezüglichen Sprüchen zu überreichen. Dazu gehörten Wissen und Können und davon hing sein Ansehen ab.

Das fashionableste Vergnügen höfischer Kreise war die Falkenbeize, die schon von den Kelten als Kunst geübt wurde und im fünften Jahrhundert völlig ausgebildet war. Die Dressur des Jagdfalken war eine Mühe, die ganz außerordentliche Geduld verlangte, Kaiser Friedrich II. hat ein Buch darüber geschrieben. Die preußischen Vögel galten für die besten, der Hochmeister des Deutschen Ordens, der in Marienburg eine Falkenschule unterhielt, benützte sie zu Geschenken an die höchsten Herren, denen sie sehr willkommen waren. König Philipp August von Frankreich hatte seine Jagdfalken mit in den Kreuzzug genommen. Als ihm bei der Belagerung von Akkon ein weißer Falke entfloh, versprach er tausend



Gerard David. Maria mit dem Kind und weiblichen Heiligen (Ausschnitt)
Museum, Rouen



Giov. Francia (nicht Giorgione). Cesare Borgia (?)
Galerie Lochis, Bergamo

Goldgulden dem, der ihn wiederbringen würde. Die Damen liebten die Aufregungen der Reiherbeize über alles, aber ganz so gefahrlos, wie sich die Sache auf modernen Bildern auszunehmen pflegt, war sie nicht. Die beiden Frauen Kaiser Max I. verunglückten bei der Falkenjagd, beide starben an den Verletzungen, die sie sich dabei zugezogen.

An der Jagd beteiligten sich die Damen, bei dem Turnier haben sie nur zugesehen. Das Turnier war ein Waffenspiel, das den Rittern den Exerzierplatz ersetzte. Sie übten sich dabei im Lanzenrennen, im Schwertkampf, mit einem Wort in allen Fechterkünsten, von denen sie auch im Ernstfall Gebrauch machen mußten. Verschieden davon war der Buhurt, ein bloßes Reiterspiel mit ungefährlichen Waffen. Die maßgebenden Spielregeln für beide stammen aus Frankreich, wurden aber überall angenommen und befolgt. Die Päpste haben die Turniere zwar verboten, aber diese Veranstaltung war durch den Charakter der ritterlichen Gesellschaft so fest begründet, daß sie tauben Ohren predigten. Ein Turnier war durchaus nicht un-



Französ. Meister aus der Schule der Picardie. Ausschnitt aus der Vermählung der hl. Katharina. Um 1520

gefährlich. Schon das Kostüm, das man dazu anlegte, die eiserne Rüstung mit den dicht gepolsterten Unterkleidern, setzte ihre Träger großen Gefahren aus. Es war schwer und furchtbar heiß und machte eine Bewegung zu Fuß völlig unmöglich. Wer vom Pferde fiel und nicht sofort Hilfe fand, erstickte ohne Rettung, wurde von den Mitspielern zu Tode getreten oder zerquetscht. Auf einem großen Turnier in Köln a. Rh. sind im Jahre 1241 hundert Ritter nur auf diese Weise um das Leben gekommen. Die Handlung selbst sah es nicht darauf ab, den Gegner zu töten oder zu verwunden, sondern ihn nur außer Gefecht zu setzen. Man ritt gegeneinander an



Südniederländ. Meister um 1510. Maria mit dem Kind und zwei Heiligen
Sammlung Somzée, Brüssel

und suchte sich vom Pferde zu stoßen. Der Gefallene war schon halb besiegt, und auch beim Fußkampf, wenn es dazu kam, wurde nur mit stumpfen Waffen oder dem Kolben zugeschlagen. Trotzdem, schon durch die Art der schwerfälligen Schutzwaffen, durch splitternde Lanzen und sonstige unberechenbare Zufälle, fielen schwere Verwundungen vor, selbst wenn der Zweikampf, wie in den meisten Fällen, nur als Spiel gemeint war. Oft hat man aber auch ernstliche Zwistigkeiten auf Turnieren ausgetragen, dann konnte aus dem Spiel ein blutiges Duell werden. Auf einem Turnier, das 1403 in Darm-

stadt stattfand, kämpften hessische und fränkische Ritter miteinander, weil sie sich gegenseitig des Straßenraubes beschuldigt hatten und diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen wollten. Von den Franken wurden 17 Mann erschlagen oder totgetreten, von den Hessen nur 9. Im friedlichen Turnier war der Besiegte eine Beute, die dem Sieger verfallen war. Er mußte sich mit Pferd und Waffen lösen, was der hohen Kosten wegen manch edlen Ritter wirtschaftlich zugrunde richtete. Einen Besiegten ohne Lösegeld frei zu lassen, war ein hoher Ruhm, schon weil es sehr selten vorkam. Für geschickte und kräftige Männer, die ihres Pferdes und ihrer Waffen sicher waren, bildete der erfolgreiche Besuch von Turnieren einen Broterwerb, und wenn die Glücksritter späterer Epochen sich durch Hazard weiterhalfen, so haben ihre Ahnen es mit körperlicher Gewandtheit machen müssen. Die offiziell ausgesetzten Preise waren nicht der Rede wert, es ging nur um die Ehre, und es gab Ritter genug, die nur deswegen in der Welt umherzogen, um ein Stechen abzuhalten, in dem sie hoffen konnten, sich auszuzeichnen. Ulrich von Lichtenstein hat zwei große derartige Sportreisen unternommen, beide zu Ehren seiner Damen. Bei der ersten verkleidete sich der Tropf als Frau Venus und ritt von Venedig bis ins Böhmerland. Zwischen dem 25. April und dem 23. Mai 1227 verstach er 307 Speere und verteilte an die, die sich mit ihm gemessen hatten, 271 goldene Ringe. 1240 wiederholte er sein Unternehmen und kam auf seiner Artusfahrt von Kapfenberg über Krieglach und den Semmering bis nach Wiener Neustadt. Zweihundert Jahre darauf unternimmt Leo von Rozmital ähnliche Reisen, aber schon ist es nicht mehr recht im Zeitgeschmack; an vielen Orten, wie in Ansbach, Heidelberg, London, wird er mit seinen Ausforderungen abgewiesen und muß, ohne sich mit den einheimischen Rittern messen zu können, wieder abziehen. In der Zeit der Blüte glichen die Turniere wahren Massenaufgeboten. Im Mai 1224 ritten in Friesach Herzog Leopold von Österreich mit 9 Fürsten und 397 Rittern auf der einen Seite, während die Gegenpartei acht Fürsten und 300 Ritter zählte.

Die Rolle der Damen war dabei eine rein passive, sie durften zuschauen und am Schlusse die Preise verteilen, während sie an den weniger gewaltsamen Zerstreuungen doch regel-



Raffael. Graf Baldassare Castiglione. Louvre, Paris

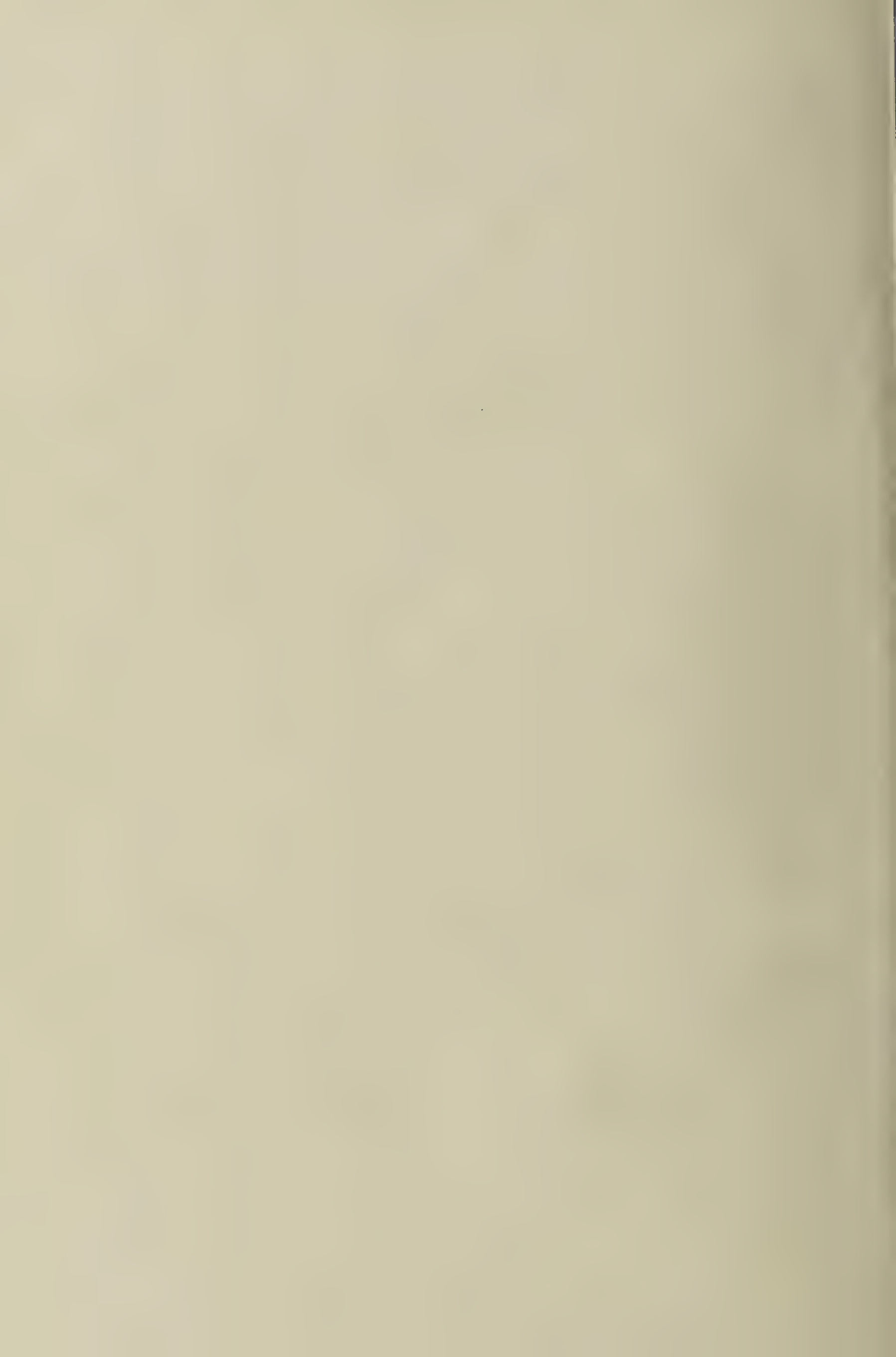
recht teilnahmen. Saitenspiel und Gesang waren Künste, auf die sich höfisch Gebildete durchaus verstehen mußten. Die lyrische Poesie wird abgesungen, nicht abgelesen. In welcher Weise es geschah, wissen wir nicht; Weinhold denkt an eine Art Gejodel, begleitet von den Tönen der Harfe, der Fiedel oder der Zupfgeige. Die Virtuosinnen müssen wohl recht befriedigt von ihren Leistungen gewesen sein, denn die Dichter mahnen sie häufig: man müsse auch zur rechten Zeit aufhören können. Die Hochblüte des Minnegesangs war eine Zeit, in der das Dichten so epidemisch um sich griff wie in der Biedermeierzeit. Vom Ebro bis an die Elbe verstand die vornehme Herrenwelt sich auf die Kunst des Reimens, und selbst

Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen schlossen sich nicht davon aus. Indessen sind die Kavaliere dieser geistigen Anstrengung bald genug müde geworden, sie überließen die Unterhaltung wieder, wie sie es vorher getan hatten, den berufsmäßigen Spaßmachern. Über alle Stürme der Völkerwanderung hinweg erhielt sich der Stand der Sänger, Gaukler, Musikanten, Possenreißer, die von Burg zu Burg, von Ort zu Ort zogen und ihre Künste für Geld spielen ließen. Sie waren überall gern gesehen, selbst an den ersten Höfen. Sogar Karl d. Gr. verschmähte nicht, sich von ihnen unterhalten zu lassen, und nur der sauertöpfische Ludwig der Fromme verzog bei ihren Späßen keine Miene. Den fahrenden Sängern verdanken wir die Erhaltung wenigstens einiger Reste unserer deutschen Volkspoesie, die ohne sie sonst der systematischen Verfolgung durch die Kirche erlegen wäre.

Singen können war um so unerläßlicher, als man den Tanz mit Gesang begleitete. Der höfische Tanz muß nach unseren Begriffen einer Polonaise ähnlich gewesen sein. Der Tänzer nahm eine Dame an der Hand oder zwei und dann gingen sie unter dem Saitenspiel eines voranschreitenden Spielmannes singend im Saal herum. Die Bewegungen dabei müssen sehr gemäßigt gewesen sein, denn Heinrich der Teichner, der 1375 gestorben ist, behauptet, man habe ein gefülltes Weinglas auf dem Kopfe halten können, ohne einen Tropfen zu vergießen. Die Gesellschaftstänze waren Reigen, bei denen nicht paarweise getanzt wurde, sondern ein ganzer Kreis von Herren und Damen, sich bei den Händen haltend, singend in die Runde ging. Dann kamen die wilden Tänze auf, bei denen man nicht nur hüpfte und sprang, sondern auch hinkte; den Hoppelvogel, Firlefanz, krummen Reihen, begleiteten die Tänzer mit Geschrei, die Tänzerinnen mit Kreischen. Außerdem gab es Kunsttänze, wie sie im Ruodlieb in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts beschrieben werden. Da bewegt sich der Jüngling dem Falken gleich und seine Tänzerin wie eine verfolgte Schwalbe, beide begleiten mit Händen und Füßen die Töne der Harfe, die ihnen aufspielt. Im vierzehnten Jahrhundert kam der Totentanz auf, bei dem einer der Teilnehmer den Toten spielte und von allen Damen geküßt wurde. Als Konrad von Quitzow 1410 in Tangermünde von dem Tanzfest heimkehrte, bei dem ihm die Rolle des Toten zugefallen war,



Albrecht Dürer. Nürnbergerin im Kirchenanzug
1500
Handzeichnung. Albertina, Wien



ertrank er in der Elbe. Erst um das Jahr 1400 kam das paarweise Tanzen auf. Es schien gegen das hergebrachte reihenweise Tanzen eine so unerhörte und unschickliche Neuerung, daß der Rat in Ulm es alsbald verbot. Die Patrizier der freien Reichsstädte erbauten sich eigene Tanzhäuser, wo sie ganz unter sich blieben bei ihrem Vergnügen, Frankfurt a. M. machte 1350 damit den Anfang. Es war ein lebenslustiges Geschlecht



Französ. Meister aus der Schule der Picardie. Ausschnitt aus der Vermählung der hl. Katharina. Um 1520

damals, der Tanz machte auch vor den Klostermauern nicht halt. Leo von Rozmital wird in Neuß von den Nonnen zu einem köstlichen Tanz eingeladen. »Sie konnten die allerfeinsten tentz« schreibt der entzückte Ritter, »mag sagen das ich all mein tag so viel hübsche weiber in einem kloster nie gesehen hab«.

Die Kunst der Bühne war dem Mittelalter verlorengegangen, sie hat sich erst nach Jahrhunderten durch Vermittlung der Kirche wieder erhoben. Aus den bescheidenen Anfängen des Osterspiels, das den Gang der trauernden Frauen nach dem Grabe Christi darstellte, entwickelten sich die Mysterien, die immer prunkender inszeniert wurden, bis sie schließlich die Kirche verlassen mußten und zu Schauspielen wurden, die tagelang dauerten und eine unerhörte Pracht entfalteten. Die Texte wurden immer länger und langweiliger, und da sie an die Geduld der Zuhörer Anforderungen stellten, denen diese nicht gewachsen waren, mischte man komische Szenen ein und oft genug an unpassenden Stellen. Diese Aufführungen waren ein richtiges Volksvergnügen, die ganze Einwohnerschaft spielte gewöhnlich mit und wenn man weiß, daß die Mehrzahl doch nicht lesen konnte, sondern die oft endlos langen Rollen einstudiert bekommen mußte, kann man sich denken, welche Mühe und welche Zeit das Theaterspiel in Anspruch nahm. Die vornehme Welt hat wohl nur den Zuschauer dabei abgegeben, aber sie empfing möglicherweise den Anstoß zu ähnlichen Zerstreuungen. Das älteste theatralische Gesellschaftsspiel, von dem wir Kunde haben, stammt aus Italien und fand 1214 in Treviso statt. Dort war eine Burg aufgeschlagen worden, die von 200 auf das reichste geschmückten schönen Damen verteidigt wurde. Sie bewarfen die anstürmenden Ritter mit Rosen, Veilchen und Lilien und wurden dafür mit Früchten, kleinen Kuchen, Riechfläschchen u. dgl. beschossen. Der Sturm und die Eroberung endeten mit einem Festmahl und Tanz. Dieses Spiel muß großen Anklang gefunden haben und ist wohl noch oft wiederholt worden, für die gewebten Teppiche ist es bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert hinein ein Lieblingsvorwurf geblieben. Jedenfalls hat die theatralische Einkleidung der Feste in der guten Gesellschaft immer weitere Fortschritte gemacht. Merkwürdigerweise verband man sie mit den großen Festessen zu einer Veranstaltung, und so kann man wirklich

ohne Übertreibung sagen, die Oper entstand aus den Schaugerichten. Den Anfang machte die Sitte, den Pfau, den man als Delikatesse betrachtete, auf goldener oder silberner Schüssel, von einer Dame unter dem Schall von Pauken und Trompeten feierlich und umständlich auftragen zu lassen. Sie überreichte den Braten einem Herrn, der besonders geehrt werden sollte. Er legte auf das Gericht ein Gelübde ab, z. B. irgendeine bestimmte Tat zu tun, dann zerlegte er das Tier kunstgerecht, so daß jeder Gast ein Stück erhielt, und blieb an sein Versprechen, bis zur Erfüllung desselben, gebunden. Man nannte es Voeu du Paon. Im fünfzehnten Jahrhundert umgab man die Schaugerichte mit dem größten Gepränge, wofür der Hof von Burgund vorbildlich wurde. Die Feste, die Herzog Philipp der Gute gab, einmal als Auftakt zur Veranstaltung eines Kreuzzuges, ein andermal zur Feier der Hochzeit seines Sohnes Karl des Kühnen mit Margarethe von York, waren lange berühmt durch den phantastischen Aufwand, mit dem die Tafeln geschmückt waren. Sie müssen Bühnen geglichen haben, und man weiß nicht, wo das Theater aufhörte und das Essen anfing, so verquickt war das eine mit dem andern. Da befand sich



Meister vom Tode Mariä (Joos van Cleve). Die hl. Christina und Gudula mit zwei Stifterinnen der Familien Merlo und Hardenrath. Alte Pinakothek, München

unter den Schaugerichten, oder soll man sagen, lebenden Bildern, Paris mit den drei Göttinnen, die um den Apfel konkurrieren, aber die drei Huldinnen wurden von buckligen alten Weibern dargestellt. Eine Pastete wurde aufgetragen, in der ein Orchester von 28 Musikern verborgen war, ein Walfisch von 60 Fuß Länge erschien und spie aus weit geöffnetem Maul eine Quadrille von Meergöttern und Sirenen, die einen Tanz aufführten, und so ging es fort, bis niemand mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Diesem Stil huldigte man auch in Italien. Als Galeazzo Sforza sich in Mailand mit Isabella von Arragonien vermählte, war das Festmahl eine dramatische Aufführung, die Bedienung erfolgte durch ein Ballett, das ebenso viele Auftritte zählte, wie das Essen Gänge. Merkur brachte ein gestohlenes Kalb, Diana einen Hirsch, Orpheus Vögel, Theseus den kalydonischen Eber, Vertumnus Obst, Hebe den Wein, und zwischen ihnen tummelten sich Grazien, Schäfer, Satyrn, Silenen und anderes mythologisches Volk mit Gesängen und Tänzen. Die ersten Künstler haben mitgewirkt, und Lionardo da Vinci hat bei solchen Gelegenheiten die Maschinerien konstruiert, die man brauchte. So sind wir, die wir durch einen Abgrund vom Mittelalter getrennt zu sein glauben, durch das modernste Vergnügen, das wir kennen, die Oper, mit ihm verbunden.

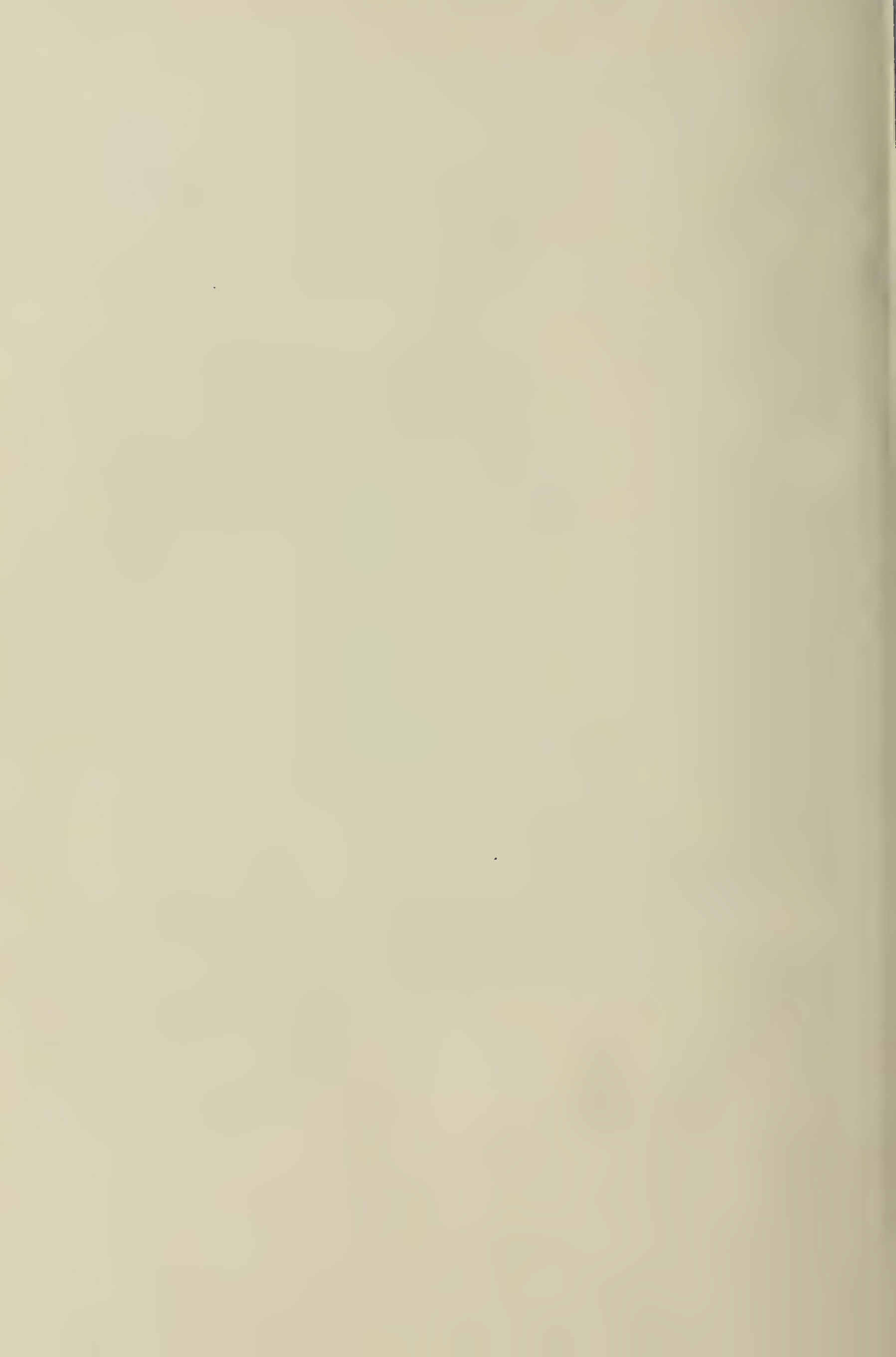


Meister des Todes Mariä (Joos van Cleve). Kreuzabnahme (Ausschnitt) Galerie, Dresden

E N D E



Albrecht Dürer. Nürnbergerin im Tanzkleid. 1500
Handzeichnung. Albertina, Wien



Die auf den Farbentafeln 12, 15, 19, 21 des vorliegenden Modebandes wiedergebenen Gemälde sind in unserem Verlage auch in großen Farbenlichtdrucken erschienen. Illustrierter Katalog M. 1.—. Von den einfarbigen Abbildungen, auch der übrigen Modebände, sind viele in Bruckmanns Pigmentdruck-Kollektion enthalten.
Illustriertes Auswahlverzeichnis auf Wunsch.

DIE MODE

MENSCHEN UND MODEN IM MITTELALTER, 16., 17., 18. UND 19. JAHRHUNDERT NACH BILDERN UND KUPFERN DER ZEIT. MIT TEXT VON MAX VON BOEHN

Jetzt vollständig in acht wunderhübsch ausgestatteten Bänden, mit etwa 2000 Abbildungen und Tafeln, davon 239 in Farben

1. DAS MITTELALTER: Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance
2. DAS SECHZEHNTE JAHRHUNDERT
3. DAS SIEBZEHNTE JAHRHUNDERT. 3. Auflage
4. DAS ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT. 3., verbess. Auflage
5. bis 8. DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT:
   - I. Bd.: 1790-1817. Directoire - Empire - Befreiungskriege. 4. Aufl.
   - II. Bd.: 1818-1842. Restauration - Biedermeierzeit. 5., verm. Aufl.
   - III. Bd.: 1843-1878. 48er Revolution - Zweites Kaiserreich. 5. Aufl.
   - IV. Bd.: 1879-1914. 2. Auflage

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich

In Kassetten sind lieferbar:
Mittelalter bis achtzehntes Jahrhundert: vier Bände
Das neunzehnte Jahrhundert: vier Bände
Mittelalter bis neunzehntes Jahrhundert: acht Bände
in Pappbänden, Leinen oder Halbleder

Von demselben Verfasser erschienen in anderen Verlagen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BEKLEIDUNGSKUNST UND MODE
Kleinquart, 128 Seiten mit 137 Abbildungen

MODESPIEGEL
Kleinquart, 176 Seiten mit 132 farbigen und schwarzen Abbildungen

DAS BÜHNENKOSTÜM
IN ALTERTUM, MITTELALTER UND NEUZEIT
Großquart, 496 Seiten mit 350 Abbildungen

BIEDERMEIER
DEUTSCHLAND VON 1815—1841
Großquart, XII und 584 S. mit 300 schwarzen und farbigen Bildern

